

9. Jahrgang 1999 Heft 2

Milieukonzept und empirische Forschung

C

COMPARATIV

Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung

Revue de synthèse

Revue trimestrielle fondée en 1900 par Henri Berr

Rédacteur en chef : Éric Brian
Secrétaire de rédaction : Agnès Biard

N°s 2-3/1998

160 F/24,39 €

HISTOIRE DU SCEPTICISME. DE SEXTUS EMPIRICUS À RICHARD H. POPKIN

Sylvia GIOCANTI. — Histoire du fidéisme, histoire du scepticisme?/The history of fideism, the history of scepticism?

Sophie ROUX. — Le scepticisme et les hypothèses de la physique/Scepticism and the hypotheses of physics.

Jacqueline LAGRÉE. — Religion naturelle et scepticisme religieux/ Natural religion and religious scepticism.

Catherine LARRÈRE. — Scepticisme et politique/Scepticism and politics.

Frédéric BRAHAMI. — L'articulation du scepticisme religieux et du scepticisme profane dans l'Histoire du scepticisme d'Érasme à Spinoza de Richard H. Popkin/The connection between religious scepticism and profane scepticism in The History of scepticism from Erasmus to Spinoza.

Alban BOUVIER. — Histoire des idées, sociologie des croyances et processus argumentatifs. Scepticisme et modernité d'après Richard H. Popkin/The history of ideas, the sociology of belief and argumentative procedures. Scepticism and modernity according to Richard H. Popkin.

INÉDIT/Richard H. POPKIN. — Reflexions on the history of scepticism.

REVUE CRITIQUE/A. GLÉMAIN. — R. Popkin et l'histoire du scepticisme.

Direction et rédaction

Fondation « Pour la science »
Centre international de synthèse
12, rue Colbert - 75002 Paris

Tél. +33(0)1.42.97.50.68

Fax. +33(0)1.42.97.46.46

Adresse électronique
synthese@filnet.fr

Diffusion au numéro

Éditions Albin Michel
22, rue Huyghens - 75014 Paris
Tél. +33(0)1.42.79.10.00

Abonnements 1999

France : 330 F/50,30 €

Étranger : 400 F/61,00 €

Hudol. Gestion informatique
Abonnements à la Revue de synthèse
17, rue Leconte-de-Lisle - 91320 Wissous
Tél. +33(0)1.60.11.68.90
Fax. +33(0)1.60.11.69.08

COMPARATIV

Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung

Herausgegeben im Auftrag der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e.V.
von Matthias Middell

Wissenschaftlicher Beirat:

Lluís Roura Aulinas, Barcelona * Alberto Gil Novales, Madrid * Wolfgang Küttler,
Berlin * Wojciech Kunicki, Wrocław * Guy Lemarchand, Rouen * Hans-Jürgen Lüse-
brink, Saarbrücken * Magnus Mörner, Göteborg * Horst Pietschmann, Hamburg *
Ljudmila A. Pimenova, Moskau * Ernst Schulin, Freiburg i. Br. * Edoardo Tortarolo,
Turin * Michel Vovelle, Paris

Redaktion:

Gerald Diesener, Hartmut Elsenhans, Wolfgang Fach, Christian Fenner,
Eckhardt Fuchs, Frank Geißler, Katharina Middell, Matthias Middell, Hannes Siegrist,
Georg Vobruba, Michael Zeuske

Anschrift der Redaktion:

Zentrum für Höhere Studien
Universität Leipzig
Augustusplatz 10/11, 04109 Leipzig
Tel.: (0341) 9730230 Fax: (0341) 9605261
middell@rz.uni-leipzig.de

Heftproduktion:

Leipziger Universitätsverlag GmbH
Oststr. 41, 04317 Leipzig
Tel./Fax: (0341) 99 00 440 Fax: (0341) 973 00 99

Bezugsbedingungen:

Die Zeitschrift erscheint sechsmal jährlich mit einem Umfang von jeweils 140 Seiten.
Einzelheftpreis DM 14,80; Jahresabonnement DM 75,00; ermäßigtes Abonnement
DM 35,00. Abonnement für Mitglieder der Karl-Lamprecht-Gesellschaft DM 50,00
(im Mitgliedsbeitrag enthalten).

Bestellungen richten Sie bitte an den Buchhandel oder an den Verlag.
Zuschriften und Manuskripte senden Sie bitte an die Redaktion.

Milieukonzept und empirische Forschung

Herausgegeben von
Thomas Adam und Werner Bramke



Leipziger Universitätsverlag 1999

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Comparativ : Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung / hrsg. im Auftr. der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e.V. – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl.

Früher Schriftenreihe. – Früher außerdem hrsg. vom Interdisziplinären Zentrum zur Vergleichenden Erforschung Gesellschaftlicher Transformationen (IZT) i.G. an der Universität Leipzig.

ISSN 0940-3566

Jg. 9, H. 2. Milieukonzept und empirische Forschung. – 1999

Milieukonzept und empirische Forschung / hrsg. von Thomas Adam und Werner Bramke. – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl., 1999

(Comparativ ; Jg. 9, H. 2)

ISBN 3-933240-82-4

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 1999

COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 9 (1999) 2

ISSN 0940-3566

ISBN 3-933240-82-4

Inhalt

Editorial		7
<i>Dieter Rink</i>	Politisches Lager und ständische Vergesellschaftung. Überlegungen zum Milieukonzept von M. Rainer Lepsius und dessen Rezeption in der deutschen Geschichtsschreibung	16
<i>Thomas Adam</i>	Wie bürgerlich war das sozialdemokratische Milieu?	30
<i>Detlef Schmiechen-Ackermann</i>	Nationalsozialismus und proletarische Quartiersmilieus. Anpassungs- und Verweigerungsverhalten in großstädtischen Arbeitervierteln	43
<i>Heiko Tammema</i>	Milieu, Lager und Solidargemeinschaft – Spurensuche in einer kleinen Stadt	57
<i>Helge Matthiesen</i>	Weder konservativ noch Milieu?	78
<i>Benjamin Ziemann</i>	Das Ende der Milieukoalition. Differenzierung und Fragmentierung der katholischen Sozialmilieus nach 1945	89

Forum

<i>Stefan Troebst</i>	Nordosteuropa als historischer Konflikt- und Kooperationsraum	102
-----------------------	---	-----

Buchbesprechungen

John Iliffe, <i>Geschichte Afrikas</i> . Aus dem Englischen von Gabriele Gockel und Rita Seuß, München 1995 (<i>Adam Jones</i>)	115
Wolfgang Schmale, <i>Archäologie der Grund- und Menschenrechte in der Frühen Neuzeit</i> . Ein deutsch-französisches Paradigma, München 1997 (<i>Helmut Goerlich</i>)	117
Cilli Kasper-Holtkotte, <i>Juden im Aufbruch</i> . Zur Sozialgeschichte einer Minderheit im Saar-Mosel-Raum um 1800, Hannover 1996 (<i>Solvejg Höppner</i>)	118

Ulrike Schmieder, Lateinamerika in Periodika deutscher Regionen. Die Widerspiegelung der gesellschaftlichen Transformation Lateinamerikas in publizistischen Quellen 1760–1850, Hamburg 1998 (<i>Jürgen Müller</i>)	120
Hans-Joachim König/Stefan Rinke (Hrsg.), Transatlantische Perzeptionen: Lateinamerika, USA, Europa in Geschichte und Gegenwart, Stuttgart 1998 (<i>Michael Riekenberg</i>)	122
„Natürlich – die Tauchaer Straße!“ Beiträge zur Geschichte der „Leipziger Volkszeitung“, hrsg. von Jürgen Schlimper, Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 1997 (<i>Marion Marquard</i>)	123
Harald Heppner (Hrsg.), Der Weg führt über Österreich ... Zur Geschichte des Verkehrs- und Nachrichtenwesens von und nach Südosteuropa (18. Jh. bis zur Gegenwart), Wien/Köln/Weimar 1996 (<i>Uwe Müller</i>)	124
Gudrun Brockhaus, Schauder und Idylle – Faschismus als Erlebnisangebot, München 1997 (<i>Friedemann Scriba</i>)	127
Richard Sennett, Der flexible Mensch – die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 1998 (<i>Friedemann Scriba</i>)	129
Alf Lüdtke/Peter Becker (Hrsg.), Akten. Eingaben. Schaufenster. Die DDR und ihre Texte. Erkundungen zu Herrschaft und Alltag, Berlin 1997 (<i>Matthias Middell</i>)	132
Hans-Jürgen Bieling/Frank Deppe (Hrsg.), Arbeitslosigkeit und Wohlfahrtsstaat in Westeuropa. Neun Länder im Vergleich, Opladen 1997 (<i>Michael Ebert</i>)	134
Martin Sebaldt, Organisierter Pluralismus. Kräftefeld, Selbstverständnis und politische Arbeit deutscher Interessengruppen, Opladen 1997 (<i>Werner Bühner</i>)	138
Resümees/Abstracts	140
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	144

Editorial

Kaum¹ ein anderer wissenschaftlicher Aufsatz während der letzten drei Jahrzehnte dürfte so die deutsche Zeitgeschichtsforschung beeinflusst oder besser: mitbestimmt haben wie Maria Rainer Lepsius' Betrachtungen zum deutschen Parteiensystem². Die Wirkung dieser Schrift hat wesentlich mit dem Zeitpunkt ihres Erscheinens zu tun. Die Auseinandersetzungen um die Ursachen, die zur Herrschaft des Nationalsozialismus führten, und dabei insbesondere die Sonderwegs-Debatte erhielten immer wieder neue Nahrung, wissenschaftliche wie politische; sie wurden in den späten Sechzigern auch eminent politisch geführt. Die Sozialgeschichte als relativ eigenständige Disziplin mit ihrer Ausrichtung auf besonders die Untersuchung der Strukturen der modernen deutschen Gesellschaft strebte ihrem ersten Höhepunkt entgegen, wobei sich die Bielefelder Schule als Schrittmacher erwies.³ Kritiker des sozialgeschichtlichen Forschungsansatzes monierten freilich die Abstraktheit und den Mangel an Lebendigkeit, das Verschwinden des Individuums, die Vernachlässigung lebensweltlicher Umstände.

Zwar hatte Lepsius diese Kritiken wohl weniger im Blick, als er seine Deutung für ein einerseits über reichlich sechzig Jahre erstaunlich stabiles deutsches Parteiensystem und andererseits dessen schnellen Zerfall am Ende der zwanziger Jahre veröffentlichte. Aber seine Hinwendung zu den kleinräumigen Milieus auf lokaler oder gar Quartiersebene rückte für den, der Lepsius folgte, zwangsweise lebensweltliche Zusammenhänge in das Zentrum der Betrachtung, dabei nicht zuletzt auch kulturgeschichtliche Momente und Mentalitäten. Hinzu kam, daß über die Klassen- und

-
- 1 Das einschränkende „kaum“ wird von uns deshalb gesetzt, weil Hans Mommsen 1966 also im Jahr der Erstveröffentlichung des Aufsatzes von Lepsius der deutschen Widerstandsforschung einen ähnlichen Impuls gab wie Letzterer der deutschen Parteien- und Wahlforschung. Vgl. H. Mommsen, Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstandes, in: W. Schmitthener/H. Buchheim (Hrsg.), Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Vier historisch-kritische Studien, Köln 1966. Mommsens Studie stellte so etwas wie eine Initialzündung für eine grundlegende Richtungsänderung in der deutschen Widerstandsforschung dar, darin vergleichbar der Wirkung, die die Theorie von Lepsius' „sozial-moralischen Milieus“ auf zumindest die Forschungen zur deutschen Parteiengeschichte in Monarchie und Weimarer Republik hatte.
 - 2 M. R. Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: G. A. Ritter (Hrsg.), Die deutschen Parteien vor 1918, Köln 1973. Die hier angegebene Quelle ist die am meisten verwendete.
 - 3 Insbesondere zwei Publikationen wurden Anfang der siebziger Jahre zu Klassikern der deutschen Sozialgeschichtsschreibung: J. Kocka, Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918, Göttingen 1973; H.-U. Wehler, Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918, Göttingen 1973.

Schichtenanalyse wohl wichtige, ja entscheidende Aufschlüsse für politische Entwicklungen gegeben werden konnten, wie es gerade Kocka in bemerkenswerter Weise demonstriert hatte. Trotzdem blieben viele Fragen offen, z.B. was den Zusammenhang von sozialstruktureller Entwicklung und politischem Verhalten betraf, etwa wenn gravierende soziale Verschiebungen keinesfalls solche im politischen Bereich nach sich zogen und ein „falsches“ Bewußtsein angenommen werden mußte. Die sozialmoralischen Milieus standen nun nicht im schroffen Gegensatz zu den Klassenstrukturen, sie konnten durchaus Bausteine derselben sein, freilich solche mit beträchtlichem Eigen-Sinn. Der Zusammenhang von Milieu und größerer Struktureinheit, ob Klasse oder Schicht, konnte um so besser erforscht werden, als die quantifizierende Sozialgeschichtsforschung sich kleinräumigen Forschungsobjekten, regionalen und lokalen, zuwandte. Und schließlich gewann das Milieu-Konzept auch deshalb bald an Boden, weil es sich deutlich vom marxistisch-leninistischen Klassenkonzept abhob, was in den Auseinandersetzungen mit der DDR-Geschichtsschreibung in den siebziger und z.T. auch noch in den achtziger Jahren nicht ohne Belang war.

Heute, da das Milieu-Konzept von Lepsius einigermaßen in der Kritik steht, mag verwundern, daß nicht andere, außerhalb Deutschlands entwickelte und in verschiedenen Ländern erfolgreich angewandte theoretische Ansätze zur Erforschung der politischen Landschaft schon in den sechziger und siebziger Jahren von den Historikern der Bundesrepublik mit größerer Aufmerksamkeit bedacht worden sind. Das gilt z. B. für das Konzept der politischen Kultur, von dem Karl Rohe noch 1990 konstatierte, daß es bis zum Ende der siebziger Jahre „allenfalls von einigen Experten benutzt wurde“.⁴ Das hing allerdings auch mit diesem Konzept selbst zusammen, das bei seiner Begründung⁵ in einen zu engen normativen Rahmen gepreßt wurde, und als dieser aufgeweicht wurde, so an Konturen verlor, daß Max Kase das vielzitierte Wort vom an die Wand zu nagelnden Pudding prägte.⁶ Es mag auch sein, daß der generell vergleichsweise geringe Einfluß der Politikwissenschaft auf die Historiker der Bundesrepublik zur Distanz gegenüber diesem Konzept mitgespielt hat und daß die Sonderwegsthese, so fruchtbar sie im ganzen war⁷ und als anregend auch noch heute verstanden

4 K. Rohe, Politische Kultur und ihre Analyse. Probleme und Perspektiven der politischen Kulturforschung, in: Historische Zeitschrift 250 (1990), S. 321.

5 Vg. G. Almond/S. Verba (Hrsg.), The Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations, Princeton/New York 1963.

6 M. Kase, Sinn oder Unsinn des Konzepts Politische Kultur für die vergleichende Politikforschung, oder auch der Versuch, einen Pudding an die Wand zu nageln, in: derselbe/H. D. Klingmann (Hrsg.), Wahlen und politisches System. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1980, Opladen 1983, S. 144.

7 Den fruchtbaren Ansatz erkennt auch Helga Grebing in ihrer kritischen Prüfung der Sonderwegsthese an. Vgl. dieselbe, Der deutsche Sonderweg in Europa 1806–1945. Ei-

wird⁸, als Barriere gegenüber anderen und im Ausland angewandten Theorien wirkte, obwohl sie doch zum Vergleich herausforderte, um eben den besonderen deutschen Weg als solchen zu begründen. Ob das Konzept der politischen Kultur perspektivisch in der Erforschung der deutschen Parteienlandschaft des 19. und 20. Jahrhunderts nun an Boden gewinnen wird, ist nicht so sicher. Hoffnungsvoll erscheinen immerhin die Ansätze von Thomas Kühne⁹ und James Retallack¹⁰ mit der Konzentration auf die Wahlkultur. Sie signalisieren auch in diesem Bereich eine Hinwendung zur kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise.

Weniger verständlich als die Distanz der meisten deutschen Historiker gegenüber der Politischen Kulturforschung erscheint und zwar nicht nur auf den ersten Blick die bis vor kurzem geringe Beachtung des Modells der Versäulung, wie es in den Niederlanden entwickelt wurde¹¹ und in der Schweiz sowie in Österreich bzw. für die Habsburger Monarchie zur Anwendung kam¹². Denn in diesen Ländern waren die sozialen Strukturen und politischen Konfliktlinien seit dem Siegeszug der Industrialisierung durchaus mit denen in Deutschland vergleichbar.¹³ Der Terminus Versäulung „stand für die Segmentierung der Gesellschaft in mehrere Subsysteme

ne Kritik, Stuttgart u.a. 1986, S. 196-199. Sie fordert aber, „neben die ‘Schwarze Linie’ der historischen Kontinuität ... eine ‘weiße Linie’ zu setzen. In sie könnte all das eingebracht werden, was auch und auch des öfteren sogar gerade und zuerst in Deutschland gedacht und getan worden ist für die Selbstbefreiung und Selbstbestimmung des Individuums in der bürgerlichen Gesellschaft und deren Transformation in eine Gesellschaft der sozialstaatlich garantierten relativen Gleichheit...“ (Ebenda, S. 199).

- 8 Vgl. J. Kocka, Nach dem Ende des Sonderwegs. Zur Tragfähigkeit eines Konzepts, in: A. Bauerkämper u.a. (Hrsg.), *Doppelte Zeitgeschichte. Deutsch-deutsche Beziehungen 1945–1990*, Bonn 1998, bes. S. 370-375.
- 9 T. Kühne, Historische Wahlforschung in der Erweiterung, in: *Modernisierung und Region im Wilhelminischen Deutschland. Wahlen, Wahlrecht und Politische Kultur*, hrsg. von S. Lässig u.a., Bielefeld 1995, S. 40-67.
- 10 J. Retallack, Politische Kultur, Wahlkultur, Regionalgeschichte. Methodologische Überlegungen am Beispiel Sachsens und des Reiches, in: ebenda, S. 15-38.
- 11 Vgl. J. P. Kruijt/W. Goddijn OMF, Versäulung und Entsäulung als soziale Prozesse, in: J. Matthes (Hrsg.), *Soziologie und Gesellschaft in den Niederlanden*, Berlin 1965, S. 115-149; P. Luyckx, Versäulung in den Niederlanden. Eine kritische Betrachtung der neueren Historiographie, in: *Zentrum für Niederlanden-Studien Jahrbuch 2* (1991), S. 39-51.
- 12 Vgl. U. Altermatt, *Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken*, Zürich 1989; H. Righart, *De katholieke zuil in Europa. Een vergelijkend onderzoek naar het ontstaan van verzuiling onder katholieken in Oostenrijk, Zwitserland, België en Nederland*, Amsterdam 1986.
- 13 Das gilt übrigens auch für nichtdeutsche Teile der Habsburger Monarchie, wie jüngst Robert Luft in einer hochinteressanten Analyse der mährischen Gesellschaft und Parteienlandschaft bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges nachgewiesen hat. Vgl. derselbe, *Politische Kultur und Regionalismus in einer Zentrallandschaft zweiten Grades: das Beispiel Mähren im späten 15. Jahrhundert*, in: *Politische Kultur in Ostmittel- und Südosteuropa*, hrsg. von W. Bramke in Verbindung mit T. Adam, Leipzig 1999, S. 125-160.

me, vor allem ein katholisches, ein orthodox-protestantisches sowie ein sozialistisches. Diese Subsysteme hatten jeweils ihre eigene Ideologie, ihre eigene Partei und sie verfügten über Organisationskomplexe, die sich auf die verschiedensten Lebensbereiche erstreckten und den Säulen manchmal ein autarkes Aussehen verliehen.¹⁴ Hier fehlt also nur das liberale „Subsystem“ resp. Milieu, sonst hätten wir die gleichen vier Lager wie in Deutschland. Da dieses in der deutschen Milieuforschung bisher arg vernachlässigt wurde, kann hier der Grund für die Abstinenz gegenüber dem Versäulungsmodell nicht zu suchen sein. Was das katholische Milieu betrifft, das ein bevorzugter Untersuchungsgegenstand bundesdeutscher Forscher war und ist, sind für die Zeit der Monarchie deutliche Parallelen zwischen den Niederlanden und Deutschland festgestellt worden.¹⁵

Eher könnte ein anderer Faktor dafür bestimmend gewesen sein, daß in Deutschland das Säulen-Modell bisher wenig diskutiert wurde. Denn, so Luykx, die „drei oder vier unterschiedlichen, ideologisch oder kirchlich-religiös bestimmten Bevölkerungsgruppen stellte man sich vor als Säulen, die das gemeinsame Dach der Nation trugen, womit sowohl der Nationalgedanke wie auch das als positiv empfundene politische und gesellschaftliche System gemeint waren.“¹⁶ Es gilt aber für Deutschland als nicht zu bezweifeln, daß die vier angenommenen Lager, das sozialistische, das liberale, das katholische und das konservative, eben nicht wie Säulen ein gemeinsames Dach trugen, sondern sich mehr befehdeten als übereinstimmten, in entscheidenden Konfliktlagen sich polarisiert gegenüberstanden, wofür die gegenseitige Abschottung der die großen Parteien stützenden Milieus eine entscheidende Rolle gespielt habe. Trotzdem bleibt es ein Versäumnis, daß die Forschungen in den Nachbarländern bis vor kurzem bei deutschen Forschern wenig Beachtung fanden, zumindest was ihre Nutzung für den Vergleich betrifft.

Ein wenig mehr, aber auch nicht allzu viel Beachtung fand in Deutschland die in Frankreich aus der *Annales*-Schule¹⁷ heraus entwickelte *Histoire des mentalités*. Auch sie bietet einen Zugang zu dem Phänomen der sozialen Gruppenbildung, da die Mentalitätsforschung „kollektive Dispositionen“ sozialer Gruppen oder ganzer Gesellschaften untersucht. Mentalitäten werden als kollektive Dispositionen beschrieben, „und es wird angenommen, daß die Angehörigen einer Gruppe sich ... entsprechend der

14 P. Luykx, Versäulung in den Niederlanden (Anm. 11), S. 39.

15 Vgl. ebenda, S. 44.

16 Vgl. ebenda, S. 39.

17 Vgl. hierzu: P. Burke, Offene Geschichte. Die Schule der *Annales*, Berlin 1991; M. Middell/S. Sammler (Hrsg.), Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der *Annales* in ihren Texten 1929–1992, Leipzig 1993; G. Iggers, Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert, Göttingen 1993, S. 41–50.

Mentalität der Gruppe verhalten“.¹⁸ Da die Mentalitätsforschung im Gegensatz zur niederländischen Versäulungs- und zur deutschen Milieu-Forschung nicht von ökonomischen oder gesellschaftlichen Vorannahmen über soziale Gruppen ausgeht, sondern von Texten und Textkorpora dieser Gruppen, muß „die Bezugsgruppe, die an der jeweiligen Mentalität teilhat, zunächst nicht genau umrissen ... werden. Auf diese Weise läßt es sich am ehesten vermeiden, daß soziale Gruppen primär oder ausschließlich aufgrund ökonomischer und gesellschaftlicher Kriterien definiert werden und dann gefragt wird, worin die kulturellen Gemeinsamkeiten dieser Gruppe bestehen, als ob kulturelle Momente nicht ihre eigenen Kriterien von Affinität und Abgrenzung besäßen.“¹⁹ Die Ursachen für die bis heute nur marginale Rezeption der Mentalitätsforschung für Forschungen zum 19. Jahrhundert in der deutschen Historiographie²⁰ liegt vor allem darin, daß „die französischen Historiker Mentalitäten im Sinne Fernand Braudels als Phänomene von sehr langer Dauer“ betrachteten und daher die Mentalitätsgeschichte auf die vorrevolutionäre Periode verweisen²¹. Zur Beschreibung von Phänomenen des industriellen Zeitalters scheint die Mentalitätsgeschichte nicht anwendbar, da diese Periode eben nicht durch Stabilität sondern durch raschen Wandel charakterisiert ist.²²

Seitdem Lepsius zur Erklärung der hohen Stabilität des deutschen Parteiengefüges über den gesellschaftlichen Umbruch von 1918/19 hinweg die Existenz von vier sozialmoralischen Milieus annahm, entstand eine kaum noch zu überschauende Vielzahl von regionalen und lokalen Studien.²³ Dabei wurden vielfach die sozialmoralischen Milieus, von Lepsius als theoretische Konstrukte zur Erklärung eines Phänomens des Parteiengefüges erdacht, selbst zu einem Untersuchungsgegenstand. Es galt nun nicht mehr unter Zuhilfenahme diesen Theorems andere historische Prozesse zu erklären, sondern die Existenz vor allem sozialdemokratischer und katholi-

18 V. Sellin, *Mentalitäten in der Sozialgeschichte*. in: W. Schieder/V. Sellin (Hrsg.), *Sozialgeschichte in Deutschland*, Bd. 3, Göttingen 1987, S. 104.

19 V. Sellin, *Mentalitäten in der Sozialgeschichte* (Anm. 18), S. 111.

20 Vgl. W. K. Blessing, *Zur Analyse politischer Mentalität und Ideologie der Unterschichten im 19. Jahrhundert. Aspekte, Methoden und Quellen am bayerischen Beispiel*, in: *Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte* 34 (1971), S. 768-816; A. E. Imhof, *Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren und weshalb wir uns heute so schwer damit tun*, München 1984; T. Nipperdey, *Der Kölner Dom als Nationaldenkmal*, in: *Historische Zeitschrift* 233 (1981), S. 595-613.

21 F. Braudel, *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.*, 3 Bde., Frankfurt a. M. 1990; J. Le Goff, *Für ein anderes Mittelalter. Zeit, Arbeit und Kultur im Europa des 5.-15. Jahrhunderts*, Hamburg 1987.

22 Sellin, *Mentalitäten in der Sozialgeschichte* (Anm. 18), S. 12.

23 Zum Forschungsüberblick vgl. H.-J. Smula, *Milieus und Parteien: Eine regionale Analyse der Interdependenz von politisch-sozialen Milieus, Parteiensystem und Wahlverhalten am Beispiel des Landkreises Lüdinghausen 1919 bis 1933*, Münster 1987, S. 3-36; S. Weichlein, *Sozialmilieus und politische Kultur in der Weimarer Republik*, Göttingen 1996, S. 17-25.

scher Milieus nachzuweisen. Das ursprüngliche Ziel von Lepsius geriet nicht selten aus dem Blickfeld derer, die sich mit Milieuforschungen beschäftigten, was dazu führte, daß sich die historische Milieuforschung allmählich – wenigstens teilweise – in eine Einbahnstraße hineinmanövrierte.

Da die Resultate der empirischen Forschung sich oft nicht mit der von Lepsius erarbeiteten Definition in Übereinstimmung bringen ließen, entstand eine Vielzahl neuer Definitionen, deren Spannbreite von kommunikationsorientierten Auslegungen über sozialstrukturelle bis hin zu sozialräumlichen reicht.²⁴ Diese Vielfalt die an sich kein Nachteil sein muß erschwert einen Vergleich der unterschiedlichen Milieustudien erheblich.

Trotz der kaum noch überschaubaren Flut von Milieu-Studien bestehen noch immer zentrale Forschungsdesiderata. So wurde bisher das Augenmerk auf die Weimarer Republik gerichtet und damit auf die Zeitspanne, in der die Milieus unbestritten ihren Höhepunkt erreicht hatten. Über die Konstituierungsphase der Milieus ist bisher kaum etwas bekannt, obwohl es bei dieser Frage – wie Sywottek schon 1984 hervorhob – nicht bloß um das Tilgen weißer Flecken geht, sondern um die Gewinnung des Rahmens.²⁵ Damit verbunden etablierte sich in der Historiographie die Annahme, daß eine wesentliche Voraussetzung der Milieukonstituierung die Ausgrenzung eines bestimmten Teiles der Bevölkerung durch die Mehrheit sei. Folglich führte der Kulturkampf zur Ausbildung des katholischen und das Sozialistengesetz zur Ausbildung des sozialdemokratischen Milieus. Eine solche Auffassung unterschätzt die Existenz von liberalen und konservativen Milieus, die jedoch unverzichtbarer Bestandteil des Milieu-Modells von Lepsius sind.

Im Gegensatz zur Konstituierungsphase der Milieus, die für Historiker unattraktiv zu sein scheint, wird der Auflösung der Milieus großes Interesse entgegengebracht. Die Auseinandersetzung darum, wann sich die Milieus aufgelöst haben bzw. wann sie zerfallen sind, wird zeitweise fast wie ein Glaubenskrieg geführt. Während die eine Partei davon ausgeht, daß die Milieus bereits durch den Nationalsozialismus zerstört wurden²⁶, geht die andere davon aus, daß die Sozialmilieus noch bis in die 1950er Jahre überdauert hätten²⁷.

24 Für Smula ist ein Milieu „ein netzwerkähnliches System sozialer Kommunikation und Interaktion. Siehe H.-J. Smula, *Milieus und Parteien* (Anm. 23). Bleek hingegen untersucht Milieus als sozial-räumliche Einheiten. Vgl. S. Bleek, *Quartierbildung in der Urbanisierung. Das Münchener Westend 1890–1933*, München 1991.

25 A. Sywottek, *Konsumverhalten der Arbeiter und „sozialistische“ Konsumgenossenschaften: Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik*, in: A. Lehmann (Hrsg.), *Studien zur Arbeiterkultur*, Münster 1984, S. 59.

26 M. Broszat u.a. (Hrsg.), *Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland*, München 1988.

27 J. Mooser, *Auflösung der proletarischen Milieus. Klassenbindung und Individualisierung in der Arbeiterschaft vom Kaiserreich bis in die Bundesrepublik Deutschland*, in: *Soziale Welt* 1983, S. 270-306.

Ein letztes hier aufzuführendes Problem besteht darin, daß die meisten der Untersuchungen auf ein Milieu gerichtet sind und damit die Möglichkeit verschenken, Übergänge und Grauzonen zwischen den Milieus zu analysieren. Folglich konnten zentrale Fragen, wie die nach der Abgeschlossenheit der Milieus gegeneinander oder ihrer integrativen bzw. desintegrativen Funktion bisher nicht fundiert beantwortet werden.

Diese Situation veranlaßte die Arbeitsgruppe „Sachsen im 19. und 20. Jahrhundert“ im Zentrum für Höhere Studien der Universität Leipzig im vergangenen Jahr, ein Kolloquium mit Historikern und Soziologen durchzuführen, um über verschiedene Milieukonzepte und deren Anwendung an Fallbeispielen zu diskutieren.

Die hier veröffentlichten Beiträge gingen aus dieser Diskussion hervor. Daß in ihr ein Soziologe (*Dieter Rink*) den Part übernahm, das Lepsius'sche Konzept der „sozial-moralischen Milieus“ einer grundsätzlichen Prüfung zu unterziehen, erwies sich schon deshalb als vorteilhaft, als er im gegenwärtigen Streit um die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Konzepts Sachkunde und relative Unbetroffenheit verbinden konnte. Letzteres vor allem deshalb, weil er konstatieren mußte, daß die Soziologen sich diesem Konzept nur zögernd näherten, was nicht gar so verwunderlich ist, weil Lepsius' Erklärungsmuster auf eine ganz konkrete historische Entwicklung zugeschnitten ist. Rinks Prüfung fällt sehr kritisch aus. Dem Konzept wird angelastet, daß es viel zu sehr auf die abgrenzende, desintegrative Rolle von Milieus und zu wenig auf ihre integrative Funktion zielt, die politischen Konfliktlinien zu statisch absteckt. Die Historiker hätten sich in seiner Anwendung viel zu sehr in lokalen und regionalen Studien verloren. Ob dieser Vorwurf zutrifft, lassen wir dahingestellt sein. Kaum in Zweifel dürfte jedoch der Vorwurf des zu langen Verzichts einer theoretischen Problemdiskussion des Konzepts an die Historikerkunft zu ziehen sein. Rink sieht aber auch, „daß der Milieuansatz vor allem als Idealtypik Sinn macht“ und bei der Ursachenforschung für den Siegeszug des Nationalsozialismus am Ende der Weimarer Republik beträchtlichen Erkenntnisgewinn beförderte.

In den folgenden Beiträgen wird das Milieukonzept von Lepsius zumeist kurz diskutiert überwiegend zustimmend, aber keineswegs unkritisch und nicht dogmatisch angewandt, um konkrete Fragestellungen zu beantworten oder räumlich relativ eng begrenzte Untersuchungen zu resümieren. Einen Vorwurf, den Rink zu Recht an die Adresse der Historiker richtet, kann man gegenüber dieser Zusammenstellung von Fallstudien nicht erheben: eine zu einseitige Konzentration auf die Arbeitermilieus.

Thomas Adam hatte bei seiner Untersuchung, die zu einer Dissertation führte, zumindest zeitweilig die sozialdemokratische Hochburg, nämlich Leipzig im Visier. Er moniert berechtigt, daß in den bisherigen Forschungen viel zu wenig die Konstituierung und frühe Entwicklung der Milieus

berücksichtigt wurde und Befunde aus der Weimarer Republik zu unzulässigen Verallgemeinerungen führten. Er kommt für Leipzig zum Ergebnis, daß das Arbeitermilieu erheblich weniger sozial abgeschottet als vielfach angenommen war und durchaus mittels der Milieuorganisationen, etwa im kulturellen Bereich, eine integrative Funktion hatte.

Als gut korrespondierend zu Adams Forschungsgegenstand und Befunden erweist sich *Detlef Schmiechen-Ackermanns* Untersuchung zur Herausforderung von „proletarischen Quartiermilieus“ unter NS-Bedingungen, nicht zuletzt auch deshalb, weil der Autor das Fallbeispiel Hannover, das schon mehrfach zu Leipzig in Beziehung gesetzt worden ist, unter die Lupe nimmt. Er akzeptiert und würdigt Adams Forschungen, die für lange als typisch proletarisch angesehene Stadtviertel Leipzigs durchaus sozial gemischt dastehen lassen, gibt aber zu bedenken, daß der proletarische Charakter eines Viertels sich nicht allein aus dem Prozentsatz der Wohnbevölkerung ablesen läßt. Er weist nach, wie die unterschiedliche soziale Strukturierung der Arbeiterquartiere Hannovers den Nazis ganz unterschiedliche Voraussetzungen für ihr Vordringen bzw. die Resistenz der Bewohner bot. Sehr interessant ist seine Skizzierung der Vorgehensweise von NSDAP und SA, die verdeutlicht, wie diese Seite der Machteroberung viel zu selten untersucht wurde. Schmiechen-Ackermann demonstriert, was das flexibel genutzte Milieu-Konzept leisten kann, besonders wenn wie hier der Vergleich mit anderen Städten zum Tragen kommt.

In den beiden folgenden Beiträgen geht es um Milieubildung und -erosion in ostdeutschen Kleinstädten, was schon deshalb wichtig ist, weil die Milieuforschung bis zum Beginn der neunziger Jahre sich vorzugsweise auf die Großstädte konzentrierte. Während aber bisherige Untersuchungen zu Kleinstädten wie die zu Freital²⁸ und Döbeln²⁹ im alt- und hoch-industrialisierten Sachsen auf vertrautem Boden angestellt werden, wird mit dem brandenburgischen Luckenwalde und dem vorpommerschen Greifswald ein wenig beackertes Feld vorgenommen.

Auch *Heiko Tammerna*, dessen Interesse der Heimatstadt Rudi Dutschkes Luckenwalde gilt, hält das Modell der sozial-moralischen Milieus für entwicklungsfähig, nicht zuletzt im Zusammenhang mit Begriffen wie Lager und Solidargemeinschaft. In der einstigen Hutmacher-Stadt dominierten von der Monarchie bis gegen Ende der Weimarer Republik zwei Lager, das sozialistische (von der SPD und ihren Milieuorganisationen dominiert) und das bürgerlich-nationale, zu dem in Luckenwalde offenkundig durch die konfrontative Lagerbildung bedingt auch die DDP gehörte. Der relativ

28 F. Walter, Freital: Das „Rote Wien Sachsens“, in: derselbe/T. Dürr/K. Schmidke, Die SPD in Sachsen und Thüringen zwischen Hochburg und Diaspora. Untersuchungen auf lokaler Ebene vom Kaiserreich bis zur Gegenwart, Bonn 1993, S. 39-181.

29 C. Kurzweg, SPD und Bürgertum in der Döbelner Kommunalpolitik (1919-1933), in: W. Bramke/U. Heß (Hrsg.), Wirtschaft und Gesellschaft in Sachsen im 20. Jahrhundert, Leipzig 1998, S. 327-342.

hohe Beschäftigungsgrad von Frauen in der Industrie förderte die Bildung des Arbeitermilieus und seine Festigung als Solidargemeinschaft. Für diese Kleinstadt, so der Befund Tammenas, gelte nicht die sonst als weitgehend sicher angenommene Auflösung der Arbeiterkulturbewegung im Zuge der sich ausbreitenden Massenkultur. Es wird zu prüfen sein, ob dieses Fallbeispiel einen für Kleinstädte generellen Trend anzeigt.

Helge Matthiesen stellt den Extrakt seiner Dissertation über die Universitätsstadt Greifswald vor und kommt dabei zu überraschenden Erkenntnissen. In der Monarchie habe es dort keine unterschiedlichen Milieus gegeben, Liberale und Konservative bildeten gleichermaßen die Stützen der Gesellschaft, wobei die vergleichsweise starken Liberalen sogar überwiegend linksorientiert waren. Erst Weltkrieg und Revolution führten zu einer „nachholenden Milieubildung“, wobei nun die konservativ-nationalistische Richtung mit den Kriegervereinen und Wehrverbänden als Milieuorganisationen der DNVP dominierte bis sie von der NSDAP beerbt wurde. Aber nicht ganz, denn gerade dieser Konservatismus machte Kirchenkreise in Greifswald ganz im Gegensatz zum sonstigen Pommern gegenüber dem Nationalsozialismus resistent. Hier scheint sich vieles gegen den Strom entwickelt zu haben, und man darf auf diese Dissertation und ihre Herausforderung gegenüber bisherigen Forschungen zu Ostelbien gespannt sein. Matthiesens Urteil über die Milieutheorie von Lepsius gipfelt in der Erkenntnis, daß sie als geschlossene Theorie nicht Bestand haben, als heuristisches Mittel für interessante Einsichten brauchbar bleiben wird.

Zu einem ganz ähnlichen Erkenntnisstand gelangt *Benjamin Ziemann* in der abschließenden Studie über Differenzierung und Fragmentierung der katholischen Sozialmilieus nach 1945. In Übereinstimmung mit anderen Untersuchungen sieht er anders als Lepsius eine Kontinuität des katholischen Milieus durch die Zeit der NS-Herrschaft und ihre Restauration nach 1945 als gegeben an. Das, aber auch die Differenzierungen, die einer Auflockerung dieser Milieus seit den fünfziger Jahren den Boden bereiteten, belegt er überzeugend mit vielen Details, dabei immer die Gesamtentwicklung im Auge behaltend.

Fazit: Würde man das Kolloquium und seinen Extrakt in diesem Heft als einen Prozeß mit den Plädoyers für und gegen das Konzept der sozialmoralischen Milieus auffassen, käme man zu einem Freispruch, nicht mit Glanz und Gloria, aber auch nicht mangels an Beweisen.

Thomas Adam/Werner Bramke

Dieter Rink

**Politisches Lager und ständische Vergesellschaftung.
Überlegungen zum Milieukonzept von
M. Rainer Lepsius und dessen Rezeption in der
deutschen Geschichtsschreibung**

In der deutschen Soziologie war es bekanntlich M. Rainer Lepsius, der in den sechziger Jahren den Milieubegriff wieder in die wissenschaftliche Diskussion einbrachte. Sein Bezugspunkt war dabei aber nicht eine der klassischen Fassungen dieses Begriffs – etwa die der Durkheim-Schule in Frankreich oder die der deutschen Phänomenologie der zwanziger Jahre –, sondern eine Arbeit von Carl Amery, die sich der Frage nach dem Verhältnis von Katholizismus und kleinbürgerlichem Milieu vom Anfang des Jahrhunderts bis in die fünfziger Jahre widmete. Bei Amery stand eine politische Fragestellung am Ausgangspunkt der Analyse des deutschen Katholizismus – die nach der Haltung des Katholizismus zum Nationalsozialismus. Amery hatte dazu keinen eigenen Milieubegriff expliziert, er verwendete ihn alltagssprachlich und deskriptiv. Er ging von der Tatsache der Milieubindung unserer Denk- und Tugendformen aus und thematisierte eine Reihe von Punkten, die Lepsius später systematisierte, etwa die Organisation des Milieus, dessen soziale Zusammensetzung und Gesinnung.

Lepsius hat die Fragestellung ausgeweitet, sie auf alle deutschen Milieus der Vorkriegszeit ausgedehnt und eine Erklärung der Durchsetzung des Nationalsozialismus entwickelt, die auf der Analyse der prägenden sozialen und politischen Konfliktlinien des Kaiserreichs und der Weimarer Republik fußt. Sein Milieukonzept wurde in den siebziger und achtziger Jahren vielfach aufgegriffen, vor allem in der sozialhistorischen Forschung und trug dort zur Herausbildung einer ganzen Forschungsrichtung bei. Seine Aufnahme in der Soziologie erfolgte dagegen wesentlich später und zögerlicher. Zwar wird auch hier auf Lepsius als ein Ansatzpunkt für die neuere Milieu- und Lebensstilforschung verwiesen¹, für die einzelnen soziologischen Ansätze spielte sein Ansatz und seine Milieutypologie jedoch keine klar erkennbare Rolle.

Im folgenden soll zunächst das bekannte politologische Milieukonzept von Lepsius sowie ein im Zusammenhang mit der Analyse des Bürgertums

1 S. Hradil, Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus, Opladen 1987, S. 165; M. Vester/P. von Oertzen/H. Geiling/T. Hermann/D. Müller, Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel, Köln 1993, S. 72.

entwickelter Ansatz ständischer Vergesellschaftung vorgestellt und diskutiert werden. Im zweiten Teil wird gezeigt, wie die von Lepsius entwickelte Begrifflichkeit in der historischen Forschung rezipiert und angewandt wird und welche theoretischen und methodischen Probleme sich daraus ergeben.

1. Der Milieubegriff von Lepsius

1.1. Milieu als politisches Lager und Form politischer Integration

Für Lepsius ist Milieu eine spezifische soziale Einheit, ein „sozio-kulturelles Gebilde“ bzw. eine „politisch-soziale ‘Gesinnungsgemeinschaft’“, er spricht auch von „konfessionsspezifischen soziokulturellen Milieus“. Er verwendet den Milieubegriff als Bezeichnung für soziale Einheiten, die „durch eine Koinzidenz mehrerer Strukturdimensionen wie Religion, regionale Tradition, wirtschaftliche Lage, kulturelle Orientierung, schichtspezifische Zusammensetzung der intermediären Gruppen, gebildet werden“. Für ihn wird das Milieu durch eine spezifische Zuordnung solcher Dimensionen auf einen bestimmten Bevölkerungsteil charakterisiert.² Das „Maß der Koinzidenz“ als bezeichnendes Merkmal der *politischen Struktur* gäbe dabei an, wieweit die Anhängerschaft politischer Parteien mit wirtschaftlichen und kulturellen Interessengruppen zusammenfällt oder sie durchschneidet³. Man habe in diesem Zusammenhang auch vom „Grad der Versäulung der Gesellschaft gesprochen und meint damit den Grad, in dem soziale Lage, politische Organisation und kulturelle Deutungsmuster für je spezifische Bevölkerungsteile eigene Lebenseinheiten herstellen, die sie von anderen derartigen Milieus trennen und als solche in die politische Organisation der Gesellschaft vermitteln“.⁴

Lepsius sieht in der Milieuanalyse eine Möglichkeit, die jeweils historisch konkreten (politischen) Handlungsalternativen sozialer Gruppen und die Komplexität sozialer Konfigurationen, die den Gang sozialer Entwicklung ebenso bestimmen wie die innere Logik sozialstruktureller Zusammenhänge, genauer zu analysieren. Es ist die Unzufriedenheit mit den „voreiligen Annahmen großliniger Entsprechungen“⁵ in der sozialgeschichtlichen Forschung, die Lepsius zur Analyse sozialer Milieus veranlaßt. Obwohl der Milieubegriff in „einer etwas schillernden Bedeutungs-

2 M. R. Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur: Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: Deutsche Parteien vor 1918, hrsg. von G. A. Ritter, Köln 1973, S. 68.

3 Ebenda.

4 M. R. Lepsius, Sozialstruktur und soziale Schichtung in der Bundesrepublik Deutschland (bis 1970), in: Die zweite Republik. 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland – eine Bilanz, hrsg. von R. Löwenthal und H.-P. Schwarz, Stuttgart 1974, S. 284.

5 M. R. Lepsius, Demokratie in Deutschland als historisch-soziologisches Problem, in: Demokratie in Deutschland, hrsg. von M. R. Lepsius, Göttingen 1993, S. 24.

fülle unklar bleibe“ – wie er selbst mit Blick auf Amerys Milieubegriff formuliert,⁶ scheint er ihm fruchtbar zu sein. Der komplexe Bezug auf eine sozialmoralische Einheit überwinde prinzipiell die „gewisse Enge der klas-sentheoretischen Analyse“ und habe gegenüber dem Klassenbegriff den Vorteil eines explizit weiter gesteckten Bezugsrahmens.⁷

Was unter einem „komplexen Bezug auf eine sozialmoralische Einheit“ zu verstehen ist, führt er dann in Umrissen in seinen soziologisch-historischen Konstellationsanalysen aus. Hier untersucht er insbesondere die Stabilität des deutschen Parteiensystems von seiner Herausbildung bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein. Seine zentrale Frage ist dabei die nach der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft: Ging Deutschland einen Sonderweg oder läßt sich seine Entwicklung wie die anderer westeuropäischer Nationen als „Normalfall“ betrachten? In diesem Zusammenhang fragt er nach den Gründen für das Aufkommen und die rasche Durchsetzung des Nationalsozialismus sowie die damit verbundene Zerstörung der Weimarer Republik. Dies ließe sich aus einer klassen- bzw. schichtanalytisch orientierten Vorgehensweise durch grobe Zuordnung bestimmter Einstellungen und Handlungsweisen zu bestimmten sozialen Gruppen heraus nicht schlüssig aufklären. Leitende Gesichtspunkte seiner Milieuanalyse sind: die Geschichte der Milieus und ihre Verankerung in historischen Konfliktlinien, ihre Gesinnung (Konfession, Ethik, Leitbilder), ihre politische Strukturierung (etwa in Parteien, Verbände und Vereine), die (innere) Differenzierung (regionale, politische Richtungen und Spielarten), der Entwicklungsverlauf im Kaiserreich und der Weimarer Republik, der Grad der Mobilisierung (Mitgliedschaften, Wählerschaft) und schließlich die soziale Differenzierung (Schichtstruktur, ständische Gliederung etc.).

Zweck dieser Version des Milieubegriffs von Lepsius ist also die Analyse der politischen Integration und Organisation der Gesellschaft. Allerdings fragt sich, welchen Beitrag der Milieubegriff dafür leisten kann. Die Argumentation von Lepsius kommt hier zu einem negativen Ergebnis: Milieus leisten keine politische Integration der verschiedenen Bevölkerungs-segmente in die Gesellschaft hinein, vielmehr sind sie auf die Integration in die Milieus fixiert. Auch die Parteien leisteten dies nach Auffassung von Lepsius nicht. Er sieht die Parteien als die „politischen Aktionsausschüsse dieser ... sozialmoralischen Milieus, (die sich) ... auf ihre Erhaltung (richteten) und ... auch in ihrer politischen Aktivität in der Komplexität der Interessen ihres Milieus verfangen (blieben)“.⁸ Somit scheint ein Zirkel-schluß vorzuliegen, der nur auflösbar wird, wenn die Parteien nicht nur als Aktionsausschüsse gesehen werden. Die Frage, inwiefern die Parteien

6 M. R. Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur (Anm. 2), S. 67.

7 Ebenda, S. 67f.

8 Ebenda.

nicht doch die Interessen der Milieus in das politische System vermitteln und somit gesellschaftliche Integration bewirken, hat Lepsius nicht weiter verfolgt. Er versucht vielmehr, durch die systematische Verbindung der historischen Analyse der vier deutschen Milieus mit dem Konfliktlinienansatz, wie er von Seymour Lipset und später von Stein Rokkan entwickelt wurde,⁹ den Horizont der einzelnen Milieus zu überschreiten. Hier kommen die wechselseitigen Bezüge der Milieus und die Entwicklung ihrer Gesamtstruktur in den Blick.

Hier scheint der entscheidende Knackpunkte dieser politologischen Definition von Milieu bei Lepsius zu liegen, daß Milieus selbst keine Institutionen sind und sie selbst keine Interessenvermittlung in das politische System leisten. Die Milieuanalyse *allein* kann daher nicht in systematischer Weise Aussagen über die Ebene der gesellschaftlichen Integration erbringen, die Ergebnisse müssen negativ sein. Notwendig ist daher die Verbindung von Milieuanalyse entweder mit Politikanalysen und der Parteienforschung oder mit dem Konfliktlinienansatz.

Generell unklar bleibt bei Lepsius, ab wann man von einer Integration der Milieus in das politische System bzw. die Gesellschaft sprechen kann. Für das katholische und das sozialdemokratische Milieu verneint er dies explizit, allerdings ohne dafür Kriterien anzugeben. Angesichts der Überlagerung mehrerer gesellschaftspolitischer Konfliktlinien in Deutschland spricht er aber auch ganz allgemein von einer relativ geringen politischen Integration. Es stellt sich hier zunächst die Frage, ob das Involviertsein der Milieus in zentrale gesellschaftspolitische Konflikte ihre Integration in die politische Organisation generell ausschließt. Denkbar wäre auch, daß die Konfliktlinien selbst schon eine Form gesellschaftlicher Inklusion – freilich zunächst eine negative – darstellen. Hier fällt auf, daß Lepsius einen statischen Konfliktlinien-Ansatz verwendet. Die Veränderungen der Konfliktlinien bzw. ihre spezifischen regionalen Ausprägungen haben jedoch großen Einfluß auf den Zustand und die Struktur der Milieus und erfordern eine Historisierung bzw. Dynamisierung des Ansatzes.¹⁰ Eine Dynamisierung des Konfliktlinienkonzepts gestattet auch ein differenzierteres Herangehen an die Milieus, denn die jeweilige Ausgestaltung der Konflikte hat

9 S. Rokkan, Zur entwicklungssoziologischen Analyse von Parteiensystemen: Anmerkungen für ein hypothetisches Modell, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 17 (1966), S. 675-702. Dies hat wohl Blackburn und Eley dazu veranlaßt, in Lepsius die Nahtstelle zu erblicken, „wo nordamerikanische soziologische Theorien in die westdeutsche Geschichtsschreibung Eingang fanden“ D. Blackburn/G. Eley, Mythen deutscher Geschichtsschreibung. Die gescheiterte Revolution von 1848, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1980, S. 62.

10 In diese Richtung einer Dynamisierung des Konfliktlinienansatzes geht etwa der Vorschlag von Best. Vgl. H. Best, Politische Eliten, Wahlverhalten und Sozialstruktur: Theoretische Aspekte historisch und interkulturell vergleichender Analysen, in: Politik und Milieu. Wahl- und Elitenforschung im historischen und interkulturellen Vergleich, hrsg. von H. Best, St. Katharinen 1989, S. 14-17.

Auswirkungen auf deren Konsistenz. Außerdem eröffnet es regionalspezifische Zugänge zu den jeweiligen lokalen bzw. regionalen Ausprägungen von Konfliktlinien und Milieus.

Für die Struktur wie für die Integration ist die soziale Zusammensetzung der Milieus von großer Bedeutung und gehört daher zu den zentralen Fragen der historischen wie der aktuellen soziologischen Milieuforschung. Lepsius selbst ist – im Gegensatz zu vielen, die seinen Ansatz verwenden – hinsichtlich der sozialstrukturellen Zusammensetzung der Milieus vorsichtig und überläßt dies der empirischen Analyse. Prinzipiell geht er von einer heterogenen Zusammensetzung der Milieus aus. Nach seiner Auffassung war bis auf das sozialistische keines der großen Milieus der Kaiserzeit klassen- bzw. schichtenhomogen.¹¹ Demzufolge wäre das sozialdemokratische Milieu als einziges als Klassenmilieu zu bezeichnen.¹² Die Verwendung des Milieubegriffs erfolgt bei Lepsius freilich nicht in scharfer Abgrenzung zu anderen sozialstrukturellen Konzepten. So greift er z.B. für die Beschreibung der inneren sozialen Differenzierungen der Milieus auf die Schichtungstheorie zurück und differenziert etwa das konservative Milieu in Schichten.¹³ Überhaupt bleibt die Stellung des Milieubegriffs etwa zum Klassenbegriff – von dem er ja explizit abgehoben wird – letztlich ungeklärt.

Stärker als für die soziale Zusammensetzung interessiert sich Lepsius für die organisatorische bzw. politische Strukturierung der Milieus. Hier unterscheidet er zwischen relativ unstrukturierten Milieus, solchen mit einer diffusen vorpolitischen Strukturierung und politisch organisierten sozio-kulturellen Milieus, die breit und durch Vereine zusammengefaßt seien. Letztere seien daher auch „in sich höchst komplex strukturierte Milieus“. Der Grad der Organisiertheit wird dabei vorrangig an der Zahl und Vielfalt der Vereine, Verbände und Umfeldorganisationen sowie ihren Verflechtungen und gegenseitigen Beziehungen festgemacht. Dies spiegelt sich dann in der Größenordnung und Bewegungsrichtung¹⁴ sowie in der Geschlossenheit der Milieus wider. Mit der Einführung weiterer Begriffe sucht er die kulturelle wie die politische Qualität der Milieus differenzierter zu bestimmen. So dient etwa der Subkulturbegriff dazu, das spezifische Spannungsverhältnis der proletarischen zur bürgerlichen Kultur zu charakterisieren, der Bewegungsbegriff soll die (politische) Mobilisierung der Milieugehörigen hervorheben. Diese Begriffe werden bei Lepsius aller-

11 M. R. Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur (Anm. 2), S. 76f.

12 Damit unterscheidet sich seine Herangehensweise von derzeit anzutreffenden, wo z. T. nach homogenen Milieus gesucht wird.

13 M. R. Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur (Anm. 2), S. 64. Er bezieht sich außerdem auf Weber und dessen Begriff der „ständischen Vergesellschaftung“, wenn er etwa die Gliederung des liberalen Milieus als (berufs)ständisch kennzeichnet.

14 Lepsius unterscheidet wachsende, stagnierende und schrumpfende Milieus, was an den Wählern bzw. den Mitgliedern der Parteien, Vereine und Verbände festgemacht wird.

dings nicht in systematischer und reflektierter Weise eingeführt – wie dies ebensowenig in der Mehrzahl der historischen Milieustudien der Fall zu sein scheint.

Die von Lepsius in seinen Milieuanatz eingebrachten Begriffe „Region“ und „regionale Tradition“ deuten zwar einen Raumbezug an, dieser ist aber bei ihm untergeordnet und wird auch nicht weiter ausgeführt. Als Indikatoren gibt er die jeweilige religiöse Ausrichtung – evangelisch oder katholisch – und wirtschaftliche Traditionen – landwirtschaftlich oder industriell geprägt – an. Für konkrete Verortungen und als Ansatzpunkt für regional angelegte Arbeiten ist freilich die Aggregationshöhe seiner Milieus zu hoch. In seinen Konstellationsanalysen wird die regionale Verankerung auch nur sehr grob umrissen, wie etwa die Lokalisierung des katholischen Milieus im süddeutschen und westdeutschen oder die des protestantischen im ostelbischen Raum.

1.2. Milieu als ständische Vergesellschaftung

Insbesondere in seinen Studien zum Bildungsbürgertum hat Lepsius Überlegungen angestellt, die man als eine weitere Variante des Milieubegriffs betrachten kann. Bildungsbürgertum sei eine soziale Formation, mit der immer „eine bestimmte Art der Lebensführung, ein sozialer Kommunikations- und Verhaltenszusammenhang“ gemeint sei.¹⁵ Sie sei durch Interaktionsdichte und gleichartige Standards der Lebensführung charakterisiert und vermöge unter dem Gebot ständischer Gleichheit auch ökonomische und politische Unterschiede zu einem gewissen Grade zu überbrücken.¹⁶ Dies stelle eine Verbindung von Prozessen der sozialen Differenzierung mit solchen der kulturellen Differenzierung dar bzw. sei eine sozio-kulturelle Überformung soziostruktureller Unterschiede.¹⁷ Lepsius greift hier auf den Begriff der „ständischen Vergesellschaftung“ zurück, wie ihn Weber entwickelt hat und ergänzt ihn.¹⁸

Der Zweck des Rückgriffes auf Weber und der Versuch dieser Konzeptualisierung von Milieus als Formen ständischer Vergesellschaftung besteht darin, die Aggregationshöhe der Zurechnung historischer Entwick-

15 M. R. Lepsius, Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung, in: Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil III: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung, hrsg. von M. R. Lepsius, Stuttgart 1992, S. 8.

16 M. R. Lepsius, Bürgertum als Gegenstand der Sozialgeschichte, in: Demokratie in Deutschland, hg. von M. R. Lepsius, Göttingen 1993, S. 301. Seine Begrifflichkeit ist hier nicht konsistent, er gebraucht für das Bildungsbürgertum sowohl den Begriff der „sozialen Formation“, wie den Milieubegriff.

17 Er hält sie „nicht einfach überführbar in Kategorien der sozialen Differenzierung, der Berufsschichtung, der Klassenlagen, ... aber auch nicht bloße Spiegelung von kulturellen Differenzierungen, von spezifischen Wertorientierungen, Glaubensvorstellungen“, ebd.

18 M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen 1972, S. 179-181, 534-536; vgl. M. R. Lepsius, Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung (Anm. 15), S. 9.

lungen auf Trägergruppen zu verringern. Die Aggregationshöhe dieses Milieubegriffs ist deutlich niedriger und das Ziel ist nicht die Analyse politischer Integration, sondern der Milieu-Vergemeinschaftung oder Kohäsion. Die politischen Merkmale sind in dieser Fassung des Milieubegriffs daher als Bestimmungskriterien sekundär. Ausgehend von dieser Definition von Milieus als Formen ständischer Vergesellschaftung treten die politischen Differenzierungen innerhalb der Milieus viel stärker hervor. Lepsius verweist explizit darauf, daß etwa das Bildungsbürgertum hinsichtlich seiner politischen Interessenlage und Programmorientierung nicht homogen sei und verschiedene Parteien unterstützen könne, „solange sich die Parteienrichtungen im gemeinsamen Bildungswissen legitimieren können“.¹⁹ Für andere Milieus sind ähnliche Ausprägungen anzunehmen.

Für diese Art von Milieuanalyse entwirft Lepsius ein gänzlich andersgeartetes Forschungsprogramm. Es handelte sich bei dieser Form von Milieuanalyse insbesondere darum, Heiratsmärkte zu identifizieren, Gesellschaftsformen, die die Verwandtschaft überschreiten, zu erfassen und Vereinszugehörigkeiten auszuwerten. Auch wäre es interessant, gleichartige Sozialisationsprozesse und daraus sich aufbauende generationsspezifische Gesinnungsgemeinschaften zu analysieren.²⁰ Lepsius macht für sein Konzept der ständischen Vergesellschaftung geltend, daß es kein Konstrukt sei, sondern prüfbar werden soll, wann und mit welcher Bedeutung es eine derartige Formation gegeben habe.²¹ Er betont, daß derartige Milieus labil seien, und sich Phasen der Latenz mit solchen einer schärferen Konturierung ablösen könnten.

1.3. Zusammenfassung

Wie gezeigt werden konnte, hat Lepsius zwei unterschiedliche Milieukonzepte bzw. Varianten entwickelt. Ziel ist in beiden Fällen, den Milieubegriff zur Analyse und Bestimmung von Handlungen sozialer (Groß-) Gruppen fruchtbar zu machen.

Allerdings scheinen mir die Aggregationshöhe und die zentralen Bestimmungskriterien der beiden Varianten unterschiedlich. Im Hinblick auf die Aggregationshöhe hat er selbst kürzlich darauf verwiesen, daß eine Weiterentwicklung des analytischen Instrumentariums geboten erscheine. Sein Vorschlag ging dahin, dessen „Aggregationshöhe zu variieren“, denn auch innerhalb der Milieus ließen sich soziokulturelle Einheiten bestimm-

¹⁹ Ebenda, S. 10.

²⁰ M. R. Lepsius, Bürgertum als Gegenstand der Sozialgeschichte (Anm. 16), S. 301.

²¹ Lepsius verweist hier darauf, daß die konkreten Formen der ständischen Vergesellschaftung weitgehend unbestimmt blieben und mehr durch theoretische Konstruktionen von Mentalitäten zugeschrieben als empirisch ermittelt würden. Er verweist in dem Zusammenhang auf Theodor Geiger und dessen aufsteigendes Verfahren; vgl. T. Geiger, Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage, (ND) Stuttgart 1987.

men, die durch zu definierende Gemeinsamkeiten zusammengehören. Besonders für den Widerstand gegen den Nationalsozialismus sei offenkundig, daß Sozialstrukturen niedrigerer Ordnung, wie Familienbeziehungen, Nachbarschaftskontakte und betriebliche Gemeinschaften, von eminenter Wichtigkeit gewesen wären.²²

Die erste Variante seines Milieukonzepts weist eine deutlich höhere Aggregathöhe auf, als seine zweite. Sie ist zudem eine strukturanalytische Kategorie und kann m.E. durch Begriffe wie „politisches Lager“ oder „Säule“ ersetzt werden. Der Milieubegriff von Lepsius wird in anderen Ländern synonym zu „politisches Lager“ (z.B. in Österreich) oder der „Säule“ (in Holland) verwandt.

Im Kern von politischen Lagern befinden sich politische Institutionen, Vergemeinschaftungen sind demgegenüber von sekundärer Bedeutung und befinden sich strenggenommen im vorpolitischen Raum. Demgegenüber zielt das Konzept sozialer Milieus als Form „ständischer Vergesellschaftung“ im engeren auf die Ebene der Kohäsion, der Interaktion, Kommunikation und der Lebensführung. Auch dieses Konzept dient der Analyse und Beschreibung historischer Formationen. In beiden Fällen hat Lepsius anregende Vorschläge unterbreitet, die zumindest im Falle der historischen Milieuforschung zu einer intensiven und anhaltenden Rezeption, wenn gleich weniger zu einer theoretischen Debatte geführt haben. Gegenüber den in den sechziger und siebziger Jahren gängigen geschichtsphilosophischen Erklärungen vom Sonderweg und der späten Nationwerdung konnte ein deutlicher Erkenntnisfortschritt erzielt und ein sozialhistorischer Beitrag zur Erklärung des Aufkommens und der Durchsetzung des Nationalsozialismus in Deutschland geleistet werden. Lepsius kommt hier das unzweifelhafte Verdienst zu, diesen Zugang erschlossen zu haben.

2. Zum Milieubegriff in der sozialhistorischen Forschung

In der geschichtswissenschaftlichen Forschung macht der Milieubegriff seit seiner Einführung durch Lepsius Karriere. „Wenige andere Begriffe werden in sozial- und geschichtswissenschaftlichen Schriften so gern und häufig, fast inflationär gebraucht, wie der des Milieus“, stellen etwa Walter und Matthiesen fest.²³ Detlef Schmiechen-Ackermann bemerkte in einem Überblicksartikel eines einschlägigen Sammelbandes, „daß der überwiegende Teil der Fachkolleginnen und -kollegen, sowohl aus politik- als auch aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive, das Milieu-Konzept derzeit

22 Nach: T. Franz/J. Merk, Perspektiven und Anmerkungen aus der Tagungsdiskussion, in: Anpassung, Verweigerung, Widerstand. Soziale Milieus, politische Kultur und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland im regionalen Vergleich, hrsg. von D. Schmiechen-Ackermann, Berlin 1997, S. 293f.

23 F. Walter/H. Matthiesen, Milieus in der modernen deutschen Gesellschaftsgeschichte. Ergebnisse und Perspektiven der Forschung, in: Anpassung, Verweigerung, Widerstand. Soziale Milieus (Anm. 22), S. 46.

als ein wichtiges Instrument zur Erweiterung traditioneller Fragestellungen ansieht“, allerdings verweist er auch darauf, daß der „in der Literatur oft nur oberflächliche und daher relativ beliebige Rückgriff auf das derzeit modische Milieu-Konzept“ nicht weiter führe.²⁴ Heinrich Best resümiert, daß „selten ... ein sozialhistorisches Deutungsmuster ein ähnlich intensives Nachleben in der Forschung gehabt (hat), wie das vor rund zwanzig Jahren (1966) von M. Rainer Lepsius formulierte ... Konzept der sozialmoralischen ‘Milieus’“.²⁵ Best betont die Überzeugungskraft des Konzepts, es biete eine einheitliche soziologische Erklärung für die beiden Kernprobleme der deutschen Demokratiegeschichte, die ausgebliebene Demokratisierung des Kaiserreichs und die Krise der Weimarer Republik.

Es erstaunt allerdings, daß die Historiker seit über zwanzig Jahren mit dem Milieubegriff arbeiten, es mittlerweile eine nicht mehr zu überschauende Zahl an regionalen und lokalen Milieustudien und -analysen gibt, begriffliche Anstrengungen damit jedoch in keiner Weise Schritt gehalten haben. Neben verstreuten Bemerkungen zu einzelnen Aspekten und Pauschalurteilen finden sich nur wenige differenzierte und systematische Auseinandersetzungen mit dem Konzept von Lepsius (bzw. anderen soziologischen Milieuansetzten).²⁶ Es gibt bis auf Eley und Blackbourn keine grundsätzliche Infragestellung seiner vier Milieus bzw. grundsätzliche Gegenwürfe.²⁷ Allerdings haben einige Autoren Ergänzungen und Modifikationen der Milieus von Lepsius vorgenommen, etwa Mooser mit der Berücksichtigung der nationalen Minderheiten als Milieu²⁸, ohne jedoch eine neue Typologie vorzulegen. Interpretationen des Milieukonzepts von Lep-

24 D. Schmiechen-Ackermann, Soziale Milieus, Politische Kultur und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland, in: *Anpassung, Verweigerung, Widerstand* (Anm. 22), S. 23f.

25 H. Best, Politische Eliten, Wahlverhalten und Sozialstruktur (Anm. 10), S. 7.

26 Die Arbeit von Naßmacher, der sich an mehreren Stellen ausführlich mit dem Konzept beschäftigt, die regionalen Ausprägungen der zentralen Konfliktlinien einbezieht und Überlegungen zur Anwendbarkeit des Konzepts für die Bundesrepublik anstellt, bildet eine Ausnahme; siehe: K.-H. Naßmacher, Zerfall einer liberalen Subkultur – Kontinuität und Wandel des Parteiensystems in der Region Oldenburg, in: *Vom Milieu zur Volkspartei. Funktionen und Wandlungen der Parteien im kommunalen und regionalen Bereich*, hrsg. von H. Kühr, Königstein/Ts. 1979, S. 46ff., 69ff.; Erwähnenswert sind auch die Arbeiten von Gabriel, der einen abweichende Operationalisierung anbietet. Siehe: K. Gabriel, Die Erosion der Milieus. Das Ende von Arbeiterbewegung und politischem Katholizismus? in: *Sozial- und Linkskatholizismus. Erinnerung – Orientierung – Befreiung*, hg. von H. Ludwig/W. Schroeder, Frankfurt a. M. 1990, S. 242ff. Viele Historiker begnügen sich mit einem kurzen Zitat oder Verweis und halten sich auch nicht lange mit methodischen Fragen auf, z.B. D. Buchhaas/H. Kühr, Von der Volkskirche zur Volkspartei – Ein analytisches Stenogramm zum Wandel der CDU im rheinischen Ruhrgebiet, in: *Vom Milieu zur Volkspartei* (s.o.), S. 140.

27 Diese findet man zwar in der niederländischen Forschung, sie werden aber kaum zur Kenntnis genommen; vgl. den Einleitungsbeitrag von Thomas Adam.

28 J. Mooser, Auflösung der proletarischen Milieus, in: *Soziale Welt*, 17 (1983), S. 270-306; ders., *Arbeiterleben in Deutschland 1900–1970*, Frankfurt a. M. 1984.

sus bzw. (seltene) Neukonzeptualisierungen (wie etwa das „kommunikationstheoretisch orientierte Milieuverständnis“ von Smula²⁹) haben nicht zu neuen Theoriebildungen geführt.

Peter Steinbach sieht den Diskussionsstand in der Disziplin daher kritisch: Im Unterschied zu manchen anderen soziologischen Konzepten verharre das Verständnis des Milieubegriffs in den Deutungen zurückliegender Jahrzehnte, obwohl gerade die Kommunikations- und Alltagsgeschichte die Wahrnehmungs- und Mentalitätsgeschichte auf neue Grundlagen gestellt hätten. Der Milieubegriff sei in der Regel weniger sozialgeschichtlich „erweitert“ (Werner Conze), sondern mit regional- und mentalitätshistorischen Konzepten verbunden worden.³⁰

Es stellt sich freilich an dieser Stelle die Frage, warum dieser Begriff so bereitwillige Aufnahme fand. Man kann sich des Eindrucks nicht ganz erwehren, daß sich viele Historiker mit wie es scheint überzogenen Erwartungen und mit geringer Neigung, sich eigener theoretischer Anstrengungen zu unterziehen, darauf einließen. Es scheint auch, daß das Milieukonzept von Lepsius selbst trügerische Hoffnungen geweckt hat: Die von Lepsius vorgelegte Begrifflichkeit scheint auf den ersten Blick ausgereift und keiner weiteren Bearbeitung und Qualifizierung bedürftig. Der Milieubegriff wirkt „lebensnäher“ als soziologische Großkategorien wie Klasse oder Schicht. Zudem erweckt er den Eindruck, nicht das Ergebnis von mehr oder weniger künstlichen Konstruktionen bzw. formalen Zuschreibungen, sondern aus dem Material selbst heraus entwickelt und Widerspiegelung der inneren Strukturen zu sein. Damit scheint er wie geschaffen für die historische Forschung. Schließlich enthält gerade die von Lepsius gewählte essayistische Form, der großzügige Entwurf einer Milieugeschichte des Kaiserreichs und der Weimarer Republik die verlockende Aufforderung, diese zu systematisieren und differenziert zu untersetzen. Das Forschungsprogramm dazu scheint implizit in der Arbeit enthalten und müßte nur noch ausdestilliert und in eine Vielzahl regional und lokal ansetzender Untersuchungen umgesetzt werden. Nicht zufällig hat wohl deshalb Best – in kritischer Absicht – davon gesprochen, daß das Konzept der sozialmoralischen Milieus „in seiner ursprünglichen Form doch sehr hermetisch“ sei.³¹ Positiv gewendet liegt freilich gerade darin seine Anziehungskraft. Insofern ist es schon verständlich, daß viele dieser Verlockung zunächst erlegen sind.

Die Begrifflichkeit von Lepsius scheint ja auch wie geschaffen für bestimmte Forschungsfelder bzw. Fragestellungen, etwa als Erklärungsansatz zur Milieugebundenheit von Wählern und der Verwurzelung von Parteien

29 Vgl. H.-J. Smula, *Milieus und Parteien. Eine regionale Analyse der Interdependenz von politisch-sozialen Milieus, Parteiensystem und Wahlverhalten am Beispiel des Landkreises Lüdinghausen 1919 bis 1933*, Münster 1987, S. 26ff.

30 P. Steinbach, Vorwort, in: *Anpassung, Verweigerung, Widerstand* (Anm. 22), S. 8.

31 H. Best, *Politische Eliten, Wahlverhalten und Sozialstruktur* (Anm. 10), S. 13.

in Milieus in der Wahlforschung. Auch in der Widerstandsforschung habe der Milieubegriff stets eine besondere Rolle gespielt, betont Peter Steinbach.³² Dabei gibt es eine außerordentliche Bandbreite von Milieuanalysen, die von historisch angelegten Makroanalysen bis zu Mikroanalysen reichen, die regional bzw. lokal ansetzen und methodisch mit Adreßbüchern, Vereins- bzw. Organisationskarteien arbeiten.

Soweit man das Feld überblicken kann, lehnen sich die meisten historischen Milieustudien an die erste Variante des Lepsius'schen Milieubegriffs an. Die andere Variante ist kaum bekannt und nur gelegentlich wird darauf zurückgegriffen und die ständische Vergesellschaftung als „Faktor der Milieubildung“ in die Betrachtung mit einbezogen.³³

Im Rekurs darauf wird in der Regel der Versuch einer empirischen Überprüfung bzw. – seltener – der Widerlegung der von Lepsius getroffenen Charakteristika einzelner Milieus unternommen. Die empirische Forschung konzentriert sich also meist auf eines der vier Milieus, wobei hierbei eine einseitige Ausrichtung auf das katholische Milieu und das sozialdemokratische Arbeitermilieu sowie eine Vernachlässigung des konservativen und des liberalen Milieus zu vermerken sind.³⁴ Im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stehen nach wie vor Fragen nach dem Zusammenhang der Auflösung der Milieus in den zwanziger Jahren und der Durchsetzung des Nationalsozialismus sowie von Widerstand und Resistenz in einzelnen Milieus während des Dritten Reichs. Dagegen sind Arbeiten, die sich der Entstehung und Formierung dieser Milieus im 19. Jahrhundert oder ihrer Persistenz bzw. Auflösung in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg (in der Bundesrepublik wie der DDR) widmen, äußerst selten.

Die Lepsius-Rezeption ist natürlich nicht bei einer einfachen Replikation stehengeblieben, was bei dieser kritischen Würdigung keinesfalls vergessen werden soll. Im Ergebnis der historiographischen Untersuchungen wurden eine Reihe von Kritikpunkten gegenüber dem Milieukonzept von Lepsius vorgebracht, so:

- die Ableitung von politischen Konfliktgruppen aus sozialkulturellen Spaltungen („was für die Liberalen schlecht gelinge“);³⁵
- die Unschärfen (z.B. Gruppen ohne politische Vertretung wie die ethnischen Minderheiten, politische Bewegungen ohne sozialkulturell klar bestimmbar Anhang);

32 P. Steinbach, Vorwort, in: Anpassung, Verweigerung, Widerstand (Anm. 22), S. 8.

33 Vgl. etwa: K. Tenfelde, Milieus, politische Sozialisation und Generationskonflikte im 20. Jahrhundert, Gesprächskreis Geschichte der Friedrich-Ebert-Stiftung, H. 19, Bonn 1997, S. 17.

34 Eine Ausnahme bildet z.B. die Arbeit von Weichlein, der in Hessen die Geschichte aller vier Milieus erforschte; S. Weichlein, Sozialmilieus und politische Kultur in der Weimarer Republik. Lebenswelt, Vereinskultur, Politik in Hessen, Göttingen 1996.

35 H. Best, Politische Eliten, Wahlverhalten und Sozialstruktur (Anm. 10), S. 13.

- die unzureichende Beantwortung der Bedeutung von Eliten bei der Formierung von Milieus und bei der Überwindung von sozialkulturellen Spaltungen.³⁶

Dies hat vor allem zur Verstärkung methodischer Überlegungen, insbesondere bei der Operationalisierung des Milieukonzepts geführt, allerdings bislang kaum zu neuen Konzeptualisierungen. Für die historische Forschung stellen sich bei der Operationalisierung des Milieu-Ansatzes von Lepsius folgende Probleme:

- die Klärung des theoretischen Status des Milieubegriffs;
- die klare Unterscheidung zwischen Wählerlager, Organisation und Milieu;
- die Präzisierung der Aggregationshöhe des jeweiligen Untersuchungsansatzes;
- die Herausarbeitung regionaler Ausprägungen der Milieus und der Konfliktlinien;
- die Berücksichtigung ihrer Veränderungen im Zeitverlauf (vor allem die Bildung und Auflösung von Milieus);
- die Erfassung der inneren Heterogenität der Milieus vor allem in sozialstruktureller, aber auch in institutioneller, politischer und kultureller Hinsicht.

Dies kann an dieser Stelle leider nicht ausführlich diskutiert werden. Zusammenfassend läßt sich jedoch festhalten, daß der Milieuansatz vor allem als Idealtypik Sinn macht und wenn die Gesamtstruktur der Milieus einer Gesellschaft in die Analyse einbezogen wird, wie es in paradigmatischer Weise Lepsius vorgeführt hat. Die historische Forschung scheint sich demgegenüber in einer Vielzahl von Regional- und Lokalstudien verloren zu haben, der Überblick über die Gesamtstruktur der Milieus – so der Eindruck – ist darüber verloren gegangen.

Gerade bei der Frage nach der politischen Integration ist in diesem Zusammenhang die Berücksichtigung regionaler bzw. lokaler Ausprägungen gesellschaftspolitischer Konfliktlinien entscheidend.³⁷ Dem Umstand, daß die Milieuanalyse bei Lepsius systematisch mit einer Analyse der Konfliktlinien verknüpft wird und nur dadurch Erklärungen für die politische Integration der Milieus liefern konnte, wurde in der Rezeption, so scheint es, wenig Beachtung geschenkt. Die Darstellung von Lepsius lebte jedoch vor allem dadurch, daß er nicht nur die Entwicklung aller Milieus von der Kaiserzeit bis in die späten zwanziger Jahre analysierte, sondern auch die wesentlichen Konfliktlinien zwischen ihnen einbezog und damit ein lebendiges Bild der damaligen Gesellschaft zeichnete. Lepsius gelang damit zweifellos ein wohl seltener großer Wurf. Die historische Forschung beschränkte sich demgegenüber auf den Nachweis einzelner lokaler bzw. re-

³⁶ Ebenda.

³⁷ Vgl. K.-H. Naßmacher, Zerfall einer liberalen Subkultur (Anm. 26).

gionaler Milieus. Außerdem wurde die systematische Analyse aller Milieus in einer historischen Epoche durch die Wahl unterschiedlicher Zeiträume ersetzt. Dadurch werden Bildungs-, Hoch- und Auflösungsphasen untersucht und einzelne Zusammenhänge herausgegriffen, ohne daß der Bezug zu übergreifenden Fragestellungen hergestellt oder eine Einordnung vorgenommen wird.

Ein zweiter übergreifender Gesichtspunkt in der Rezeption ist eine klare Unterscheidung zwischen Milieu im Sinne eines politischen Lagers einerseits und einer Form ständischer Vergesellschaftung andererseits. So fällt auf, daß der Milieubegriff in der Regel mit dem Begriff des „politischen Lagers“³⁸ synonym gesetzt wird, gleichzeitig sucht man hiermit aber auch Vergemeinschaftungsformen zu erfassen. Karl Rohe hat diesbezüglich einen Vorschlag zur begrifflichen Abgrenzung von Lager und Milieu gemacht. Er meint, daß ein politisches Lager in seinem Zusammenhalt (im Unterschied zu einem Milieu) stärker von der Abgrenzung gegen andere als von eigenen positiven Gemeinsamkeiten lebe. Es könne daher im Prinzip sogar sehr heterogene Milieus enthalten. Ein Milieu trage sich auch aus sich selbst heraus, ein Lager bedürfe dagegen des Gegenüber. „Ein politisches Lager kann nicht nur verschiedene Parteien, sondern auch unterschiedliche sozialmoralische Milieus umschließen, darüber hinaus Menschen, die aus lokalen und überlokalen Milieuzusammenhängen überhaupt herausgefallen sind.“ So gesehen sei das politische Lager ein weniger integriertes kulturelles Gebilde als das Milieu“.³⁹ Nimmt man die oben dargestellten Konzepte von Lepsius und verfolgt diese Überlegungen weiter, so gelangt man zu klaren begrifflichen Unterscheidungen zwischen Lager und Milieu nach der Art und dem Grad der Integration, ihrer Funktion, Größe und Aggregationshöhe. Der Begriff des politischen Lagers sollte für die historisch-politische Analyse im engeren Sinne verwendet werden, die dann in einem weiteren Schritt mit der Analyse von Milieus (als Formen ständischer Vergesellschaftung) verbunden werden kann.

Die Sinnfälligkeit dieser Unterscheidung wird vor allem deutlich, wenn man sie aufeinander bezieht. Verschneidet man die beiden, also die Ebene der politischen Lager mit der der Milieus, so kommt man zu idealtypischen Fällen:

38 In der Politikwissenschaft wird der Ansatz von Lepsius in diesem Sinne rezipiert. In der politischen Kulturforschung etwa wird gefordert, diese auf konkrete soziale Strukturen in ihren Fragmentierungen und Lagerbildungen und jeweiligen politisch-institutionellen Ausformungen zu beziehen und in dem Zusammenhang auf Lepsius verwiesen; D. Berg-Schlosser/J. Schissler, Politische Kultur in Deutschland, in: Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung, hrsg. von D. Berg-Schlosser und J. Schissler, Opladen 1987, S. 20.

39 K. Rohe, Wahlen und Wählertraditionen in Deutschland. Kulturelle Grundlagen deutscher Parteien und Parteiensysteme im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1992, S. 21f.

1. innerhalb eines politischen Lagers sind mehrere unterschiedliche Milieus integriert,
2. es gibt eine weitgehende Identität (Überlappung/Überlagerung) von politischem Lager und Milieu oder
3. Teile eines Milieus gehören je unterschiedlichen politischen Lagern an.⁴⁰

Wie gezeigt wurde, haben sich aus der Rezeption und Verwendung des Lepsius'schen Milieukonzepts in der Historiographie mehr Probleme ergeben, als dies zunächst den Anschein hatte. Daraus sollte jedoch keinesfalls geschlußfolgert werden, daß das Konzept dadurch obsolet wird. Vielmehr scheint angesichts der Fülle der vorliegenden empirischen Befunde eine Intensivierung der begrifflichen und theoretischen Arbeit geboten, um den Erklärungswert der Konzepte „politisches Lager“ und „ständische Vergesellschaftung“ zu spezifizieren. Offen ist freilich, inwiefern diese für die Gegenwartsgesellschaft anwendbar sind. Zudem bleiben eine Reihe spannender und herausfordernder Fragen, insbesondere die, in welcher Weise Klasse und Schicht, Milieu und Mentalität sowie Generation und Lebenszyklus zusammenwirken bzw. vermittelt sind. „Ist von einer Art Stufenfolge auszugehen – oder geht es nicht vielmehr darum zu verstehen, daß Klassenlagen wie sozial-moralische Milieus erst in der Wahrnehmung und Aneignung in lebenszyklisch veränderten Lebensweisen zur gesellschaftlichen Wirklichkeit wurden?“⁴¹. Damit ist ein Forschungsprogramm sowohl für die weitere historische wie die soziologische Milieuforschung umrissen.

40 Vgl. auch: K.-H. Naßmacher, Zerfall einer liberalen Subkultur (Anm. 26), S. 91f.

41 A. Lütke, Lebenswelt und Alltagswissen, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Band 4: 1870-1918. Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, hg. von C. Berg/U. Herrmann, München 1991, S. 62; Adelheid von Saldern hat diesbezüglich darauf aufmerksam gemacht, daß die Forschung über historische Vergesellschaftungsprozesse neben den Generationen- auch auf „geschlechtsspezifische Ausprägungen und Beziehungsmuster“ zu achten hätte; A. von Saldern, Sozialmilieus und der Aufstieg des Nationalsozialismus in Norddeutschland, in: Norddeutschland im Nationalsozialismus, hg. von F. Bajohr, Hamburg 1993, S. 21, 44f.

Thomas Adam

Wie bürgerlich war das sozialdemokratische Milieu?¹

Leipzig wurde im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts vor allen anderen deutschen Großstädten *die* Hochburg der Arbeiterkulturbewegung. Hier entwickelte sich zwischen den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts und den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts ein sehr breit gefächertes und weit verzweigtes sozialdemokratisches Vereinsnetz, das die darin Eingebundenen *von der Wiege bis zur Bahre* begleitete und fast alle Lebensbereiche erfaßte. Nach 1890 sprossen die kulturellen Arbeitervereine in der Stadt wie Pilze aus dem Boden. 1893 wurden bereits 15 Arbeiterturnvereine mit über 1000 Mitgliedern gezählt. 1907 besaß der Arbeitersängerbund in Leipzig über 2700 Mitglieder. Bis in die Mitte der zwanziger Jahre kamen eine Vielzahl neuer kultureller Vereine hinzu und die Mitgliederzahlen der einzelnen Organisationen wuchsen gewaltig an. Im Konsumverein Leipzig-Plagwitz waren 76.000, in den 38 Arbeiter-Turn- und Sportvereinen etwa 12.000 Mitglieder organisiert. Damit entstand in Leipzig ein scheinbar komplettes und lückenloses kulturelles proletarisches Gegenstück zur bürgerlichen Kultur.²

Diese Fakten und die überaus reiche Quellenüberlieferung prädestinieren Leipzig für eine exemplarische Untersuchung des sozialdemokratischen Milieus in seiner Entstehung und Entwicklung. Es geht also keineswegs nur um eine Lokalstudie mit Ergebnissen von beschränkter Reichweite, sondern um eine exemplarische Untersuchung des sozialdemokratischen Milieus einer Großstadt mit ausgebautem Dienstleistungssektor, deren Forschungsergebnisse eine Verallgemeinerung für ähnlich strukturierte Großstädte zuläßt. Meine Untersuchung basiert auf dem von Lepsius geprägten Milieu-Begriff, den ich hinsichtlich seiner Tragfähigkeit für regionale Studien überprüfen wollte. Lepsius versteht unter sozialmoralischen Milieus, „soziale Einheiten, die durch eine Koin-

1 Der vorliegende Aufsatz faßt die wesentlichen Ergebnisse meiner Dissertation „Arbeitermilieu und sozialdemokratisch orientierte Arbeiterbewegung in einer Großstadt – das Beispiel Leipzig“ (Leipzig 1997) zusammen. Sie wird demnächst unter dem Titel „Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung in Leipzig 1880 bis 1933“ als Bd. 8 in der vom Böhlau-Verlag herausgegebenen Reihe „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa“ erscheinen.

2 M. Rudloff/T. Adam/J. Schlimper, Leipzig – Wiege der deutschen Sozialdemokratie, Berlin 1996, S. 58ff.; T. Adam, Leipzig – Die Hochburg der Arbeiterkulturbewegung, in: W. Bramke/U. Heß (Hrsg.), Wirtschaft und Gesellschaft in Sachsen im 20. Jahrhundert, Leipzig 1998, S. 229-267.

zidenz mehrerer Strukturdimensionen wie Religion, regionale Tradition, wirtschaftliche Lage, kulturelle Orientierung, schichtspezifische Zusammensetzung der intermediären Gruppen, gebildet werden. Das Milieu ist ein sozio-kulturelles Gebilde, das durch eine spezifische Zuordnung solcher Dimensionen auf einen bestimmten Bevölkerungsteil bestimmt wird.“ In der wilhelminischen Gesellschaft zeichneten sich nach seiner Auffassung deutlich die Konturen eines katholischen, sozialdemokratischen, konservativen und liberalen Milieus ab. Aus der Persistenz dieser sozialmoralischen Milieus erklärt er die hohe Stabilität des deutschen Parteiengefüges über die Zäsur der Novemberrevolution hinweg und die geringe Kompromißfähigkeit aller Parteien, da diese lediglich Aktionsausschüsse der ihnen zugeordneten Milieus waren und in ihrem Agieren durch die Interessenlagen des jeweiligen Milieus bestimmt wurde.³

Während Lepsius mit dem Begriff der „sozialmoralischen Milieus“ die Stabilität des deutschen Parteiensystems vom Kaiserreich bis in die Weimarer Republik erklären will, versuchen zahlreiche Historiker im Anschluß an ihn diese Milieus auf regionaler und lokaler Ebene nachzuweisen. Die „sozialmoralischen Milieus“ wurden damit selbst zu einem Untersuchungsgegenstand. Da sich ihr Nachweis äußerst schwierig gestaltete, entstanden eine Vielzahl neuer Milieu-Definitionen. Nur wenige Historiker – wie z. B. Eley und Blackbourn – stellen diese Deutung mit dem Hinweis darauf, daß derartige Theorien offene historische Entwicklungen auf einen linearen Determinismus reduzieren, grundsätzlich in Frage.⁴

In meiner Untersuchung geht es mir um fünf grundsätzliche Probleme:

1. Während fast alle am Milieubegriff orientierten Arbeiten die Milieus in ihrer vermeintlichen Blütezeit – nämlich in der Weimarer Republik – untersuchten, blieb die Zeit der Entstehung der Sozialmilieus bisher im Dunkeln der Geschichte. Mein Ziel besteht jedoch darin, gerade die Genese des sozialdemokratischen Milieus im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu untersuchen.
2. Darüber hinaus möchte ich prüfen, wie sich der idealtypische Milieubegriff von Lepsius zu empirischen Forschungsergebnissen verhält.
3. In fast allen Arbeiten zum sozialdemokratischen Milieu wird ohne dies kritisch zu beleuchten, Arbeiterbewegung und sozialdemokratisches

3 R. M. Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur: Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: derselbe, Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen. Ausgewählte Aufsätze, Göttingen 1993, S. 25-50.

4 Vgl. hierzu die zusammenfassenden Übersichten bei H.-J. Smula, Milieus und Parteien. Eine regionale Analyse der Interdependenz von politisch-sozialen Milieus, Parteiensystem und Wahlverhalten am Beispiel des Landkreises Lüdinghausen 1919 bis 1933, Münster 1987, S. 3-36; S. Weichlein, Sozialmilieu und politische Kultur in der Weimarer Republik. Lebenswelt, Vereinskultur, Politik in Hessen, Göttingen 1996, S. 11-25; Im Gegensatz dazu: G. Eley/D. Blackbourn, Mythen deutscher Geschichtsschreibung, Frankfurt a. M. 1980, S. 20f.

Milieu fast gleichgesetzt. War das sozialdemokratische Milieu aber wirklich schichtenhomogen – also proletarisch oder war es ähnlich dem katholischen Milieu schichtenheterogen?

4. Wenn das sozialdemokratische Milieu – so meine noch auszuführende These – ein schichtenheterogenes Milieu war, stellt sich die Frage, welche Konsequenzen dies einerseits für die Sozialstruktur der Mitglied- und Wählerschaft der SPD und andererseits für deren politische Praxis besaß.
 5. Was waren die Voraussetzungen für die Entstehung eines so engmaschigen Arbeitervereinsnetzes in der Messestadt? Weshalb wurde gerade Leipzig und eben nicht Berlin oder Hamburg so frühzeitig zu einer Hochburg der Arbeiterkulturbewegung?
 6. Der Aufbau eines fast alle Lebensbereiche und Lebensstationen umfassenden sozialdemokratischen Vereinsnetzes impliziert die These von der Herausbildung einer *sozialistischen Gegenkultur*. Brachte die Leipziger Arbeiterkulturbewegung ein eigenes Kulturkonzept hervor? War diese Arbeiterbewegungskultur eine Gegenkultur oder Bestandteil der gesamtgesellschaftlichen Kultur? Worin bestanden die spezifischen Inhalte der Arbeiterkultur, die diese von der bürgerlichen Kultur unterschieden?
- Die Arbeiterkulturbewegung – und hier lege ich einen weiten Kulturbegriff zugrunde, der den Arbeitersport ebenso umfaßt wie die Bau- und Konsumgenossenschaften – war keineswegs kongruent mit der sozialdemokratischen Bewegung, sondern entwickelte sich wie z.B. die Genossenschaftsbewegung oder der Arbeitersport in Abgrenzung zu und scharfer Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie. Nach dem Verbot der sozialdemokratischen Partei im Jahre 1878 empfahl die Hamburger Konferenz des Parteivorstandes am 19. Oktober 1878, die Parteiarbeit unter dem Deckmantel geselliger Vereine fortzuführen. In den nächsten Monaten entstand eine Vielzahl von Theater- und Gesangsvereinen, deren Mitgliedschaft sich vornehmlich aus Sozialdemokraten rekrutierte. Etwa zwei Jahre später existierten in Leipzig bereits über 40 derartiger Organisationen mit insgesamt etwa 1600 Mitgliedern. Zum Mittelpunkt dieses Vereinsnetzes wurde der von Friedrich Bosse geleitete Fortbildungsverein für Arbeiter, der offiziell „unter Ausschluß jeder politischen oder religiösen Tendenz zur Fortbildung der Arbeiter“ dienen sollte. Zu diesem Zweck organisierte er Unterrichtskurse z. B. in Rechnen, Buchführung und Englisch. Von Anfang an verfügte er über Abteilungen für Turner und Sänger. Dies alles konnte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß er eine Art legaler Ersatzorganisation der verbotenen Leipziger Sozialdemokratie war.⁵

⁵ Der Arbeiterverein Leipzig, seine Entstehung und seine Entwicklung. Eine Festschrift zum 25jährigen Stiftungsfest, Leipzig 1904, S. 7; allgemein: F. Heidenreich, Arbeiterkulturbewegung und Sozialdemokratie in Sachsen vor 1933, Weimar/Köln/Wien 1995.

Die geselligen Vereine wurden also nicht gegründet, um den Arbeitern eine Möglichkeit der Freizeitgestaltung anzubieten, sondern um die verbotene Parteiorganisation unter dem Deckmantel geselliger Zusammenkünfte aufrecht zu erhalten. Nach ihrer Legalisierung im Jahre 1890 bedurfte die SPD dieser Vereine nicht mehr. Es war jedoch völlig unmöglich, die Arbeiter davon zu überzeugen, jene wieder zu verlassen bzw. ganz aufzulösen, denn mit den Turn-, Gesangs- und Theatervereinen war das Bedürfnis nach einer attraktiven und für viele erschwinglichen Freizeitgestaltung nicht nur geweckt, sondern auch befriedigt worden. Da das nicht das vorrangige Ziel der Parteistrategen gewesen war, und sie wohl auch nicht damit gerechnet hatten, daß jene geselligen Vereine unter den Sozialdemokraten und über diesen Kreis hinaus an Beliebtheit und Zuspruch gewannen, nahm die Leipziger Parteiführung nach dem Fall des Sozialistengesetzes eine distanzierte bzw. ablehnende Haltung gegenüber den geselligen Vereinen jeder Couleur ein. In den rasch an Zahl wachsenden Arbeiterturn-, Gesangs-, Schreiber- und Konsumvereine erblickte sie nicht ganz zu Unrecht Konkurrenten.

Die SPD-Führung distanzierte sich von den Arbeiterkulturvereinen, weil sie glaubte, die dort Engagierten seien über kurz oder lang für den proletarischen Kampf verloren, und brandmarkte diese Entwicklung als „Vereinsmeierei“.⁶ Da aber bereits zahlreiche Anhänger und selbst Funktionäre der Sozialdemokratie in diese Vereine eingebunden waren – vor allem während des Sozialistengesetzes hatten nicht wenige gemäßregelte und mit Berufsverbot belegte Funktionäre insbesondere in der Genossenschaftsbewegung eine neue berufliche Perspektive gefunden –, konnte die Parteiführung sie nicht mehr ausgrenzen. Sie versuchte daher ab der Mitte der 1890er Jahre über ihre Anhänger und Mitglieder, die in diesen Vereinen organisiert waren, die Hegemonie über jene zu erlangen. Während sie dies anfangs eher widerwillig und lediglich aus der Einsicht heraus tat, daß, wenn man die kulturellen Vereine schon nicht mehr los werden kann, man die Kontrolle über sie bekommen müsse, wich deren Ablehnung allmählich einer aktiven Kulturpolitik. Dieser Prozeß veränderte die Sozialdemokratie selbst nachhaltig. Mit dem wachsenden Einfluß der kulturellen Vereine und der Genossenschaften im sozialdemokratischen Milieu formierte sich in der SPD die soziale Basis für die reformerischen Strömungen der Jahrhundertwende. Gerade jene Organisationen waren es, die das Personal für den reformerischen Parteiflügel bereit stellten, so waren Lagerhalter des Konsumvereins, Beamte der Gewerkschaften oder Aufsichtsratsmitglieder der Ortskrankenkasse die häufigsten Berufe der sozialdemokratischen Parlamentarier in der Stadtverordnetenversammlung. Allerdings

6 Protokoll über die Verhandlungen der Landesversammlung der Sozialdemokratischen Partei Sachsens, 1910; F. Heidenreich, Arbeiterkulturbewegung und Sozialdemokratie in Sachsen (Anm. 5), S. 52.

wurden Sozialdemokraten wie Georg Fell und Moritz Fromm in der Leipziger Sozialdemokratie marginalisiert und auf die parlamentarische Arbeit abgedrängt. In den Vorstand der SPD in Leipzig-Stadt oder Leipzig-Land stieg aus jenen Kreisen mit Ausnahme von Karl Buhl niemand auf. Buhl war Lagerhalter und zeitweilig Vorsitzender des Wahlkreisvereins für den 12. Reichstagswahlkreis war. Er wurde 1917 (und das ist bezeichnend) Vorsitzender der zu diesem Zeitpunkt völlig unbedeutenden MSPD in Leipzig.⁷

Nach und nach gliederte die SPD die einzelnen Organisationen in ihr Milieu, das für mich das gesamte sozialdemokratische Wählerpotential umfaßte und zu dessen wichtigste und strukturierende Säulen die Gewerkschaften, der Arbeiterturnerbund und die Genossenschaften wurden, ein. Die erste Säule der sozialdemokratischen Bewegung wurde um die Gewerkschaften als zweite und das Arbeiterturnen als dritte ergänzt. Jene drei Säulen bildeten den Kern des sozialdemokratischen Milieus, in das bis in die Mitte der zwanziger Jahre nach langem und zähem Widerstand der Parteiideologen weitere Vereine und Organisationen integriert wurden – um die Jahrhundertwende der Konsumverein, zwischen 1911 und 1919 der Arbeitersport (Fußball u.ä.) und zwischen 1910 und 1925 die Baugenossenschaften. Hier wird eine zentrale Schwachstelle des Milieubegriffes von Lepsius deutlich. Für ihn waren die Parteien des Kaiserreiches und auch noch die der Weimarer Republik eng an sozial-moralische Milieus gebunden. Er bezeichnete sie als Aktionsausschüsse der jeweiligen Milieus, die in ihrem Agieren durch die Interessen des jeweiligen Milieus bestimmt wurden. Da das Verhältnis zwischen einem Milieu und dessen Milieupartei in der bisherigen Forschung nicht thematisiert wurde, ergeben sich eine ganze Reihe offener Fragen. Nach Lepsius vertrat die Milieupartei die Interessen ihres Milieus und war diesen verpflichtet. Daraus resultierte für ihn die geringe Kompromißfähigkeit der Weimarer Parteien. Was aber waren die Interessen eines Milieus? Worin bestanden die Interessen des sozialdemokratischen Milieus? Und vertrat die SPD wirklich diese Interessen?

Obwohl diese Fragen schwer und nur ansatzweise zu beantworten sind, soll hier zumindest der Versuch unternommen werden. Die sächsische SPD lehnte in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts das ungestüme Anwachsen des Arbeitervereinswesens ebenso ab wie die Unterstützung des Genossenschaftswesens. Bis zum Ende der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts war die Haltung der Sozialdemokratie gegenüber den entstehenden Arbeiterturn- und Gesangsvereinen, den Kleingärtnervereinen und den Konsum- und Baugenossenschaften durch die Angst geprägt, die dort organisierten Arbeiter wären für die *Revolution* verloren. Die Arbeiterkulturbewegung, die eine große Anziehungskraft in Leipzig entfaltete, ent-

7 Zum Aufstieg der USPD in Leipzig vgl. M. Rudloff/T. Adam/J. Schlimper, Leipzig – Wiege der deutschen Sozialdemokratie (Anm. 2), S. 102ff.

stand so unabhängig von und zum Teil in Konfrontation mit der SPD. Während die sächsische Sozialdemokratie spätestens nach der Jahrhundertwende ihre ablehnende Haltung gegenüber dem Arbeitersport aufgab, blieb die Genossenschaftsbewegung – die quantitativ stärkste *Säule* der Arbeiterbewegung – noch bis 1910 ein „ungeliebter Bruder“. Diese Haltung basierte auf einer Resolution des Berliner Parteitag der SPD (1892), in der sich die Partei deutlich von den Konsumgenossenschaften distanzierte. Erst der Kampf des Mittelstandes gegen die vorgeblich „sozialdemokratischen“ Konsumvereine in Sachsen und die Broschüre Kautskys „Konsumvereine und Arbeiterbewegung“ von 1897 bewirkten ein Umdenken in der Partei. Aber erst 13 Jahre später beschloß der Magdeburger Parteitag die volle Anerkennung und Unterstützung des Genossenschaftswesens. Vertrat die SPD, wenn sie sich so ablehnend gegenüber den Arbeitersportvereinen und Konsumgenossenschaften verhielt, die Interessen der Arbeiter? Offensichtlich wurde die Politik der „Milieupartei“ SPD zumindest bis zum ersten Weltkrieg wesentlich mehr durch ideologische Theoreme als durch die Interessen der Arbeiter bestimmt.⁸

In den Arbeitersportvereinen und der Konsumgenossenschaft manifestieren sich zwei wesentliche Bedürfnisse der Arbeiterschaft. Und nicht eines kleinen Teiles, wie der Zulauf zu diesen Organisationen zeigt. Viele Arbeiter suchten nach Möglichkeiten ihre Freizeit zu gestalten. Am lukrativsten erschien den meisten der Zeitvertreib im Turnverein. Ein grundlegendes Interesse war der Einkauf preiswerter Produkte guter Qualität. Dem versprachen die Konsumvereine zu genügen. Unter den Mitgliedern des Konsumvereins und der Arbeiterturnvereine waren zahlreiche Sozialdemokraten. Offensichtlich ergab sich hier eine Divergenz zwischen den Interessen des Milieus und den ideologischen Vorgaben der Parteitheoretiker.

Das sozialdemokratische Vereinsnetz war also keineswegs bereits in den 1890er Jahren vollständig ausgebildet vorhanden, sondern wuchs bis in die Zeit der Weimarer Republik nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ – hinsichtlich der Angebotsbreite. Insofern ist Lösche und Walter zuzustimmen: In quantitativer Hinsicht lag der Höhepunkt der Arbeiterkulturbewegung eindeutig in den frühen zwanziger Jahren. Fraglich ist nur, ob alle sogenannten *Milieuorganisationen* der Vorkriegszeit noch *gegenkulturelle Sonderorganisationen* waren. Hier stimme ich mit Wunderer überein, der eine Entpolitisierung der sozialdemokratischen Milieuorganisationen konstatiert. Am deutlichsten trat dieser Trend in der Erwachsenenbildung

⁸ H. Fleißner, *Genossenschaften und Arbeiterbewegung*, Dresden 1911, S. 37; A. Gerhard, *Konsumgenossenschaft und Sozialdemokratie*, Nürnberg 1895, S. 47; K. Kautsky, *Konsumvereine und Arbeiterbewegung*, Wien 1897, S. 20-22; vgl. hierzu auch F. Heidenreich, *Arbeiterkulturbewegung und Sozialdemokratie* (Anm. 5), S. 52

zu Tage, wo die milieugebundenen Organisationen zu Gunsten einer überparteilichen Erwachsenenbildung aufgegeben wurden.⁹

In den zwanziger Jahren erwiesen sich die Milieuorganisationen und -grenzen zunehmend als künstlich. Arbeitersport und bürgerlicher Sport unterschieden sich schon lange nicht mehr, auf dem Sektor von Kunst und Bildung gelang es der Leipziger Sozialdemokratie nicht, eine wie auch immer geartete neue *sozialistische Kultur* hervorzubringen. Ihre Kulturarbeit beschränkte sich auf die Aneignung der *bürgerlichen Kultur*, die zwar in spezifischer Weise erfolgte, sich dennoch nicht grundsätzlich von dieser unterschied. Die Unterschiede zwischen dem *Konsumverein* und dem *bürgerlichen Kleinhandel* – vor allem hinsichtlich der Qualität der Waren – verschwammen immer mehr. Die *Arbeiterbibliotheken* unterschieden sich hinsichtlich der Entleihe ihrer Literatur kaum von ihren *bürgerlichen Vorbildern*. Hier wie dort lasen die Arbeiter am liebsten leicht verstehbare Romane, denen nur selten ein literarischer Anspruch zuerkannt werden konnte. Die von Gustav Hennig beabsichtigte Heranführung des Arbeiters an die in den Arbeiterbibliotheken in rauen Mengen vorhandene marxistische Literatur scheiterte.¹⁰

Die oftmals als *sozialdemokratische Gegenwelt* bezeichnete Arbeiterkulturbewegung kann kaum als Gegenkultur bezeichnet werden. Denn bei einer genaueren Untersuchung der Kulturleistungen der Leipziger Sozialdemokratie erweisen sich diese als eine Kopie der *bürgerlichen Kultur*¹¹, die freilich einige Umdeutungen erfuhr. So entwickelte sich das Arbeiterbildungsinstitut (ABI) zu einer bloßen Zuschauervereinigung, die für ihre Anrechtler Theateraufführungen und Konzerte organisierte. Im Gegensatz zur Berliner Volksbühnenbewegung besaß das Leipziger ABI nicht den Anspruch, eine eigenständige *proletarische Kultur* zu schaffen, sondern beschränkte sich auf die Partizipation am bürgerlichen Kulturleben bzw. die Rezeption des bürgerlichen Kulturlebens Leipzigs.

Dies mag erstaunen, wenn man an das eingangs beschriebene dichte Leipziger Arbeiternetz, das die Konstruktion einer *sozialdemokratischen Gegenkultur* impliziert, denkt, denn dessen Aufbau und ständige Vervollkommnung steht im Widerspruch zu dem offenkundigen Fehlen eines eigenständigen Kulturkonzeptes. Der Aufbau einer *Gegenwelt* gilt

9 T. Adam, Leipzig – Die Hochburg der Arbeiterkulturbewegung (Anm. 2), S. 247ff.; grundsätzlich: H. Wunderer, Arbeitervereine und Arbeiterparteien. Kultur- und Massenorganisationen in der Arbeiterbewegung 1890–1933, Frankfurt a. M./New York 1980, S. 74ff.; P. Lösche/F. Walter, Zur Organisationskultur der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, in: Geschichte und Gesellschaft 1989, S. 511–536.

10 Zum Leseverhalten der Arbeiter vgl. T. Adam, „Was las der Arbeiter im Kaiserreich?“ Die Leipziger Arbeiterbibliotheken zwischen 1861 und 1914, in: Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte, Bd. 5 (1998), S. 119–132.

11 Zur bürgerlichen Kultur Leipzig vgl. M. E. Menninger, Art and Civic Patronage in Leipzig, 1848–1914 (unveröffentlichte Diss.), Cambridge/Massachusetts 1998.

gemeinhin als Beleg für die Desintegration der Sozialdemokratie in den wilhelminischen Staat. Wenn aber über die Organisationsstrukturen dieser vorgeblichen *Gegenwelt* keine wie auch immer geartete *sozialistische Kultur*, sondern die *bürgerliche Kultur* weitervermittelt wurde, dann erfolgte darüber gerade keine Desintegration, sondern eine Integration in die bestehende Gesellschaft. Letztlich verfolgte die Leipziger Sozialdemokratie damit, ob nun bewußt oder unbewußt, ein *integratives Konzept*. Damit unterscheidet sich Leipzig deutlich von Berlin, wo in den zwanziger Jahren auch unter dem Einfluß einer starken KPD eine *proletarische Gegenkultur* entstand. Es ist jedoch fraglich, ob Berlin, so wie das bisher in der Historiographie fast unwidersprochen angenommen wurde, oder ob Leipzig den Normalfall darstellte.¹²

Wesentliche *materielle Voraussetzungen* für die Entfaltung einer so breiten *Arbeiterkulturbewegung*, wie sie Leipzig aufwies, waren die allmähliche Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit, die in Leipzig rascher erfolgte als in anderen Großstädten, und ein Lohnniveau der Arbeiter, das diesen über die Deckung der Lebenshaltungskosten hinaus Geld für kulturelle Zwecke übrigließ. Die Freizeitgestaltung im Verein oder im Kleingarten sowie die Mitgliedschaft in einer Genossenschaft waren kostenintensiv. In der Regel betrug der monatliche Mitgliedsbeitrag für die kulturellen Vereine 50 Pfennig. Für einen Geschäftsanteil im Konsumverein waren 50 (40) Mark und in einer Baugenossenschaft immerhin 300 Mark aufzubringen. Dies konnten sich nur Beamte, Angestellte und gutsituierte Arbeiter leisten, die mehr Geld verdienten, als sie zur Deckung der unmittelbaren Lebenshaltungskosten benötigten.¹³

Leipzig wies neben Hamburg, München und Berlin ab den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein überdurchschnittlich hohes Lohnniveau auf. Das betraf nicht nur die im polygraphischen Gewerbe, sondern auch die in der Metallindustrie Beschäftigten. Hier bildete sich eine quantitativ nur schwerlich exakt bestimmbar Schicht gutverdienender Facharbeiter heraus. Diese beiden Faktoren – Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit und ein überaus hohes Einkommensniveau – waren neben der politischen und kulturellen Ausgrenzung die unablässigen Voraussetzungen für die

12 Zum umstrittenen Begriff der „sozialistischen Kultur“ vgl. A. Gramsci, Das Problem der politischen Führung bei der Bildung und Entwicklung der Nation und des modernen Staates in Italien. Aufzeichnungen aus den Jahren 1934/35, in: Zu Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften, Frankfurt a. M. 1980, S. 277-279; F. Heidenreich, Arbeiterkulturbewegung, in: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, hrsg. von W. F. Haug, Bd. 1, Hamburg 1994, Sp. 473-481; zum Konzept der Gegenkultur vgl. F. Heidenreich, Arbeiterkulturbewegung und Sozialdemokratie, (Anm. 5), S. 9ff.; zum Konzept der Teilkultur vgl. D. Lehnert/K. Megerle, Politische Identität und nationale Gedenktage, in: dies. (Hrsg.), Politische Identität und nationale Gedenktage. Zur politischen Kultur in der Weimarer Republik, Opladen 1990, S. 16/17.

13 T. Adam, Leipzig – Hochburg der Arbeiterkulturbewegung (Anm. 2), S. 231ff.

Entfaltung eines derart dicht geknüpften Vereinsnetzes, wie es in Leipzig entstand.

Dennoch engagierte sich nur eine Minderheit, die im folgenden am Beispiel zweier Arbeitersportvereine (des Turn- und Sportvereins Leipzig-Probsteida und des Vereins für Leibesübung Knautkleeberg) beschrieben werden soll, jener gut verdienenden Arbeiter in einem Verein.¹⁴ Arbeitersport blieb bis zum Ende der Weimarer Republik zuvorderst Männersache. Nur 22 Prozent des Probsteidaer Vereins und etwa zehn Prozent des VfL Knautkleeberg waren Frauen. „Die Einstellung zum Frauenturnen und -sport sowie überhaupt das Frauenbild waren im ATSB nach wie vor zwiespältig: Frauen sollten einerseits gleichberechtigte Kämpferinnen, andererseits aber doch immer noch das schwache und schöne Geschlecht sein.“¹⁵ Oftmals schieden Frauen nach ihrer Heirat aus dem Verein aus, um sich dem Haushalt und der Familie zu widmen. Aber gerade für sie hatte der Zusammenhalt im Turnverein und die sportliche Betätigung eine wesentlich höhere Bedeutung als für Männer, da ihnen viel weniger Möglichkeiten der Entspannung und Geselligkeit offenstanden. Als Hausfrauen waren sie isoliert oder als Berufstätige doppelt belastet. Die Stammkneipe des Mannes blieb ihnen verwehrt. Die Arbeit in Partei und Gewerkschaft war männerdominiert.

Sport war eine Sache der Jüngeren. Eine Analyse der Altersstruktur des Probsteidaer Vereins ergab, daß von Anfang an die 16- bis 26jährigen Sportler dominierten. Vor und nach dem ersten Weltkrieg waren um die 60 Prozent der Mitglieder in dieser Altersgruppe. Dieser Befund trifft nicht nur auf die Turnvereine, sondern auch auf andere Arbeiterkulturvereine zu. Die von diesen angebotenen Möglichkeiten der Freizeitgestaltung wurden ab den neunziger Jahren vornehmlich durch die zweite Generation der Arbeiter, also die erste Generation eines geborenen und daher erblichen Proletariats, genutzt.¹⁶ Diese zweite Generation Fabrikarbeiter, die erste in der Stadt geborene und aufgewachsene, unterschied sich von der Vätergeneration, die zumeist in einem agrarisch geprägten oder kleinstädtischen Umfeld aufgewachsen waren, hinsichtlich ihrer Sozialisation grundsätzlich. In der Großstadt wuchs eine neue Generation heran, die andere Erfahrungen als ihre Väter machte. Der in den neunziger Jahren einsetzende kulturelle Wandlungsprozeß der Gesellschaft scheint vor diesem Hintergrund auch und vor allem ein Generationenkonflikt gewesen zu sein. Immer mehr

14 Für das folgende ebenda, S. 243ff.

15 G. Pfister, „Macht euch frei“. Frauen in der Arbeiter-Turn- und Sportbewegung, in: Illustrierte Geschichte des Arbeitersports hrsg. von H. J. Teichler und G. Hank, Berlin/Bonn 1987, S. 52.

16 H. Zwahr, Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchungen über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution, in: ders. (Hrsg.), Die Konstituierung der deutschen Arbeiterklasse von den dreißiger bis zu den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, Berlin 1981, S. 364-70, 397/98.

Menschen – vor allem jüngere – waren bereit, Geld auszugeben, um spezifische Formen von Freizeitangeboten zu nutzen. Die Freiräume der aus den nach wie vor patriarchalisch geprägten Arbeiterfamilien stammenden Jugendlichen nahmen zu. Sie prägten einen neuen Lebensstil aus, „in dem die Möglichkeiten des städtischen Lebens einen bevorzugten Platz einnahmen“.¹⁷

Diese und die nachfolgende Generation war es auch, die ab den neunziger Jahren nicht das Turnen der Väter übernahm, sondern auf den Wiesen vor der Stadt dem verpönten, weil nichtdeutschen und bürgerlichen, Fußballspiel frönten. Dies war ein zweifacher Protest, der sich nicht nur gegen die Väter, sondern auch gegen die Traditionen richtete. Es war nicht nur ein Generationenkonflikt, sondern auch ein Angriff auf einen zu dieser Zeit typisch deutschen Wert – das Turnen. Die Jugendlichen zogen das *englische Fußballspiel* dem *deutschen Turnen* vor. Elias und Dunning interpretierten das Vordringen des Sports als Teil des Prozesses der Entfeudalisierung, die den Menschen zu einem Zustand der Selbstbestimmung und Selbständigkeit führte. Sport widerspiegelte im Gegensatz zum Turnen, das im Arbeiterturnen zudem kein auf Wettkampf oder Wettbewerb ausgerichtetes Turnen war, die Mechanismen der kapitalistischen Ordnung und führte die Spieler in das Konkurrenzdenken auf dem Spielfeld ein.¹⁸

Während die Aussagen über die Altersstruktur der Mitglieder dieser beiden Vereine den allgemeinen Trends entsprachen, ruft die Analyse der Berufsstruktur des Probstheider Vereins Erstaunen hervor. Nur 43 Prozent waren Arbeiter, aber 39 Prozent Angestellte und Beamte. Damit erwies sich dieser Arbeiter-Turn- und Sportverein keineswegs als ein homogener Arbeiterverein. Während man seit der Dissertation von Kühn¹⁹ von einer sozialen Inhomogenität der bürgerlichen Sportvereine ausgeht, wurde derartiges für Arbeitersportvereine bisher nicht untersucht und nicht in Frage gestellt. Dies mag einerseits an den fehlenden Quellen, andererseits aber auch an tradierten Geschichtsbildern liegen. Demgegenüber ergab die Analyse des Vereins für Leibesübungen Knautkleeberg ein völlig anderes Bild. Mit 80 Prozent Arbeitern zeigt sich hier eine eindeutige Dominanz der Arbeiter, so daß von einem fast homogenen Arbeiterverein gesprochen werden kann.

Die Mitglieder der Leipziger Arbeiterkulturorganisationen waren also in erster Linie jüngere Menschen, und es waren nicht nur Arbeiter. Insbesondere die Konsum- und Baugenossenschaften waren von ihrer Mitgliedschaft her keine homogenen Arbeiterorganisationen. Während im Leipzig-

17 N. Minkmar, Vom Totschlagen kostbarer Zeit. Der Gebrauch des Kinos in einer Industrieregion (1900–1914), in: Historische Anthropologie 1993, S. 436.

18 N. Elias/E. Dunning, Sport im Zivilisationsprozeß, Münster 1983, S. 12/13; N. Elias, Über den Prozeß der Zivilisation, Bd. 2, Baden-Baden 1976, S. 319f.

19 F. Kühn, Die Arbeitersportbewegung. Ein Beitrag zur Klassengeschichte der Arbeiterschaft, Rostock 1922.

Plagwitzer Konsumverein mindestens ein Drittel der Mitglieder keine Arbeiter waren, lag der Arbeiteranteil in den Baugenossenschaften zwischen 40 und 50 Prozent. Dennoch waren diese Organisationen zumindest in den zwanziger Jahren in das sozialdemokratische Milieu der Messestadt integriert. Über diese zog die Sozialdemokratie Menschen aus den verschiedensten sozialen Schichten an und band sie in ihr Milieu ein. Das sozialdemokratische Milieu Leipzigs war daher ein sozial heterogenes und relativ offenes. Damit wies es eine Besonderheit auf, wie sie offensichtlich für Großstädte mit einem ausgeprägten Dienstleistungssektor – wie München, Frankfurt am Main oder Berlin – charakteristisch waren. Zur Beschreibung dieses Milieus ist der von Franz Walter so explizit gebrauchte Terminus „sozialdemokratisches Arbeitermilieu“ nicht nur denkbar ungeeignet, sondern auch irreführend, da er eine Homogenität andeutet, die so nicht nachweisbar ist.²⁰

Der SPD gelang über ihre *Vorfeldorganisationen* bald nach der Jahrhundertwende der Einbruch in Wählerpotentiale und Milieus jenseits der Arbeiterschaft. Die SPD war zwar auch in den zwanziger Jahren sowohl von ihrer Mitgliedschaft als auch von ihrer Wählerschaft eine von Arbeitern dominierte Partei. Der Anteil der nichtproletarischen Schichten an der Mitgliedschaft lag aber immerhin bei etwa einem Sechstel der Parteimitglieder und die Wählerschaft rekrutierte sich schon vor 1914 zu gut einem Drittel aus nichtproletarischen Schichten. Welche Auswirkungen hatte dies auf die Entwicklung der Leipziger SPD und des sozialdemokratischen Milieus? Über die dem sozialdemokratischen Milieu zugehörigen *kulturellen Vereine* wurden über die Arbeiterschaft hinaus Vertreter kleinbürgerlicher und bürgerlicher Schichten an die SPD gebunden. Die soziale Heterogenität der Vereine vergrößerte das soziale Spektrum zumindest des sozialdemokratischen Wählerpotentials. Erst nach 1918 – nach dem Wegfall repressiver Strukturen und der Einbindung der SPD in die Regierungsverantwortung – veränderte sich auch die soziale Spannweite der Mitgliedschaft.

Eine neue Herausforderung für die Milieupartei zeichnete sich mit der Heterogenisierung des sozialdemokratischen Milieus ab. Zumindest in Leipzig und, wie Karsten Rudolph konstatierte, in Sachsen allgemein war die Sozialdemokratie keine Partei der Arbeiterklasse, sondern eine „Partei der kleinen Leute“. Die Leipziger SPD gewann immer mehr Stimmen aus den Reihen des neuen Mittelstandes. Die SPD war zwar immer noch mehrheitlich eine Arbeiterpartei, aber mehr als ein Drittel der sozialdemokrati-

20 F. Walter/H. Matthiesen, Milieus in der modernen deutschen Gesellschaftsgeschichte. Ergebnisse und Perspektiven der Forschung, in: D. Schmiechen-Ackermann (Hrsg.), *Anpassung Verweigerung Widerstand. Soziale Milieus, Politische Kultur und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland im regionalen Vergleich*, Berlin 1997, S. 46- 75.

schen Wählerschaft und ein quantitativ nicht genau einzuschätzender Teil der Mitglieder der *Arbeiterkulturorganisationen* entstammten nicht den proletarischen Schichten. Warum wählten Beamte, Angestellte, Lehrer, Gastwirte und vor allem Kaufleute sozialdemokratisch? Und wie reagierte die SPD auf den Zustrom dieser neuen Wählerschichten. Hatte dies Auswirkungen auf die Politik der SPD?²¹

Blank errechnete für die Reichstagswahlen von 1903, daß in Leipzig etwa ein Drittel der sozialdemokratischen Stimmen nicht von Arbeitern kam. Er leitete als Schlußfolgerung für die Partei ab, daß sie perspektivisch nicht mehr ausschließlich Arbeiterinteressen vertreten könne, sondern sich auch den Interessen der mittelständischen Schichten zuwenden muß. Gerade dieses gelang ihr nach Ritter nicht. Die SPD habe keine konstruktive Politik – und da greift er die zeitgenössische Kritik auf, die Geiger, Neisser und Eschmann in mehreren Aufsätzen der Zeitschrift „Die Arbeit“ vorbrachten – für den alten Mittelstand zu formulieren vermocht. Dem steht jedoch das Engagement der SPD für den neuen Mittelstand gegenüber. Mehr noch als die Gesamtpartei umwarb die sächsische SPD gezielt Angestellte, Beamte und andere Mittelständler und nahm deren Interessen in ihre Programmatik auf. Besonders der Reichstagswahlkreis Leipzig-Stadt bedingte aufgrund des niedrigen Arbeiter-Anteils an der Wohnbevölkerung eine Hinwendung der Sozialdemokratie zu den Mittelschichten. In den zahlreichen Stichwahlen zu den Reichstagswahlen vor dem ersten Weltkrieg umwarb die Sozialdemokratie immer offensichtlicher den Mittelstand und stilisierte sich selbst zu einer *Partei der Arbeitnehmer*.²²

Im Mittelpunkt meiner Untersuchung steht neben dem organisationsgeschichtlichen Aspekt und kulturgeschichtlichen Fragestellungen vor allem die sozialgeschichtlich begründete Frage nach den Trägerschichten der Arbeitervereine. Die untersuchten Vereine erwiesen sich zumindest nach der Jahrhundertwende nicht als *homogene Arbeitervereine*, sondern zählten auch Vertreter kleinbürgerlicher und bürgerlicher Schichten zu ihren Mitgliedern. Damit wies das sozialdemokratische Milieu Leipzigs eine Besonderheit auf, wie sie für Großstädte mit ausgeprägtem Dienstleistungssektor charakteristisch waren: Es war ein sozial heterogenes Milieu. Nicht nur Arbeiter, sondern auch Angestellte, Beamte, kleine Gewerbetreibende und spätestens in den zwanziger Jahren auch Intellektuelle und Unternehmer fühlten sich an die Sozialdemokratie aus den verschiedensten Motiven und in mehr oder minder fester Form gebunden. Die Voraussetzungen dafür, daß in Leipzig ein derartig eng geknüpftes sozialdemokrati-

21 K. Rudolph, Die sächsische Sozialdemokratie vom Kaiserreich zur Republik (1871–1923), Weimar/Köln/Wien 1995, S. 70/71.

22 R. Blank, Die soziale Zusammensetzung der sozialdemokratischen Wählerschaft, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, S. 529; G. A. Ritter, Die Sozialdemokratie im deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, in: HZ 1989, S. 356–360.

sches Vereinsnetz entstand, waren die allmähliche Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit, die in der Messestadt schneller als in den anderen deutschen Großstädten erfolgte, und ein überdurchschnittlich hohes Arbeiterlohnniveau sowie die Herausbildung einer Arbeitergeneration, die bereitwillige Konsumenten der städtischen Kultur waren.

Der Aufbau eines umfangreichen alle Lebensbereiche und Lebensabschnitte umfassenden Netzwerkes von Organisationen ließ auch die Etablierung einer eigenständigen von der bürgerlichen Kultur unabhängigen und diese kontrastierenden Kultur erwarten. Meine Untersuchung der kulturellen Praxis des Arbeiterbildungsinstitutes und der Arbeitersportorganisationen führte jedoch zu dem Ergebnis, daß hier keine sozialistische Gegenkultur entwickelt wurde, sondern die bürgerliche Kultur – zum Teil mit geringen Veränderungen – übernommen wurde. Die Leipziger Arbeiterkultur erwies sich somit als Teilkultur und keinesfalls als Gegenkultur. Ob die Messestadt damit der Normalfall oder die Ausnahme darstellte, wird nur durch weitere Forschungen geklärt werden können.

In der Diskussion über die Leistungs- und Tragfähigkeit des Milieukonzeptes für regionale Untersuchungen ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Der vorliegende Aufsatz zeigt jedoch zentrale Probleme des Milieubegriffs von Lepsius auf. Der Zusammenhang von Milieu-Interessen und der Partei als Aktionsausschuß ist bisher nicht untersucht und diskutiert worden. Vielleicht ist das Lepsius-Konzept in diesem Punkt auch zu sehr von einem Parteienverständnis geprägt, das vielleicht für Demokratien, aber keinesfalls für autoritäre Staatsformen – wie das deutsche Kaiserreich – zutrifft.

Detlef Schmiechen-Ackermann

Nationalsozialismus und proletarische Quartiersmilieus. Anpassungs- und Verweigerungsverhalten in großstädtischen Arbeitervierteln

1. Kontext und Untersuchungsrahmen

Auf welchen Wegen konnten die Nationalsozialisten in die gewachsenen Sozialmilieus der sozialistischen und der katholischen Arbeiterschaft eindringen und in welchem Maße und durch welche Instrumente wurden diese Milieubindungen während der NS-Zeit zersetzt – dies sind die Leitfragen einer wesentlich breiter angelegten Untersuchung¹, auf deren Basis hier ausgewählte Teilaspekte zur Rezeption des Nationalsozialismus in großstädtischen Arbeitervierteln vorgestellt werden. Angesichts der verbreiteten terminologischen Unsicherheiten und Definitionsprobleme werden zunächst einige Begriffsklärungen vorangestellt.

2. Vorüberlegungen und Definitionen

1. Bei der Verwendung des Milieubegriffes orientiere ich mich an dem von Rainer M. Lepsius vorgeschlagenen Idealtypus des „sozial-moralischen Milieus“, der sowohl auf objektive Kategorien (wie wirtschaftliche Lage und Schichtenzugehörigkeit), als auch auf subjektive Faktoren (wie kulturelle Orientierung und die Bedeutung regionaler Traditionen) rekurriert.

2. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht das „sozialistische Milieu“. Dies meint in Erweiterung des von Lepsius eingeführten Modells den auch in den dreißiger Jahren noch in weiten Bereichen durch gemeinsame Traditionen, Deutungsmuster und Einstellungen sowie durch alltägliche Erfahrungen im Betrieb, im Wohnviertel, in den Milieugruppen vermittelten Lebenszusammenhang derjenigen Menschen, die sich vor 1933 der Arbeiterbewegung zugehörig fühlten und eine der linken Arbeiterparteien wählten. Bewußt schließt diese Definition also sowohl aktive Sozialdemo-

1 D. Schmiechen-Ackermann, Nationalsozialismus und Arbeitermilieus. Der nationalsozialistische Angriff auf die proletarischen Wohnquartiere und die Reaktion in den sozialistischen Vereinen, Bonn 1998. Aufgrund des äußerst begrenzten Raumes mußte in dieser knappen Skizze auf umfangreichere Nachweise und Belege verzichtet werden. Sie sind der oben genannten Untersuchung zu entnehmen, die überdies auch zahlreiche Schaubilder enthält, die die hier vorgetragene Argumentation verdeutlichen. Schließlich wurde der dem seinerzeit gehaltenen Vortrag eigene Charakter eines Werkstatt-Berichtes bewußt beibehalten.

kraten und Kommunisten als auch parteipolitisch unorganisierte Arbeiter und Arbeiterinnen ein, sofern diese in die Kommunikations- und Organisationsstruktur der sozialistischen Arbeiterbewegung eingebunden waren.

3. Es wird vorausgesetzt, daß sich dieses „sozialistische Milieu“ analytisch in drei Erscheinungsebenen zerlegen² und damit operationalisieren läßt: in betrieblich-gewerkschaftliche Milieus, in Arbeitervereins-Milieus und in Quartiersmilieus, wobei im Rahmen dieser Skizze die letzteren in den Blickpunkt gerückt werden.

4. Ergänzend ist auf die Unterscheidung von Mikro- und Makroebene zu verweisen: „Makromilieus“ sind durch einen „ähnlichen Lebensstil“ bei „ganz unterschiedlichen Kontaktkreisen“ charakterisiert, „Mikromilieus“ werden dagegen durch „unmittelbare persönliche Kontakte“ konstituiert.³ Die Kategorie des Milieus ist demnach theoretisch auf der Makroebene zu konzipieren, wird de facto aber empirisch fast immer nur auf der Mikroebene zu untersuchen sein.

5. Es wird festgelegt, daß die Charakterisierung eines Milieus als „proletarisch“ in der Tradition von Götz Briefs⁴ allein als beschreibende Kategorie im Hinblick auf die soziale Lage zu verstehen ist, nicht aber zur systematischen Differenzierung unterschiedlicher „sozial-moralischer Milieus“ dienen kann. „Proletarische“ Lebenslagen gab es auch im konservativ-agrarischen Milieu Ostelbiens oder im schichtenübergreifenden katholischen Sozialmilieu. Die bisweilen vorgenommene Gleichsetzung von „proletarischen Milieus“ mit „sozialistischen Milieus“ wird daher als irreführend und mißverständlich abgelehnt.

6. Als „Arbeiterquartiere“ oder „Arbeiterviertel“ werden zunächst ganz unspezifisch alle Wohnquartiere verstanden, die sich im Verlauf der Urbanisierung durch den Prozeß der Segregation zu bevorzugten Wohngebieten der handarbeitenden Unterschichten entwickelt haben. Dabei kann es sich sowohl um Altstadtgebiete älterer Herkunft als auch um seit dem Kaiserreich neu erbaute Mietshausviertel handeln.

7. Der soziale Raum der Großstadt wird auf der administrativen Ebene in meist auch kommunalpolitisch relevante, mindestens aber für statistische und planerische Zwecke formal gebildete Bezirke aufgegliedert. Demgegenüber betonen die Termini „Stadtteil“ oder – hier synonym verwandt – „Stadtviertel“ stärker die auf Distinktion basierende Wahrnehmung eines

2 Vgl. A. v. Saldern, Sozialmilieus und der Aufstieg des Nationalsozialismus in Norddeutschland (1930-1933), in: F. Bajohr (Hrsg.), Norddeutschland im Nationalsozialismus, S. 22.

3 Vgl. S. Hradil, Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus, Opladen 1987.

4 G. Briefs, Das gewerbliche Proletariat, in: Grundriß der Sozialökonomik, 9. Abt., 1. Teil, S. 142-240, Tübingen 1926.

abgegrenzten Teilbereiches der Stadt durch ihre Bewohner. Ein Stadtteil kann identisch mit einem statistischen Bezirk sein, ein solcher Bezirk aber auch aus mehreren Stadtteilen oder ein Stadtteil aus mehreren statistischen Bezirken bestehen. Das „Quartier“ (in Berlin der vielbeschworene „Kiez“) ist demgegenüber kleinräumiger definiert und gleichzeitig noch stärker durch die subjektive Identifikation der Bewohner mit ihrem unmittelbaren Wohnumfeld und ein relativ homogenes soziokulturelles Milieu gekennzeichnet.

8. Wenn „Milieu“ im folgenden als eine keineswegs trennscharfe, aber innovative Forschungsperspektiven eröffnende analytische Kategorie mittlerer Reichweite verwendet wird, die es ermöglicht, objektive Strukturdaten und subjektive Wahrnehmungsstrukturen miteinander zu kombinieren, dann ergibt sich hieraus, daß die zu untersuchenden Quartiersmilieus nicht nur nach objektiven Befunden zu differenzieren sein müssen, sondern vor allem auch in der Selbstwahrnehmung der Bewohner als distinktive Kategorie rezipiert werden mußten.

3. Anpassungs- und Verweigerungsverhalten in unterschiedlichen großstädtischen Quartiersmilieus – empirische Befunde und Thesen

3.1. Soziale Segregation und Politische Fragmentierung als wichtige Rahmenbedingungen

Die deutschen Großstädte der zwanziger und dreißiger Jahre waren tendenziell durch eine soziale Segregation und eine noch deutlicher ausgeprägte politische Fragmentierung charakterisiert. Zugespitzt läßt sich formulieren: Im eben definierten weiten Sinne „sozialistisch“ dominierte Arbeiterquartiere standen „bürgerlich-nationalen“ Hochburgen gegenüber, die in sozialer Hinsicht stark von den Mittelschichten bestimmt waren. Belegen läßt sich diese These an einer Vielzahl von Fallbeispielen, aus denen hier exemplarisch Duisburg als ein ausgesprochenes Industriezentrum mit gemischter konfessioneller Struktur herausgegriffen wird.⁵ Im ersten Schritt werden für zwei der fünf Duisburger Stadtteile die vorliegenden Sozial- und Wahldaten verglichen: Im sprichwörtlich „roten“ Hamborn stellten Mitte der dreißiger Jahre ungelernete und gelernte Arbeiter sowie Bergleute und abhängig im Handwerk Beschäftigte 82 Prozent der Erwerbspersonen, während Angestellte, Beamte und Selbständige zusammen nur 17 Prozent ausmachten. Ein deutlich anderes Bild bot sich im sozial gemischten Duisburg-Mitte, wo immerhin 43 Prozent der Erwerbspersonen zu den Mittelschichten zu zählen waren. Diese prägnante Differenz reproduzierte sich in modifizierter Form auch in den politischen Präferenzen: In

5 Ähnliche Befunde ließen sich beispielsweise auch für Essen, Bremen, Stuttgart, München und Hannover beibringen.

Hamborn erreichten die beiden linken Arbeiterparteien KPD und SPD – man muß hinzufügen: vor dem Hintergrund einer für die katholische Arbeiterschaft alternativen Option für die Zentrumsparterie und einer in Duisburg pointiert als „Arbeiterparterie“ auftretenden NSDAP – bei der Reichstagswahl 1930 gemeinsam immerhin 50 Prozent der Stimmen gegenüber nur 29 Prozent in Duisburg-Mitte. Reduziert man die Aggregathöhe und nimmt nicht ganze Stadtteile sondern zwei der insgesamt 30 statistischen Bezirke in den Blick, so tritt die politische Fragmentierung noch wesentlich deutlicher hervor: In Obermarxloh, einem besonders proletarischen Teil Hamborns, erzielten bei derselben Wahl KPD und SPD gemeinsam 64 Prozent der Stimmen, während sich das Zentrum und die rechtsbürgerlichen Parteien mit jeweils zwölf Prozent, die NSDAP mit knapp zehn Prozent begnügen mußten. Im südlichen Teil des Stadtzentrums, dem „bürgerlichen“ Dellviertel, erreichten dagegen die beiden linken Arbeiterparteien zusammen nur 22 Prozent, während das Zentrum mit 27 Prozent, die NSDAP mit 25 Prozent und die rechtsbürgerlichen Parteien mit 26 Prozent jeweils weit überdurchschnittliche Ergebnisse erzielten.

Wie fast jedes analytische Denkmodell, so ist auch die soeben entwickelte und illustrierte These der sozialen Segregation und der politischen Fragmentierung in den deutschen Großstädten der dreißiger Jahre mit Blick auf abweichende Entwicklungen zu modifizieren. Insofern kommt der von Thomas Adam vorgelegten Untersuchung eine wichtige Bedeutung zu, da es ihm am Leipziger Fallbeispiel gelingt, ein deutlich geringeres Maß an sozialer Segregation nachzuweisen und damit die Frage aufzuwerfen, ob als „Arbeiterviertel“ wahrgenommene Stadtteile wie Plagwitz, Schönefeld, Neuschönefeld und Neustadt mit einem Anteil von jeweils weniger als 60 Prozent Arbeitern an der erwerbstätigen Wohnbevölkerung tatsächlich als „Arbeiterviertel“ zu qualifizieren sind.⁶ Mit ähnlicher Brisanz kann diese Frage auch für Berlin gestellt werden, wo 1933 selbst im Wedding und in Neukölln soziologisch nur gut 50 Prozent der Wohnbevölkerung zur Arbeiterschaft zu zählen waren. Gleichwohl würde kaum jemand bestreiten, daß das von Heinrich Zille immer wieder porträtierte „Miljöh“ der tristen Mietskasernenhöfe geradezu zum Inbegriff des proletarischen Wohnens geworden ist. Sozialstatistisch stellten freilich die unterprivilegierten Bezirke des Berliner Nordens und Ostens keineswegs klassische „Arbeiterviertel“ dar, sie sind weit treffender als gemischte Wohnquartiere der kleinen Leute zu qualifizieren⁷, zu denen neben den Arbeitern eben auch die unteren Gruppen der Angestellten- und Beamten-

6 T. Adam, Arbeitermilieu und sozialdemokratisch orientierte Arbeiterbewegung in einer Großstadt – Das Beispiel Leipzig (Diss.), Leipzig 1997, S. 41 ff.

7 Zu den Wurzeln dieser Entwicklung: B. Grzywatz, Stadt, Verstädterung und Vorortbildung. Zur sozialräumlichen Entwicklung Berlins im 19. Jahrhundert, in: Die alte Stadt 3/1997, S. 185-221.

schaft sowie die vielfach durch existentielle Nöte lavierenden kleinen Händler und Gewerbetreibenden zählten. Ein proletarisches Sozialmilieu, so die nunmehr auch empirisch untermauerte Bestätigung der eingangs angestellten Vorüberlegung, kann also nicht allein aus einer hohen sozialstatistischen Zugehörigkeit der Bewohner zur Arbeiterschaft bestimmt werden, vielmehr muß es auf der Basis einer erweiterten Perspektive sowohl aus der objektiven sozialen Lage einer Mehrheit der Quartiersbewohner und gleichzeitig auch aus dem subjektiven Selbstbild und der hiermit in engem Zusammenhang stehenden Quartiersidentität abgeleitet werden.

Gleichwohl ist festzuhalten, daß in den nachhaltig sozialistisch dominierten Mietshausvierteln von Hannover-Linden oder Bremen-Gröpelingen, im proletarischen Münchener Westend, aber auch in den Zehensiedlungen des Ruhrgebietes die Sozialstruktur der Bevölkerung und in der Folge dann auch das jeweilige Quartiersmilieu in der Tat erheblich homogener waren als in den bekannten Berliner Arbeiterbezirken und anscheinend auch in den als proletarisch geltenden Leipziger Wohnvierteln. Für Berlin ist in diesem Zusammenhang vor allem auf den besonderen Charakter der typischen Mietskasernen zu verweisen, die in aller Regel eine klare interne soziale Gliederung aufwiesen. Im Vorderhaus wohnten besser gestellte Familien, wobei sich die Wohnungen des ersten und zweiten Stockwerks besonderer Beliebtheit erfreuten. Die schlechter gestellten proletarischen Familien bevölkerten dagegen die Hinterhöfe und Kellerwohnungen. Soziale Gliederungen existierten also in jedem Falle, sei es in Form der stärker ins Auge fallenden sozialräumlichen Segregation in abgegrenzten Wohnbereichen oder einer sehr feingliedrigen sozialen Hierarchie innerhalb eines Wohnblocks. Schließlich ist zu fragen, ob es angesichts erheblicher Probleme bei der Zuordnung vieler nicht eindeutiger Berufsangaben in den zur Verfügung stehenden Quellen überhaupt eine „objektive Marke“ geben kann, mit der ein „Arbeiterviertel“ verbindlich definiert wird. Wäre diese Marke dann bei 60 Prozent anzusetzen, wie Thomas Adam argumentiert, oder vielleicht bei 50 Prozent, wie die Berliner Statistik annimmt?⁸

3.2. Kompatible Wahrnehmungsstrukturen der Konfliktpartner

Die prägnante soziale und politische Gliederung des großstädtischen Sozialraums wurde in der Endphase der Weimarer Republik sowohl von der politischen Linken wie von der Rechten, von „antifaschistisch“ eingestellten Arbeitern wie von verschreckten Bürgern übereinstimmend als eine dichotomische Spaltung wahrgenommen und interpretiert: hier die traditionell „national“ und dann in zunehmendem Maße schließlich nationalso-

8 Vgl. B. Grzywatz, Arbeit und Bevölkerung im Berlin der Weimarer Zeit, Berlin 1988; O. Büsch/W. Haus, Berlin als Hauptstadt der Weimarer Republik 1919–1933, Berlin 1987.

zialistisch geprägten bürgerlichen Wohnviertel – dort die meist sozialistisch (in einigen Fällen auch katholisch) dominierten proletarischen Quartiersmilieus. Älteren Traditionen symbolischer Politik in Arbeiterquartieren folgend⁹ wurde die politische Auseinandersetzung in den späten zwanziger und den frühen dreißiger Jahren in hohem Maße als gewaltsamer Kampf um die Straße und damit um die Kontrolle der Quartiersöffentlichkeit ausgetragen. Beispielhaft sei hier auf die zu Jahresbeginn 1933 in Hannover ausgetragenen Straßenkämpfe verwiesen: Nach einem am 8. Januar unter Polizeischutz durchgeführten Propagandamarsch von rund 3000 SA- und SS-Leuten durch die Lindener Arbeiterquartiere, das Stadtzentrum und die „bürgerliche“ Oststadt jubelte das Lokalblatt der NSDAP, diese bewußt provokante Demonstration habe „dem roten Mob in Linden bewiesen, daß wir keine Angst haben, und daß die Straßen im roten Linden auch für uns, für unsere Braunhemden da sind. Wer will, kann sich an den braunen Bataillonen die Zähne ausbeißen, wir halten den einmal gewonnenen Boden fest und werden niemals weichen.“¹⁰ Als Reaktion auf diese Nazi-Offensive verbreitete der kommunistische Kampf Bund gegen den Faschismus Mitte Januar 1933 ein Flugblatt in Linden, mit dem aufgefordert wurde, „die Faschisten aus den Wohnvierteln“ zu vertreiben. Nach einem in der ersten Februarwoche durchgeführten Überfall von auswärtigen SA-Leuten auf ein Lindener KPD-Lokal spekulierte die lokale Tageszeitung der SPD, „was ... Kommunisten oder Sozialdemokraten passieren würde, wenn sie sich in Trupps von 50 oder 60 Personen in der Gartenstadt Kleefeld aufhalten wollten und dort die Häuser der reichen Leute belagerten, um aus- und eingehende Personen blutig zu schlagen.“¹¹ Trennscharfe Distinktion und feingliedrige Markierung des städtischen Sozialraumes in eigenes und fremdes, „feindliches“ Terrain beherrschte bei allen am Straßenkampf beteiligten oder von ihm betroffenen Konfliktpartnern die Wahrnehmung.

3.3. Anfälligkeit und relative Resistenz gegenüber dem Nationalsozialismus in unterschiedlich strukturierten Arbeitervierteln – das Fallbeispiel Hannover

Die tendenziell in allen Großstädten vorhandene soziale und politische Polarisierung in den einzelnen Wohnvierteln bestimmte in hohem Maße die Ausbreitung der NS-Bewegung im sozialen Gelände der Großstadt.

9 S. Bleek, Quartierbildung in der Modernisierung. Das Münchener Westend 1890–1933, München 1991, S. 258; T. Lindenberger, Straßenpolitik. Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung in Berlin 1900 bis 1914, Bonn 1995; B. J. Warneken (Hrsg.), Massenmedium Straße. Zur Kulturgeschichte der Demonstration, Frankfurt a. M. u.a. 1991; T. Balistier, Gewalt und Ordnung. Kalkül und Faszination der SA, Münster 1989.

10 Niedersächsische Tageszeitung vom 9.1.1933.

11 Volkswille vom 8.2.1933.

Am Fallbeispiel Hannover, das nach der Auswertung des empirischen Materials stellvertretend auch für etliche andere protestantische Großstädte stehen kann, wird im folgenden den Vorstoß der Nationalsozialisten in die proletarischen Viertel und die „Eroberung“ dieser Quartiere skizziert. Dabei werden drei unterschiedliche Typen von – im weiten und daher unspezifischen Sinne – „Arbeitsvierteln“ in den Mittelpunkt gestellt: ein relativ homogenes klassisches Industriearbeiterviertel mit einem stabilen, sozialistisch dominierten Quartiersmilieu (Linden-Nord), ein „Kleine-Leute-Viertel“ mit relativ gemischten sozialen Strukturen und politischen Präferenzen (Nordstadt) sowie ein marginalisiertes Unterschichtenquartier mit einem ausgeprägten Trend zur politischen Radikalisierung (Altstadt). Strukturell anders gelagerte Fallbeispiele, wie etwa das noch bäuerlich geprägte Dorf am Rande der Stadt, die industrielle Werkskolonie, die größere, in sich geschlossene Genossenschafts- oder Stadtrandsiedlung, der industriell geprägte Vorort usw., können im Rahmen dieser knappen Skizze nicht behandelt werden.

Als wichtige Rahmenbedingung ist zunächst festzuhalten, daß die interne politische Fragmentierung in Hannover als einer Großstadt mit einer vergleichsweise gemischten Wirtschaftsstruktur auffallend deutlich ausfiel: In der westlich der Leine gelegenen Arbeiterstadt Groß-Linden sowie in ihren ebenfalls überwiegend proletarischen Vororten dominierten durchgängig die beiden linken Arbeiterparteien, während NSDAP und Deutschnationale in den östlich der Innenstadt gelegenen Wohnvierteln, in denen der Anteil der Angestellten, Beamten und Selbständigen besonders hoch lag, ihre Zweidrittelmehrheiten errangen. Im hannoverschen Stadtgebiet existierten in der Endphase der Weimarer Republik nur noch sehr wenige Wahlbezirke, in denen nicht entweder KPD/SPD oder NSDAP/DNVP zusammen über 60 Prozent der Stimmen erreichten.

Da aggregierte Sozialdaten in Hannover weder für ganze Stadtteile noch für die statistischen Bezirke überliefert sind, muß eine annäherungsweise Rekonstruktion der Sozialstruktur für die gewählten Fallbeispiele über den Umweg der Auswertung von Berufsangaben der Haushaltsvorstände in den Adreßbüchern¹² vorgenommen werden. Dieses Manko wird freilich zumindest teilweise dadurch ausgeglichen, daß im Zuge einer solchen Analyse die Komplexität der Aggregatdaten reduziert werden kann. Mit den Stimmbezirken werden erheblich kleinere räumliche Einheiten zugrunde gelegt. So wird es möglich, Sozialstruktur und konkretes Wahlverhalten im Kiez, im eng umrissenen Wohnquartier, direkt aufeinander zu beziehen. Eine ausgeprägte „linke“ Hochburg stellte der Stimmbezirk 223 in Linden-Nord dar, der mit der Elisen- und der Kochstraße eine proletarische Wohn-

12 Zum Adreßbuch als sozialhistorischer Quelle: H. Zwahr, Das deutsche Stadtadreßbuch als orts- und sozialgeschichtliche Quelle, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 3 (1968), S. 204-229.

gend umfaßte¹³, die als ausgesprochen „schlechte Adresse“ stadtbekannt war. Die unteren Gruppen der Arbeiterschaft waren in diesem Mikromilieu stärker vertreten als Facharbeiterfamilien. Immerhin war aber auch ein knappes Viertel der Bewohner nach der Berufszugehörigkeit der Haushaltsvorstände zu den Mittelschichten zu zählen. In diesem Lindener Stimmbezirk erzielten SPD und KPD bei der Novemberwahl 1932 zusammen 87 Prozent, wobei die SPD trotz erheblicher Stimmenverluste immer noch die absolute Mehrheit hielt. Nationalsozialisten lebten, wie auch Zeitzeugen immer wieder übereinstimmend bestätigen, in diesem sozialistisch dominierten Quartiersmilieu bis zur Machtergreifung wie in Feindesland. Da wurden Fensterscheiben bei politisch mißliebigen Nachbarn eingeworfen oder das in diesem Viertel als unerhörte Provokation aufgefaßte Tragen einer SA-Uniform mit Prügeln abgestraft. Die NSDAP arbeitete sich bis zur Märzwahl 1933 nur mühsam auf einen Stimmenanteil von zehn Prozent hoch, die bürgerlichen Parteien blieben in den meisten Wahllokalen unter der Einprozentmarke. In den Wohnblocks rund um die St. Bennokirche und die Konfessionsschule veränderte zudem ein relativ hoher Anteil katholischer Bewohner zwar nicht die Sozialstruktur, wohl aber das Wahlverhalten, so daß hier die Zentrumsparterie eine gewisse Bedeutung gewinnen konnte.

Diametral entgegengesetzt ist der Befund für den in der Südstadt gelegenen Stimmbezirk 79, der fünf Straßen mit nach 1910 errichteten Wohnblöcken gehobener Qualität umfaßte. Hier waren neun von zehn Haushalten zu den Mittelschichten zu zählen, wobei die Haushaltsvorstände besonders häufig als kaufmännische Angestellte oder als Post-, Bahn- oder andere Verwaltungsbeamte tätig waren. Bei der als Meßlatte gewählten Reichstagswahl vom November 1932 erzielte die NSDAP in diesem „kleinbürgerlich“ geprägten Quartiersmilieu mit 55 Prozent aus eigener Kraft die absolute Mehrheit. Hinzu kamen noch einmal 18 Prozent für die Deutschnationalen, die damit ihren stadtweiten Durchschnitt von acht Prozent weit übertrafen. So kann es nicht verwundern, daß hier die SPD mit 15 Prozent und die KPD mit 1,8 Prozent nur Randerscheinungen darstellten.

Ähnlich prononcierte Sozialdaten und Wahlergebnisse ließen sich auch für einige benachbarte Stimmbezirke in diesen beiden Wohnquartieren nachweisen. Flächendeckend erzielten SPD und KPD gemeinsam bei der Reichstagswahl 1930 in Linden-Nord durchschnittlich 72 Prozent der Stimmen, während sie sich, abgesehen von sechs „Ausreißern“, in den 36 Südstädter Wahllokalen zwischen 15 und 35 Prozent bewegten. In deutlichem Kontrast hierzu erreichten NSDAP und DNVP zusammen in Linden-

13 Zum Lindener Arbeitermilieu vgl. auch H. Rosenbaum, Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung, Frankfurt a. M. 1992, S. 34ff.

Nord durchschnittlich nur 20 Prozent der Stimmen, während sie in der Südstadt durch die Bank deutliche absolute Mehrheiten erzielten. Wurden mit den bisherigen Beispielen die Extrempunkte markiert, so geht es im nächsten Schritt um eine weitere Differenzierung, für die mit der hannoverschen Nordstadt und der Altstadt zwei anders strukturierte „Arbeiterviertel“ betrachtet werden.

Im Zuge von Industrialisierung und Urbanisierung hatte sich die nördliche Vorstadt Hannovers zu einem recht heterogenen, mit den treffenden Worten eines Zeitzeugen aber im Grundzug „relativ ärmlichen Viertel“ entwickelt. Ein für etliche Straßen charakteristisches städtebauliches Element bildeten ein- oder zweigeschossige, häufig von Handwerksmeistern mit einfachen Mitteln errichtete Häuser, auf deren Hinterhöfen Werkstätten, Schlachtküchen, Backstuben und andere Nebengebäude untergebracht waren. Die über den Eigenbedarf hinaus verfügbaren Wohnungen wurden häufig genutzt, um Verwandten eine Bleibe zu verschaffen. Familiäre Bindungen spielten für die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts intensive Zuwanderung aus dem hannoverschen Umland sowie dem Eichsfeld, dem Harz und Harzvorland eine wichtige Rolle. Neben einigen Straßenzügen mit sehr einfachen Wohnungen, die von bürgerlichen Betrachtern als „Kommunequartier“ stigmatisiert wurden, entstanden aber auch Baugenossenschaftshäuser von gehobener Qualität, betont gutbürgerliche Mietshäuser und in einer bevorzugten Lage des Viertels sogar einige Villen. Zudem gehörten aufgrund der Kasernen auch Soldaten und Offiziere zum Erscheinungsbild der Nordstadt. Wie Interviews mit Zeitzeugen verdeutlicht haben, kannten und kennen „geborene“ Nordstädter übrigens sehr genau die „feinen Unterschiede“, die prägnanten sozialen Trennlinien innerhalb ihres Viertels.¹⁴

Politisch motivierte gewaltsame Auseinandersetzungen waren in der Nordstadt seit 1931 an der Tagesordnung. Von einem SA-Sturmlokal aus, das als vorgeschobener Kampfposten fungierte, wurden regelmäßig Überfälle in die benachbarten Arbeiterstraßen unternommen, wo zuvor die kommunistischen Kampforganisationen den Ton angegeben hatten. Eine auf den Stadtteil bezogene Wahlanalyse ergibt, daß es sich bei der Nordstadt um ein Wohnviertel handelt, in dem sich ursprünglich die SPD in einer deutlichen Mehrheitsposition befand, aber seit den späten zwanziger Jahren in erheblichem Maße Stimmen sowohl an die KPD als auch an die NSDAP abgeben mußte. Hochgerechnet auf den ganzen Stadtteil hatte die NSDAP die SPD schon in November 1932 fast eingeholt. Als Charakteristikum bleibt festzuhalten, daß der seit 1931 spürbare Aufstieg der NS-

¹⁴ Neben den Interviews aus dem Forschungsprojekt „Widerstand in Hannover“ vgl. hierzu auch B. Dettmer, „Ich kann ihnen nicht viel erzählen, ich wohne hier erst 40 Jahre...“ oder: Eingeborene in einem deutschen Einwandererviertel – die Nordstadt in Hannover, in: SOWI 16 (1987), S. 118-124.

Bewegung innerhalb des intern scharf gegliederten „Kleine-Leute-Viertels“ der Nordstadt sowohl in der zeitlichen Abfolge der sozialräumlichen Expansion als auch bei den Wahlergebnissen eine Mittelstellung zwischen dem stabilen sozialistischen Quartiersmilieu Lindens und den frühen Nazihochburgen in der östlichen Stadthälfte einnimmt.

Wiederum einen anderen Fall stellen die hannoversche Altstadt und die ähnlich strukturierte Calenberger Neustadt dar. Es handelt sich um eine klassische Transitionszone, die als Pendant zur sich modernisierenden City bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts einen Verelendungsprozeß durchlief.¹⁵ Der historische Stadtkern mit seinen pittoresken Fachwerkhäusern und engen Gassen stellte mittlerweile nicht nur den ältesten sondern auch den mit Abstand schlechtesten Wohnbereich der Stadt dar. Er hatte sich „zum ärmsten Kaschemmen- und Verbrecherviertel“¹⁶ entwickelt. Innerhalb des Viertels waren gewisse interne Differenzierungen zwar vorhanden, aber diese waren bei weitem weniger ausgeprägt als in der Nordstadt. Als traditionelle „Milieupartei“ dieses Quartiers hatte die SPD in der Anfangsphase der Republik noch eine überaus dominante Position innegehabt und diese in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren durch massive Stimmenverluste sowohl nach rechts als auch nach links eingebüßt. Hervorstechend wurde für dieses Elendsviertel ein durchgängiger Trend zur politischen Radikalisierung, wobei von dieser Entwicklung in einigen Stimmbezirken stärker die KPD, in anderen vor allem die NSDAP profitierte. Etwa seit Sommer 1931 verfügten die Nationalsozialisten auch in der hannoverschen Altstadt über ein SA-Sturmlokal, seit 1932 über ein zweites in der Calenberger Neustadt. Beide dienten nach dem aus Berlin bekannten Muster als Operationsbasis für die seither fortlaufend provozierten Straßenkämpfe. Charakteristisch ist ebenfalls, daß die Nationalsozialisten in diesem zentral gelegenen Unterschichtenquartier ihren Aufstieg recht erfolgreich als vermeintliche Ordnungspartei inszenierten. Die SA prügelte den Straßenkampf herbei, dessen Pazifizierung die sich in Hannover bewußt honorig und korrekt gebende NSDAP dann den verschreckten bürgerlichen Wählern nicht ohne Resonanz versprechen konnte. Ergibt sich bereits aus der hier nur verkürzt referierten Analyse zu unterschiedlichen Wohnvierteln, daß die sozialräumliche Ausbreitung der NS-Bewegung in Hannover mit den hier skizzierten Strukturunterschieden in einem systematischen Zusammenhang steht, so bestätigt sich dieser Befund eindrucksvoll auch in der lokalen Organisationsgeschichte der Partei.

15 Vgl. R. Birkefeld/M. Jung, Im Schatten der Glaspaläste – City-Bildung und Altstadt-Verfall, in: S. Auffarth/A. v. Saldern (Hrsg.), Altes und neues Wohnen. Linden und Hannover im frühen 20. Jahrhundert, Seelze/Veiber 1992, S. 17-32.

16 T. Lessing, Haarmann. Die Geschichte eines Werwolfs und andere Gerichtsreportagen, Frankfurt a. M. 1989, S. 54.

3.4. Der Aufstieg der lokalen NSDAP als Prozeß der sozialräumlichen Expansion aus den frühen bürgerlichen Hochburgen hinein in die Arbeiterviertel

Als erste Ortsgruppe in Norddeutschland war die hannoversche NSDAP bereits 1921 ins Leben gerufen worden, fristete aber zunächst in den Klubbzimmern von Bierlokalen eine bescheidene Existenz als völkische Splitterpartei mit nur punktuellen Wahlerfolgen. Nach der Verbotszeit wurde auf Betreiben Hitlers an diese frühen Wurzeln nicht mehr angeknüpft, sondern erfolgreich die Integration der in Hannover relativ starken deutschvölkischen Subkultur betrieben, aus der auch der spätere Gauleiter Rust und andere führende Nationalsozialisten im Gau Südhannover-Braunschweig stammten. Während sich in einigen ländlichen Gebieten des Gaus in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre spürbare Organisationserfolge einstellten, dümpelte die NS-Bewegung in Hannover quantitativ wie qualitativ auf geringem Niveau vor sich hin. Bis 1928 kam man mit nur 300 eingeschriebenen Mitgliedern über das schon vor der Verbotszeit erreichte Niveau nicht hinaus, die SA zählte nur 60 Aktive und war damit in diesen Jahren nicht nur dem Reichsbanner, sondern auch den im sozialdemokratisch dominierten Hannover zahlenmäßig nur schwachen kommunistischen Wehrverbänden in keiner Weise gewachsen.

Einen entscheidenden Einschnitt in der lokalen Parteientwicklung markierten die Jahre 1929/30. Die hannoversche NSDAP professionalisierte sich durch die Gründung einer funktionsfähigen Geschäftsstelle und die Berufung des damals 28jährigen Propagandaspezialisten Leopold Gutterer als Kreisleiter. Dieser widmete sich mit viel Elan dem Ausbau der Ortsgruppen und betrieb durch die Einrichtung von Wohlfahrtsküchen und Sturmlokalen zunächst sehr erfolgreich die Expansion der SA, die innerhalb von zwei Jahren auf 900 Mann anwuchs und damit seit 1931 in der Lage war, die ihr zugeordnete Funktion als Bürgerkriegstruppe im Kampf um die Straße auch in Hannover wahrzunehmen. Die Früchte der jahrelangen Agitation und des seit 1929 gezielten Aufbaues einer schlagkräftigen Kaderpartei stellten sich vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise dann wie fast überall in Gestalt von exorbitanten Stimmenzuwächsen ein.

Fragt man nach den ersten Verkehrslokalen der NSDAP und den frühen Versammlungsorten der SA, nach dem Entwicklungsstand der jeweiligen Ortsgruppen und ihrer Parteilarbeit, so tritt die signifikante Stoßrichtung der NSDAP aus den bürgerlichen Quartieren in die Arbeiterviertel ganz deutlich hervor. Bis 1930 war die NSDAP ein Phänomen, das – ganz grob konturiert – nur in der östlichen Stadthälfte sowie einem Teil des Stadtzentrums in Erscheinung trat. Ausgehend von ihrer zunächst also ganz eindeutig „bürgerlichen“ Operationsbasis trugen die Nationalsozialisten in den frühen dreißiger Jahren durch die SA den gewaltsamen Straßenkampf in sozial gemischte Wohnviertel sowie in nicht sehr homogene und daher

auch politisch instabile Arbeiterwohnquartiere. Hinzu kamen bisweilen gezielte und im Hinblick auf Wirkung und Risiko wohl kalkulierte Vorstöße in solche „roten“ Kieze, die, wie etwa die Wohnblöcke der Kleefelder Baugenossenschaft, als isolierte Enklaven besonders exponiert in einem bürgerlich-national dominierten Umfeld lagen. Konzentrierte Angriffe auf die geschlossen sozialistisch dominierten Quartiersmilieus in Linden, Ricklingen, Hainholz, Stöcken wurden dagegen erst seit Beginn des Jahres 1933 vorgetragen. Die von den Nationalsozialisten intendierte völlige Zerschlagung der sozialistischen Milieubindungen gestaltete sich schließlich als ein langwieriger Prozeß, der sich über Jahre hinzog und mit Instrumenten wie Razzien und gezielter politischer Verfolgung, aber auch mit den Mitteln symbolischer Politik (z.B. Aufmärsche und nationalsozialistische Feiern) verfolgt wurde. In den Jahren der NS-Diktatur wurden die gewachsenen Milieus tatsächlich in erheblichem Maße zerstört bzw. durch fortschreitende Erosion immer weiter ausgehöhlt. Dennoch blieben, etwa in bestimmten Vereinen oder durch informelle Kontaktkreise, in einigen Quartieren auch über die Nachbarschaftsbeziehungen, partiell intakte Milieukerne erhalten.

3.5. Unterschiedliche Entwicklungen in den deutschen Großstädten – eine notwendige Differenzierung

Gegenüber den am Fallbeispiel Hannover exemplarisch betrachteten günstigen Entfaltungsmöglichkeiten der NS-Bewegung in einer protestantisch geprägten Großstadt sind abweichende Entwicklungen für die Sonderfälle München und Berlin sowie eine völlig andere Ausgangslage in katholischen Großstädten herauszustellen.

An ihrem Ursprungsort München konnte die Hitlerbewegung in den frühen Jahren der Republik in geschickter Weise die außerordentlich großen Handlungsspielräume für die radikale Rechte nutzen und die in der bayerischen Metropole breit entfaltete völkisch-nationalistische Subkultur als Operationsbasis für ihren Aufstieg zur führenden Milieupartei des nationalen Lagers vereinnahmen. Vor dem Hintergrund einer durch die Erfahrungen von Revolution und Räterepublik politisch extrem polarisierten lokalen Sondersituation, in der die Zentrumsparterie fest in einen dominanten rechtsbürgerlichen Block eingebunden blieb, inszenierte die NSDAP ihre Expansion im proletarischen Münchener Osten (Giesing, Haidhausen, Au) als gewalttätige Profilierung in einem politisch destabilisierten Unterschichtenmilieu. Angesichts der in den frühen zwanziger Jahren atemberaubenden Erfolge der NSDAP ist aber zu betonen, daß die Hitlerpartei seit 1925 ironischerweise gerade in der späteren „Hauptstadt der Bewegung“ ihre zuvor herausragende Dynamik einbüßte, das strukturelle Problem des Katholizismus als einer „konservativen Barriere“ gegen den Nationalsozialismus auf lokaler Ebene keineswegs lösen konnte und zeitweilig sogar

gegenüber den nun entschieden und offensiv auftretenden sozialdemokratischen und kommunistischen Wehrorganisationen in die Defensive geriet. Insgesamt erweist sich damit die von Hellmuth Auerbach geprägte Formel als durchaus evident: „1923 wollte Hitler von München aus Berlin erobern, 1933 aber hat er von Berlin aus München erobert.“¹⁷

An Berlin, das in den Weimarer Jahren wie keine andere deutsche Großstadt zum Fokus der gesellschaftlichen Kontroversen wurde, schieden sich in vielfacher Hinsicht und auf unterschiedlichen Ebenen die Geister. Als plakative Stichworte seien nur genannt: konservativer Kulturpessimismus gegen avantgardistische Moderne, Föderalismus versus Zentralismus, Provinz gegen Metropole, nationale Emotionen gegen das „rote“ Preußen. Mit der Verlegung seines Aktivitätszentrums von München nach Berlin antizipierte Hitler zutreffend, daß der politische Kampf um die Macht in Deutschland in hohem Maße in Berlin entschieden werden würde. Zwar besaß die deutsche Reichshauptstadt im nationalen Rahmen keine ähnlich dominante Position wie etwa Wien, Paris und London, aber gleichwohl wurde Berlin von der Linken wie der Rechten zum Zentrum des symbolischen und publizistischen Machtkampfes stilisiert und folgerichtig in der Endphase der Republik auch faktisch zum Brennpunkt des gewalttätigen Straßenkampfes gemacht. Unter der Führung ihres ebenso umsichtig wie skrupellos agierenden Gauleiters Goebbels ist es den Nationalsozialisten in Berlin gelungen, partiell erfolgreiche Kampfstrategien im Hinblick auf zwei für sie problematische Strukturdimensionen (nämlich die Arbeiterschaft und das soziale Gelände der Großstadt) zu entwickeln und zu erproben. Die drei wichtigsten Voraussetzungen hierfür waren erstens die von Goebbels betriebene Konzentration der zunächst knappen finanziellen Mittel und personellen Kräfte auf symbolische und öffentlichkeitswirksame Aktionen sowie deren virtuose propagandistische Verwertung, zweitens die auf Muchow zurückgehende Adaption des kommunistischen Zellenprinzips für Wohngebiete und Betriebe, mit deren Hilfe sich die NSDAP vom schwerfälligen völkischen Honoratiorenverein in eine schlagkräftige und funktionsfähige Kaderpartei wandelte, und drittens die ernsthaften und daher punktuell auch erfolgreichen Bemühungen um einen glaubwürdigen Arbeiterdiskurs. Am Fallbeispiel Neukölln zeigt sich, daß für den von Goebbels immer wieder beschworenen „Kampf um Berlin“ die soziostrukturellen Voraussetzungen im eben nur vermeintlich so „roten“ Berlin de facto wesentlich günstiger waren als in den vielfach in sozialer Hinsicht homogeneren und damit häufig auch politisch stabileren Arbeiterquartieren anderer deutscher Großstädte.

17 H. Auerbach, Vom Trommler zum Führer. Hitler und das nationale Münchener Bürgertum, in: B. Mensing/F. Prinz (Hrsg.), Irrlicht im leuchtenden München? Der Nationalsozialismus in der „Hauptstadt der Bewegung“, Regensburg 1991, S. 89.

Eine wesentlich problematischere Ausgangslage als im oben ausführlich diskutierten Fallbeispiel Hannover ergab sich für die Nationalsozialisten in Städten mit einer katholischen Bevölkerungsmehrheit bzw. einer starken katholischen Minderheit. Wie sich an den Beispielen Düsseldorf und Essen nachvollziehen läßt, gestaltete sich die Auseinandersetzung mit zwei etablierten politischen Lagern und Milieus, die auch ideologisch unterschiedliche Positionen besetzen, zumindest bis zur Machtübernahme wesentlich schwieriger als die relativ klare bipolare Frontstellung zwischen der sozialistischen Arbeiterbewegung und dem von der NSDAP in den meisten protestantischen Großstädten seit 1930 eindeutig dominierten „nationalen“ Lager. Übrigens hat die NSDAP für dieses Problem auch keine verbindliche Strategie entwickelt: In Düsseldorf suchte sie vor allem Anschluß an das Wirtschaftsbürgertum und gab sich rechtsbürgerlich-konservativ, in Essen und Duisburg trat sie dagegen bewußt proletarisch auf.

Fazit

Insgesamt dürfen die skizzierten partiellen Erfolge der Nationalsozialisten in der Arbeiterschaft und im sozialen Gelände der Großstadt in ihrer strategischen Bedeutung nicht unterschätzt werden. Der begrenzte Einbruch – wahlsoziologisch gesprochen: in die traditionellen sozialistischen und katholischen Sozialmilieus; aus sozialräumlicher Perspektive: das Fußfassen in großstädtischen Arbeitervierteln – ermöglichte es der NSDAP, sich nicht nur als dominante Kraft des nationalen Lagers zu profilieren, sondern sich darüber hinaus auch zu einer negativen „Volkspartei des Protestes“¹⁸ bzw. zu einer überaus erfolgreichen „absolutistischen Integrationspartei“¹⁹ zu entwickeln und damit im Ergebnis zur stärksten Wähler- und zur zweitstärksten Mitgliederpartei der späten Weimarer Jahre aufzusteigen und schließlich die Macht zu erringen.

18 Zu dieser Charakterisierung: J. W. Falter, *Hitlers Wähler*, München 1991.
19 S. Neumann, *Die Parteien der Weimarer Republik*, Stuttgart u.a. 1986.

Heiko Tammena

Milieu, Lager und Solidargemeinschaft – Spurensuche in einer kleinen Stadt

1. Was finden Milieuforscher in kleinen Städten? Oder: Wer kennt Luckenwalde?

Der Begriff des „sozialmoralischen Milieus“ ist mehr als „schillernd“ geworden, seit ihn schon Lepsius so bezeichnete.¹ Manche akademische Verrenkung hat es gegeben, um ihn mit anderen Begriffen zu verbinden. In der Entwicklungsfähigkeit liegt aber gerade seine Stärke. Er steht nicht alternativ zu Konzepten des „politischen Lagers“ und der „Solidargemeinschaft. Denn z.B. Rohes Lagermodell muß nicht zur Abkehr vom Milieumodell führen. Beide sind geeignet zur Weiterentwicklung mit soziologischer und anderer Phantasie, sind sich ergänzende Überlegungen, die die Gemeinsamkeit der Lebens- und Denkweise, die „Kultur“ mit der sozialökonomischen Lage und der Politik verbinden.² Der in bisherigen Göttinger Studien gewählte, Lepsius weiter entwickelnde Milieubegriff soll auch hier verwandt werden.³ Er kann gerade für das sozialistische Milieu den Gegenstand besser beschreiben als der Begriff der Arbeiterklasse oder Schichtenmodelle, da er das subjektive Bewußtsein der Zugehörigkeit der einzelnen ebenso einbezieht wie die kollektiven Strukturen der „Lebenswelt“, der Freizeitorganisationen, die kulturellen Formen und vor allem die politische Richtung bzw. Weltanschauung. Klassen- und Schichtenbeschreibungen bleiben notwendig, erfassen aber nur einen Teil dessen, was politische Wirkung entfaltet.

1 M. R. Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur: zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: W. Abel u.a. (Hrsg.), Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von F. Lütge, Stuttgart 1966, S. 382.

2 W. Pyta, Politische Kultur und Wahlen in Weimar, in: G. A. Ritter, Wahlen und Wahlkämpfe in Deutschland. Von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis zur Bundesrepublik, Düsseldorf 1997, S.198ff.; von gegensätzlichen Modellen spricht aber noch T. Kühne, Preußische Wahlkultur im Kaiserreich, ebd. S. 133; Die beste Zusammenfassung O. Blaschke/F.-M. Kuhlemann (Hrsg.), Religion im Kaiserreich. Milieus, Mentalitäten, Krisen, Gütersloh 1996, S. 7-56.

3 P. Lösche (Hrsg.), Solidargemeinschaft und Milieu, 4 Bde., Bonn 1990–1993; F. Walter/T. Dürr/K. Schmidtke: Die SPD in Sachsen und Thüringen zwischen Hochburg und Diaspora, Bonn 1993; F. Walter/H. Matthiesen, Milieus in der modernen deutschen Gesellschaftsgeschichte. Ergebnisse und Perspektiven der Forschung, in: D. Schmiechen-Ackermann (Hrsg.), Anpassung, Verweigerung, Widerstand, Berlin 1997, S. 46-75.

An seine Grenzen kommt der Milieubegriff aber, wenn es um die Wahlen geht. Hier hat der Lagerbegriff den Vorteil, daß er die Realität der über bestehende Grenzen gebündelten Wählerschaft der bürgerlichen, aber auch die der sozialistischen Parteien nach der Spaltung der Arbeiterbewegung treffend bezeichnet, wobei kritisch zu prüfen ist, wann und weshalb von einem „sozialistischen Lager“ gesprochen werden kann. Für die sozialistische Arbeiterbewegung kommt der überzeugende Begriff der „Solidargemeinschaft“ hinzu, der die persönlichen Beziehungen und Wertorientierungen im (freilich fast nur männlichen!) Funktionärskreis treffend beschreibt. Die „Solidargemeinschaft“ bildet somit den Kern, um den sich die Kreise des „Milieus“ und des größeren, weniger stark verbundenen „politischen Lagers“ ziehen.⁴ Interessant ist hier nicht nur, ob sich dieses Modell vor Ort bestätigt, sondern auch welche Grenzen, Mischungen und Veränderungen es erfuhr. Wie diese Verbindung von sozialökonomischer Lage, kulturellen Lebensformen und politischer Weltanschauung entstand, wann „Höhepunkte“ erreicht waren, wie sie sich wandelten und ob dabei noch von fortdauernden Milieus die Rede sein kann, ist Dauerthema der Forschungsdiskussion. Die Recherchen finden oft und gern in Hochburgen statt. Dabei ist gewiß, daß es sich um Ausnahmefälle handelt, um Idealfälle der Milieus, die aber gerade darum die Besonderheiten deutlich machen können. Für die sozialistische Arbeiterbewegung scheint da schon alles gesagt, auch wenn die Forschung nicht nur „Lücken“ gelassen hat, sondern einige zentrale Fragen schlicht ungelöst blieben und die Lokal- und Regionalgeschichte wieder auf dem Rückzug zu sein scheint. Es fehlt aber z. B. nicht nur an einer angemessenen Gesamtdarstellung für Berlin, sondern auch kleinere Städte sind im allgemeinen Urteil immer noch zu kurz gekommen. Orte der „punktuellen Industrialisierung“, stabile sozialistische Hochburgen um Magdeburg, in Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern bleiben bis heute „weiße Flecken“ der Regionalgeschichte.⁵

Hier bedarf es neuer Anstrengung, die „großen Begriffe“ auch im kleinen wiederzufinden. Es soll daher auf die Suche gegangen werden. Wer – besonders in den westlichen Bundesländern – kennt schon Luckenwalde? Es liegt 50 km südlich von Berlin, hat heute etwa 25.000 Einwohner wie seit etwa 90 Jahren schon und war bis vor wenigen Jahren eine Industriestadt. Bekannt ist es manchen immerhin als Herkunft eines Sozialisten: Rudi Dutschke, zur Symbolfigur der Studentenbewegung von 1968 ge-

4 D. Schmiechen-Ackermann, Nationalsozialismus und Arbeitermilieus. Der nationalsozialistische Angriff auf die proletarischen Wohnquartiere und die Reaktionen in den sozialistischen Vereinen, Bonn 1998, Schaubild 51, S. 758.

5 So fehlt der Vergleich zur voluminösen Großstadtstudie Schmiechen-Ackermann, Nationalsozialismus und Arbeitermilieus. Nach Walter/Dürr/Schmidtke, SPD (Anm. 3) zuletzt C. Kurzweg, SPD und Bürgertum in der Döbelner Kommunalpolitik 1919–1933, in: W. Bramke/U. Heß, Wirtschaft und Gesellschaft in Sachsen im 20. Jahrhundert, Leipzig 1998, S. 327-342.

worden. Doch während seine Biographen ausführlich Bezügen zu Marx, Bloch und Lukacs nachgingen und es ihren Lesern oft nicht leicht damit machten, schilderten sie seine Heimatstadt nur kurz. Ihnen entgingen Besonderheiten, die zu einer Lokalstudie des sozialistischen Milieus anregen. Am Anfang sollen dabei zwei auffallende Daten stehen. Im März 1933 stimmten noch 41,8 Prozent der Wähler in Luckenwalde für die SPD und 15,3 Prozent für die KPD. Und im Juli 1933 gab die Volkszählung 21,2 Prozent Konfessionslose in der Stadt an – die reichsweit höchste Quote. Auch der zweite Blick auf Mitgliederzahlen sozialistischer Organisationen läßt erstaunen. Hier müssen besonders günstige Bedingungen für eine stabile sozialistische Arbeiterbewegung gelegen haben. Hier müßten Lager, Milieu und Solidargemeinschaft auch in der Kleinstadt zu finden sein. Dafür soll zu den Wurzeln gegangen werden. Was genau machte das Besondere dieser Stadt aus?

2. Milieubildung im Kaiserreich: Was lange währt, wird endlich rot

Die Milieubildung war wie die Klassenbildung ein jahrzehntelanger von Rückschlägen gekennzeichneter Prozeß, weder geradlinig noch gar gesetzmäßig. Luckenwalde war dabei in der agrarischen Mark Brandenburg eine auffällige Ausnahme, es bildete eine punktuelle Industrialisierung in Insellage. Aus der von Friedrich II. begründeten staatlichen Tuchmanufaktur wurden mit der Gewerbefreiheit ab 1806 private Tuchindustrien. Der technische Fortschritt mit der Dampfmaschine und die 1841 eröffnete Berlin-Anhalter Bahn brachten die „industrielle Revolution“. Mit der ersten Krise durch die starke Konkurrenz wurde die Textilmonostruktur in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts von einer Mischstruktur spezialisierter, exportorientierter Klein- und Mittelbetriebe auch der Holz-, Papier- und Metallverarbeitung abgelöst. Die Hutindustrie wurde zur größten Branche und brachte seit den neunziger Jahren sozialökonomische Kontinuität in die Stadt. Mit der langwierigen Entstehung einer Industriearbeiterklasse aus handwerklichen und landwirtschaftlichen Verhältnissen begann die „Trennung der bürgerlichen von der proletarischen Demokratie“. Diese ist organisatorisch und ideologisch 1868/69 zu beobachten. In Anknüpfung an sächsische Arbeiterbildungsvereine entstanden auch in Luckenwalde bereits drei Säulen der Arbeiterbewegung, der 1865 gegründete Konsumverein mit 1870 eröffneter Schankstätte, die direkt aus den Zunfteinrichtungen des Tuchgewerbes 1869 begründete „Internationale Gewerksgenossenschaft“, letztlich der 1868 aus einer Abspaltung eines seit 1846 bestehenden „Handwerkervereins“ entstandene „Arbeiterverein“, der sich 1869 der SDAP anschloß. Anstöße kamen dabei eher aus Sachsen als aus Berlin, wo der ADAV dominierte. Verbunden waren diese auf gemeinsamen Werten der Kollektivität und Solidarität fußenden Säulen auch durch Personalunion. Es läßt sich schon in dieser Frühzeit eine Abstufung

messen, weniger als 20 Männer machten den Kreis der aktiven Sozialdemokraten aus, die sich öffentlich zur SDAP bekannten und die Mitgliedszeitung abonnierten. Sie konnten für den lokalen „Arbeiterverein“ ca. 200 Anhänger organisieren und bis zu 1000 Besucher bei öffentlichen Versammlungen und erst 516 (1871), später 1020 (1874) Wähler mobilisieren. Das waren schon etwa zwei Drittel der gültigen Stimmen, bei geringer Wahlbeteiligung aber nur 22,7 Prozent und 37,4 Prozent der Berechtigten.

Diese ersten Strukturen waren noch keineswegs stabil. Dem starken Auftakt der Organisation 1868/69, der die Trennung von liberalen Vereinen und Zunfttraditionen brachte, folgten mit dem Krieg 1870/71, der Gründerkrise 1873/74 und der Repression schon der Ära Tessedorf mit 1874–1878 drei Vereinsverböten und Wiedergründungen schwere Rückschläge, die dem Liberalismus zugute kamen. Erst 1886–1888 gelang wieder eine festere Organisation der Bewegung über den wichtigen, erhalten gebliebenen Hort des Konsumvereins und die mit Berlin verknüpfte illegale „corpora“ hinaus. 1888 konnte sie den „Arbeiterverein“ neu gründen, die mit ca. 400 „übergroße Zahl der Anwesenden“ bei der „tumultuarischen Versammlung“ war nicht mehr zu kontrollieren. Der Bürgermeister mußte einräumen, daß die Polizei „einem Handgemenge bei Auflösung nicht gewachsen gewesen“⁶ wäre. So war die sozialistische Bewegung in der Lage, den öffentlichen Raum der Kleinstadt mit Kundgebungen zu beherrschen. Am 24. November 1890 wurde aus dem „Arbeiterverein“ nach Berliner Vorbild ein „Wahlverein“ aus zunächst 30 Mitgliedern gebildet.⁷

Etwa zeitgleich wurden wieder „freie“ Gewerkschaften aufgebaut. Der finanzstarke Hutarbeiterverband paßte sich der Produktionsweise an und bezog seit 1889 Un- und Angelernte ein. Er stolperte damit gleich in eine große Streikniederlage, die zum „Lehrstück“ wurde, verlor fast alle Mitglieder und schaffte den Durchbruch erst wieder nach 1900. Erfolg hatte er wie der Holz-, Metall- und Textilarbeiterverband mit dem Industriegewerkschaftsprinzip mit starken Unterstützungskassen auch für Ungelernte, anders als z.B. im Druck- und Baugewerbe. Die Anstöße kamen dabei von außen, nicht aus den agrarisch-kleinbürgerlichen Traditionen des Landkreises, aus dem der Großteil der Arbeiterfamilien stammte. In der ersten Generation von 1868–1878 bildeten junge Zugewanderte, seßhaft gewordene Wandergesellen den Kern der Arbeiterbewegung, waren erst „Agitatoren“, dann „Organisatoren“. Durch die obligatorische Wanderschaft kamen sie an vielen Orten in Kontakt mit der entstehenden, noch verschwörerisch geheimnisvollen Sozialdemokratie, lernten zudem die materiellen Vorteile von ersten Unterstützungskassen und Gewerkschaften schätzen.

6 BLHA Pr. Br. Rep. 6 B Nr. 667, Landratsamt Jüterbog-Luckenwalde, Bericht vom 30.9.1888.

7 BLHA Pr. Br. Rep. 8 Stadt Luckenwalde, Nr. 770, Bl. 4.

Doch auch in den neunziger Jahren verlief die Milieubildung über die im Sozialistengesetz gefestigten Kerne hinaus zögerlich. Erst in den konjunkturell guten Jahren von 1898–1903, die mit aus Berlin übergesiedelten Metallbetrieben neue Anstöße brachten, wurden Gewerkschaften, Konsumverein und Partei zu Organisationen, die eine zu Tausenden zählende Mitgliedschaft hatten und mit ihrem Erfolgsrezept der Verbindung von quasireligiöser volksmarxistischer Weltanschauung und alltagsnahen Dienstleistungen Bindungen schafften. Die auf lassalleianischen Traditionen beruhenden Parteitagebeschlüsse gegen Konsumvereine kümmerten die SPD wenig, die Verschränkung mit dem als Treffpunkt, Verteilungsstelle und Arbeitsplatz wichtigen Konsumverein blieb so, wie sie der Bürgermeister schon 1878 beschrieb: „diese Locale sind die eigentlichen Brutstätten der Socialdemokratie. Hier verkehrt die unterste und gefährlichste Klasse des Fabrikarbeiterstandes.“⁸ Mit der Eroberung des Freizeitbereiches durch die „von unten“ gegründeten Arbeitersport- und Gesangsvereine wurde das Netzwerk ab 1890 weiter ausgebaut, mit kulturellen Veranstaltungen der „von oben“ gebildeten Jugend- und Bildungsausschüsse und den hauptamtlichen Sekretären der Gewerkschaften etwa ab 1907 die „Professionalisierung“ erreicht. Es zeigten sich einige auffällige Dinge in Luckenwalde, für einen besonders „fruchtbaren Boden“. Fast alle oft beobachteten positiven Faktoren für eine erfolgreiche sozialistische Arbeiterbewegung waren schon in den sechziger Jahren, dann nach Rückschlägen auch in der entscheidenden Phase der neunziger Jahre erfüllt.⁹ Sie sollen im folgenden zusammengefaßt werden. Dabei werden die Bereiche Arbeits- und Lebenswelt gebildet, was eine Trennung von sozialökonomischen und kulturellen Faktoren ermöglichen soll. Damit können die wichtigsten Erfahrungs- und Lernfelder unterschieden werden, auch wenn gerade die Verbindung und die gegenseitige Wechselwirkung bedacht werden sollte.

a) Arbeitswelt/sozialökonomische Faktoren

- frühe punktuelle Industrialisierung, 1890 Mischstruktur von spezialisierten, exportorientierten Klein- und Mittelbetrieben (Hüte, Möbelbeschläge, Feuerspritzen, Klaviere);
- gleichmäßige Industrialisierung, relativ wenig Diskontinuitäten durch Sprung aus agrarischen Traditionen bzw. „Kultur der Armut“, gelungene Integration der Zuwanderer;

8 BLHA Pr. Br. Rep. 6 B Landratsamt Jüterbog-Luckenwalde, Nr. 666, Bericht des Bürgermeisters vom 6.6.1878.

9 A. von Saldern, Wer ging in die SPD? Zur Analyse der Parteimitgliedschaft in wilhelminischer Zeit, in: G. A. Ritter (Hrsg.), Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung, München 1990, S. 172ff.

- fehlende Verwaltungs- und Militärbehörden mit konservativen Beamten und Angestellten (Jüterbog);
- qualifizierte Zuwanderer ohne Bindungen vor Ort, die einen Bruch mit ihrer Vergangenheit hinter sich haben in Verbindung mit Einheimischen zwischen 20 und 40, die aus Wanderschaft kommen und die Arbeiterbewegung vor allem aus Sachsen und Berlin „verpflanzen“;
- relativ gute Ausbildung und Löhne, berufliche Sicherheit, hohes Selbstwertgefühl, Zukunftsoptimismus;
- schon um 1870 sehr hoher Anteil „geborener“ Industriearbeiter der zweiten Generation;
- wenig „Arbeiterbauern“, Heimarbeiter und begrenzte Aufenthalte von Zuwanderern;
- Erfahrungen und Erfolge in Gewerkschaften, sowohl in lehrreichen Niederlagen wie im Hutarbeiterstreik 1889/90 als auch in propagandistisch wirksamen Maistreiks, Zurückdrängen wirtschaftsfriedlicher Verbände, ab 1907 Kooperationserfolge (Tarifvertrag und Schiedskommission in der Hutindustrie);
- späte Kooperationsfähigkeit der Arbeitgeber, schwache betriebliche und städtische Sozialpolitik z.B. Arbeitersekretariat vor Rechtsauskunftsstelle, Ablehnung Gewerbegericht und Arbeitsnachweis.

b) Lebenswelt/kulturelle Faktoren

- erfolgreicher Konsumverein, Gaststätte seit 1871, Fortbildungsschule und Bibliothek, Sport- und Gesangvereine seit 1885 bzw. 1895, zentralisiert und ausgebaut zu Jugend-/Bildungsausschuß 1906–1908;
- partielle Beherrschung des öffentlichen Raumes (Straßen, Lokale, Lebensmittelhandel, Arbeitsplatz) schon bei Tumulten 1888, Zurückdrängen von Polizei und „nationalen Institutionen“ Schule und Militär;
- Massenwirksamkeit, die soziale Diskriminierung als Minderheit vermied und die Hegemonie des Bürgertums lokal in Frage stellte – die Grenze bildete aber die Stadtgrenze.
- übergreifende, unangefochten populäre Integrationsideologie des schon 1869 Bebelschen, ab 1890 Kautskyanischen „Volksmarxismus“, dialektisches Verhältnis von revolutionärer Klassenkampftheorie und reformistischer Praxis vor Ort, geringe weltanschauliche Konflikte;
- schwache Stellung der evangelischen Kirche, frühe Kirchenentfremdung, sehr geringer Anteil katholischer Bevölkerung (1910: 3,6 Prozent) bzw. Milieuorganisationen;
- günstige Verkehrslage zwischen den größten Parteizentren Berlin und Leipzig, die in allen Bereichen Kontakte förderte, Anstöße brachte und die Lage als abgelegene Partei- und Kulturprovinz verhinderte.

Neben den hier systematisierten Einzelfaktoren wirkten noch zwei wichtige Besonderheiten der Stadt in alle Bereiche hinein. Zum einen der „subjektive Faktor“ einzelner charismatischer Personen, der auch in einem „organisationsintegrierten Milieu“, als das das sozialistische gemeinhin gilt, nicht zu unterschätzen ist. Gemeint sind die individuellen Fähigkeiten, Menschen zu überzeugen, ja auch zu faszinieren und zu begeistern, sie trotz ihrer Verschiedenheit einheitlich zu organisieren und die Verbindungen von Arbeitsalltag, Freizeit und Politik zu knüpfen. Das konnten die „Organisatoren“ des Milieus, denn auch ein „organisationsintegriertes“ Milieu brauchte Personen, die die Integration zustande brachten. Allerdings brachte das Milieu ganz andere Multiplikatoren oder Deutungseliten als Lehrer und Pfarrer hervor, v.a. den Arbeitersekretär und die Vertrauensleute der Gewerkschaften als tägliche Ratgeber, Leiter und Redner.

Eine wesentliche Rolle für den frühen und großen Erfolg der Arbeiterbewegung spielte der hohe Frauenanteil in der Tuch- und Hutindustrie. Da gleiche Erfahrungen in den Industriearbeiterfamilien und Wohnvierteln bestanden, wurde die Trennung von v. a. christlichen Bindungen erleichtert. Auch wenn die Frauen nach dem Verbot des ersten Arbeiterinnenvereins 1890 aus dem 1905 gegründeten „Frauen- und Mädchen-Bildungsverein“ erst 1908 der SPD beitreten konnten und auch dann kaum in Funktionen gewählt wurden, sollte ihre Rolle in Betrieb und Familie nicht unterschätzt werden. Die Kirche hatte auch deshalb einen schweren Stand, weil die Mehrzahl der Arbeiterinnen durch ihre Mehrfachbelastung zum Kirchenbesuch schlicht keine Zeit mehr fand, aber auch immer mehr den Ansichten der sozialistischen Männer zustimmte.

Vor allem die Gewerkschaften, die bis 1913 auf fast 6000 Mitglieder wuchsen, lebten von Frauen und angeleiteten Arbeitern als Schlüsselgruppen. Schon vor der Kriegswirtschaft hatten die Verbände der Hutarbeiter (1912: 49 Prozent), Textilarbeiter (66 Prozent) und Papierarbeiter (65 Prozent) sehr hohe Frauenanteile. Holz- und Bauarbeiter bildeten dagegen reine Männerbünde, auch die Metallarbeiter erreichten nur 15 Prozent Frauen als Mitglieder. Eine detaillierte Studie vom „Verein für Socialpolitik“ über 193 Beschäftigte einer Luckenwalder Hutfabrik 1912 zeigt folgende Unterschiede: je höher Qualifikation, Lohn und Ansehen, desto mehr Männer einer Arbeitergruppe waren Verbandsmitglieder. Die angeleiteten, aber gut qualifizierten Presser mit hoher Stellung im Betrieb und der auf Solidarität fußenden „genossenschaftlichen Arbeit“ (Stücklohn in Gruppen) erreichten die höchsten Löhne und Organisationsquoten (bis 100 Prozent, Durchschnitt 79 Prozent). Die mit hoher Körper- und Schmutzbelastung arbeitenden Färber, die zudem zu 90 Prozent aus Dörfern der Umgebung stammten, hatten die geringsten Löhne und nur 30 Prozent Verbandsmitglieder. Bei den Frauen entschied die elterliche Herkunft: Etwas „höhere Töchter“ aus dem alten Mittelstand arbeiteten sauberer und unter weiblich-

cher Aufsicht, sie waren weniger organisiert (Garnierinnen 41 Prozent, Durchschnitt 57 Prozent). Die Töchter von Fabrikarbeitern folgten den Vätern an die Maschinen und in die Gewerkschaft (Mixerinnen 84 Prozent).¹⁰

Die Arbeiterbewegung in Luckenwalde war tatsächlich eine proletarische Organisation der „Arbeiter“, in der „Mittelstand“ und „Kleinbürgertum“ kaum eine Rolle spielten. Schon relativ früh war die Partei um 1900 eine Massenbewegung, in der ungelernete Arbeiter den mobilisierbaren Anhang für die Gründer- und Funktionsgruppe der (an-) gelernten Facharbeiter, v.a. Tuch- und Hutmacher sowie Tischler bildeten. 1904 zählt die Luckenwalder SPD von 817 Mitgliedern als Hutarbeiter 26 Prozent, (un- und angelehrte?) „Arbeiter“ 17 Prozent, Holzarbeiter zwölf Prozent, Metallarbeiter zehn Prozent und Textilarbeiter sieben Prozent. Nur drei Prozent waren „nicht-proletarisch“, je zehn Gastwirte und Händler, vier Bürobeamte, je ein Kaufmann und Arzt, selbständige Handwerker wurden leider nicht gesondert erfaßt.¹¹ Erst mit dem Ausbau der Verwaltung von Konsumverein, Krankenkasse und Gewerkschaften kam ab 1905/06 der unter Funktionären bald etwa ein Drittel stellende Teil der „Arbeiter-Angestellten“ hinzu. Ähnlich „proletarisch“ waren die Berufe von 212 Arbeiterturnern 1900 in drei Vereinen: 32 Prozent waren „Arbeiter“, 17 Prozent Metall-, 16 Prozent Hut-, 13 Prozent Holz-, acht Prozent Textilarbeiter. Allenfalls zwei Prozent könnten nicht-proletarische Existenzen gehabt haben: zwei Kutscher, ein Musiker und ein Kassenbote, doch weder Werkmeister noch Bürobeamte oder Lehrer turnten hier!¹² Die drei Vereine, entstanden ab 1885 mit dem programmatischen Namen „Vorwärts“, waren 1892 beteiligt am „Märkischen Arbeiter-Turner-Bund“, Vorläufer des ATB in Gera 1893, und hatten 1894 schon 254 Mitglieder, als selbst „Fichte“ und „Germania“ Berlin erst 267 hatten.¹³ Zudem wurde von jungen Metallarbeitern der Fußball aufgenommen, nachdem sich 1905/06 bürgerliche Fußballvereine gegründet hatten. 1910 gab es schon zehn Fußballmannschaften im ATB, 1912 wechselte gar der beste bürgerliche Klub nach einer vom DFB aberkannten Meisterschaft – allerdings kehrte er bald zurück, denn beim ATB durfte er nicht in Berlin spielen und so waren schließlich die Gegner zu schwach. Die Luckenwalder waren also im Milieu „proletarischer“ als Leipzig oder Berlin, aber nicht puritanisch oder kultur-

10 E. Herrmann, Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie am Beispiel der Wollhutindustrie in Luckenwalde, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 135, Leipzig 1912 (ND Vaduz 1991).

11 Generalversammlung Wahlverein Luckenwalde, Vorwärts 11.8.1904. Daten zum 1.4.1904.

12 BLHA Pr. Br. Rep. 8 Stadt Luckenwalde, Nr. 779 Vorwärts, Bl. 119; Nr. 781 Freundschaft, Bl. 80; Nr. 782 FT, Bl. 168.

13 BLHA Pr. Br. Rep. 8 Stadt Luckenwalde, Nr. 781 Bl. 21, 8.7.1894 zum 1. Kreisturnfest des 1. ATB-Kreises.

sozialistisch, sondern pragmatisch. Man durfte auch Spaß haben im Klassenkampf.

Aus den Daten zur Sozialstruktur der SPD-Funktionäre lassen sich Typisierungen bzw. aufeinanderfolgende Generationen der Jahre 1890–1899 und 1904–1914 erstellen. Waren die Gründer des Wahlvereins noch überwiegend aus der alten Textilbranche gekommene Facharbeiter zwischen 30 und 40 Jahren mit Erfahrungen aus der illegalen Arbeit unter dem Sozialistengesetz, die die Institutionen des Milieus mit der Hilfe von Zugewanderten aufbauten, wurde ab 1906/07 eine Professionalisierung und damit ein bescheidener sozialer Aufstieg zum „Arbeiterangestellten“ spürbar. Die Institutionen konnten Hauptamtliche aus der Gründergeneration beschäftigen, eine neue Generation von um die 30jährigen eher der Metallbranche kam hinzu, die nun schon Kinder von Fabrikarbeitern und/oder Sozialdemokraten waren und die sich verstärkt auch im Kulturbereich, im Sport oder im erst 1907/08 gegründeten Jugend- und Bildungsausschuß von Partei und Gewerkschaften engagierten und selbst qualifizierten. In dieser Funktionärsgruppe gab es eine gemeinsame Erfahrung des Erfolges durch die starken Arbeiterorganisationen, es gab die soziale „Verpflichtung“ zur Mitarbeit und vielfältige Aktivitäten in den Freizeit- und Kulturvereinen. Hier konstituierte sich nicht nur ein außergewöhnlich großes „sozialmoralisches Milieu“ gegen die feindliche Umwelt, hier bildete sich schon früh ein Netzwerk aus besonders überzeugten, der Arbeiterbewegung alle freie Zeit opfernden und die „Organisation“ über alles stellenden Funktionären heraus. Sie bildeten einen personellen Kern, der seit der Eröffnung des Arbeitersekretariats 1904 und des Sportplatzes 1907 auch über das Wirtshaus des Konsumvereins und andere „Verkehrslokale“ hinaus einen eigenen symbolisch bedeutsamen Freiraum hatte. Hier liefen die Fäden zusammen, hier waren auch schon alle Merkmale vorhanden, die Lössche/Walter für die „Solidargemeinschaft“ der Weimarer SPD nannten:¹⁴

- a) Konstituierung am Arbeitsplatz unter Facharbeitern, ab den 1890ern mit einem professionellen System von basisnahen „Vertrauensleuten“, die auf Unterstützung durch die Arbeitskollegen angewiesen waren,
- b) Verbindung verschiedener Lebensbereiche durch ein „vielfältiges, komplexes, ausdifferenziertes Organisationsnetzwerk“, hinzugefügt sei: mit prägenden „lebensweltlichen Erfahrungen“,
- c) Eingang der praktizierten, organisatorisch abgesicherten Solidarität in die reformistische Sozialismustheorie. Doch muß „reformistisch“ nicht Zustimmung zu Bernstein in der Parteikontroverse nach 1900 heißen, eher schon dialektische Einheit von Theorie und Praxis nach dem Erfurter Programm,

14 P. Lössche/F. Walter, Zur Organisationskultur in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Niedergang der Klassenkultur oder solidargemeinschaftlicher Höhepunkt? in: GG 15 (1989), S. 521f.

d) mit einer historischen Entwicklung, die nicht harmonisch und naturnotwendig, sondern „durchaus konfliktreich und widersprüchlich“ verlief. Der Begriff der „Solidargemeinschaft“ wirkt auch für die Luckenwalder Funktionärsgruppe im Kaiserreich überzeugend. Dabei ist noch ein wesentlicher Zusatz zur letzten Einschränkung der „Fragmentierung, der Konkurrenz, des Konflikts und der Fluktuation“¹⁵ zu nennen, der als eigener Punkt zu sehen ist: Die weitgehende Beschränkung der Solidarität auf eine männliche Gemeinschaft, die die Emanzipation der Frau wohl programmatisch befürwortete, aber die praktischen Schritte dazu vermissen ließ. Diese Einschränkung des Begriffs auf eine männliche Solidarität und männliche Gemeinschaft sollte als wichtiges zusätzliches Merkmal gesehen werden. Eingeräumt werden muß auch, daß der Durchbruch zur Massenbewegung, der Beginn sozialer Kämpfe und die Konstituierung als Kulturbewegung zunächst im Sport erst zum Ende der Sozialistengesetze gelang, also etwa vierzig Jahre nachdem Dampfmaschine und Eisenbahn die „industrielle Revolution“ in die Stadt brachten. Es gelang erst der zweiten oder dritten Generation „geborener“ Industriearbeiter die Trennung von bürgerlichen, liberalen, christlichen und agrarischen Traditionen. Vor allem auch schafften die Gewerkschaften ihren Durchbruch zur finanz- und kampfstarken Massenorganisation erst nach vielen Rückschlägen in den konjunkturell guten Jahren um 1900. Das von ihnen geknüpfte Netz von betrieblichen Vertrauensleuten, die Verbindung von emotionalisierender Klassenkampfrhetorik und rationalen Serviceangeboten muß als das eigentliche Erfolgsrezept für das Milieu gelten.

3. Weimar – Höhepunkt der stabilen Trias von Lager, Milieu und Solidargemeinschaft

Die Weimarer Republik war der Höhepunkt der Entwicklung des sozialistischen Milieus, wie der Vergleich mit den Dimensionen vor 1914 zeigt. Schon die Mitgliederzahlen sprechen eine deutliche Sprache. Die Gewerkschaften verdoppelten sich auf 10.000, der Konsumverein auf über 7000, der Arbeitersport sogar verdreifachte sich auf 2000 Mitglieder (1929/30). Nur die SPD schien schon 1914 mit etwa 2000 an eine Grenze gekommen zu sein und erreichte nach der Inflation erst 1930 wieder 1900. Jedoch differenzierte sich die Parteiorganisation neu aus, sie schuf SAJ, Arbeitsgemeinschaft für Lehrer und Arbeiterwohlfahrt als Zielgruppenverbände mit großem Erfolg. Auch in der Qualität des Partei- und Vereinslebens ergaben sich neue Dimensionen. Nicht nur die Mitgliederzahlen, auch die häufigeren und intensivierten Veranstaltungen, der Ausbau der Kommunikation durch die 1919 gegründete und ab 1925 stark verbesserte „Volkswacht“, die neue soziale Wohnform der Genossenschaftsbauten und vor allem die

15 Ebenda, S. 528.

Übernahme der Sozialisation in der „freien Schule“ und kirchlicher Rituale durch die Freidenkerbewegung geben hier deutliche Argumente. Anders als in Sachsen gab es kaum einen abgehobenen, elitären „Kultursozialismus“. Eher gab es eine Entwicklung zur „Vergewerkschaftung“ und später zum Patronagesystem, bei Volksschullehrern sogar ein Anknüpfen an traditionelle Volkskultur (Fastnachtsbräuche, Wandern mit Heimatkundlern, Sammeln heimatlicher Sagen). Die SPD war kein Fremdkörper, der die Heimatkunde völkischen Romantikern überließ. Sie hielt bis 1933 die absolute Mehrheit im Rathaus, mit den Neubauten von Stadtbad, ADGB-Jugendheim (1928) und Friedrich-Ebert-Schule (1930) war das Ergebnis für jeden sichtbar. Die Einbindung der Vorfeldorganisationen in die Kommunalpolitik sorgte für neue Möglichkeiten der Infrastruktur und finanziellen Unterstützung. Sie brachte neue Bindungen und Abhängigkeiten, an deren Weiterbestehen alle Beteiligten nur Interesse haben konnten, ADGB, SAJ, Sportvereine, Freidenker, Arbeiterwohlfahrt und Baugenossenschaften. Aus diesen Organisationen auszusteigen, hätte nicht nur den Verlust von Freundschaften, sondern auch von ökonomischen Vorteilen bedeutet.

Zentrale Bedeutung hatte der erst 1920 gebildete Freidenkerverband, der den „Kulturkampf“ gegen die evangelische Kirche aufnahm und 1928 eine weltliche Schule durchsetzte. Erst jetzt gab es relevante Einrichtungen der „sekundären Sozialisation“ in der „freien Schule“, bei Kinderfreunden und SAJ. Die schon 1922 2000, 1930 gar 4500 Freidenker waren dabei mehr als eine günstige Sterbeversicherung, sie übernahmen ersatzweise kirchliche Rituale wie Jugendweihe, Totengedenkfeier und Einäscherung. Am Sonntagvormittag (!) gingen die überzeugten Freidenker ins Kino, um Filme wie „Des Geistes Schwert. Der Film vom Marxismus“ zu sehen. Bei der Werbung konnte man auf Erfahrungen von Gewerkschaften, Konsumverein und Arbeitersport zurückgreifen. Und selbst wer sich von der sozialistischen Rhetorik samt emotionaler Einbindung und dem Bewußtsein, einer historischen Aufgabe zu dienen, nicht überzeugen ließ, wußte gegen die günstigen Leistungen nichts einzuwenden. Voraussetzung war ein jahrzehntelanger Prozeß der „Entkirchlichung“ der Arbeiterschaft, Zweifel am Glauben und Sympathie für die neue Weltanschauung. Zudem waren die „Freidenkerpäpste“ alles andere als krude heilsversprechende Sektierer, denen man die Tür vor der Nase zuschlug, sondern der Arbeitersekretär, Tischler und Konsumbäcker, erfahrene, erfolgreiche und angesehene Männer, die ihre Werte der Solidarität, Toleranz und Menschlichkeit in der Praxis zeigten und denen die sichere Verwahrung der Beiträge anvertraut werden konnte. Anzubieten hatten sie eine weitere Variante ihres Erfolgsrezeptes, eine neue Verbindung von radikaler Theorie und reformistischer Praxis, von ideellen und materiellen Interessen ohne Übersteigerungen der „atheistischen Besserwisseri“ zahlloser freidenkerischer Kultursoziali-

sten“¹⁶, die in manchen Orten Sachsens und Thüringens eher in die Isolation gerieten und dem Erfolg abträglich waren. Zwar waren auch in Luckenwalde 1932 noch 72 Prozent der Einwohner Kirchenmitglied, besuchten noch 65,5 Prozent der Schüler die christlichen Volksschulen und gab es auch „Religiöse Sozialisten“, die 1928 durch den jungen Pfarrer Jänicke in den Gemeindekirchenrat einbezogen wurden, doch gegenüber allen anderen deutschen Städten hatten die Freidenker hier einen unerreichten Erfolg gehabt. So könnte Luckenwalde nicht nur die Stadt mit dem höchsten Anteil von Konfessionslosen gewesen sein, sondern auch die mit dem höchsten Anteil von „weltlichen“ Schülern (34,5 Prozent), da bisher Magdeburg und Braunschweig mit 25 Prozent und 30 Prozent als Höchstwerte genannt wurden.¹⁷

Links der SPD blieb in Luckenwalde immer wenig Platz. Schon vor 1914 stand die SPD für Maistreiks, hielt an Kautskys „Volksmarxismus“ fest, verfemte Bernstein und jede Stichwahlunterstützung für bürgerliche Parteien, rückte aber 1912 von der Berliner und Leipziger „radikalen Linken“ ab, nicht zuletzt weil die Berliner die materielle Unterstützung der Provinz Brandenburg aufkündigten.¹⁸ Die Parteispaltung wurde trotz Ablehnung der Kriegskredite bis 1918 vermieden und auch 1919/20 die Zusammenarbeit mit der USPD und die Einigung nach Kautskys Vorschlägen befürwortet. Die gelungene Integration der Linkssozialisten stand in deutlichem Gegensatz etwa zu Berlin und Halle-Merseburg, es gab eine nahezu „austromarxistische“ Parteieinheit. So gab es trotz zahlreicher Konflikte, Abspaltungen und Neuformierungen in der gesamten Weimarer Zeit Belege für die Weiterexistenz eines gemeinsamen „sozialistischen Milieus“, die parteipolitische Trennung hatte keine völlige Spaltung der Milieuorganisationen zur Folge. Die erst im Dezember 1920 mit ca. 30 Mitgliedern gegründete KPD-Ortsgruppe war nur die Abtrennung einer kleinen linken Fraktion ohne starke Verankerung in den großen Organisationen. Sie erneuerte sich erst nach Verhaftungen 1924 mit sehr jungen Jahrgängen (1901–1906) von Metallarbeitern und Maurern. Selbst in der Zeit der Wahlerfolge 1932 gelang es nicht, ein eigenes Vorfeld von Organisationen aufzubauen, die es mit den großen Verbänden hätten aufnehmen und an die Erfolge in Berlin anknüpfen können. Die Brücken waren nicht zerstörbar in der Kleinstadt, mit 20–30 Aktiven war weder eine Gewerkschaft noch ein Freidenkerverband aufzubauen, sondern ab 1929 nur kümmerliche „Massenorganisationen“, die gegenüber den SPD-geführten verschwanden

16 D. Klenke, Die SPD-Linker in der Weimarer Republik (1922–1932), Münster 1989, S. 10.

17 J. Jänicke, Ich konnte dabei sein. Lebensweg 1900–1979, Berlin 1986 S. 42–50; S. Heilmann/F. Walter, Religiöse Sozialisten und Freidenker in der Weimarer Republik, Bonn 1993, S. 343; W. Schulze, Die Entwicklung der weltlichen Schule in Luckenwalde (Staatsexamensarbeit Humboldt-Universität Berlin), Berlin 1965, S.74.

18 H.-J. Adolph, Otto Wels und die Politik der deutschen Sozialdemokratie 1884–1939, Berlin 1971, S. 42–45.

(Gewerkschaft 10.000 : 30, Freidenker 4500 : 37, Parteien 1900 : 80, Konsum und Arbeitersport ohne Konkurrenz). So blieb die KPD der „Versuch eines Teilmilieus“, der nicht gelang, aber im Krisenjahr 1932 bis zu 17 Prozent Wähler brachte. Die SPD dominierte im „sozialistischen Lager“ klar, denn für einen starken Radikalismus fehlten alle Voraussetzungen, es gab keine „radikalen“ Veränderungen der Lebenslagen, Diskontinuitäten und Integrationsprobleme wie etwa in Berlin und Halle-Merseburg, auch keine durch Verkehrsverhältnisse bedingte Produktionskrise wie in Sachsen, sondern eine gute Kriegskonjunktur 1914–1918. Die politischen Lagerbeziehungen wie das Verhältnis von Arbeit und Kapital blieben außer von Konfrontation auch von Kooperation geprägt, eine relativ ruhige Entwicklung ohne ökonomische Katastrophen und politische Eskalationen wie im Ruhrkrieg und in Gotha 1920 blieb erhalten. Auch das ländlich-konservative Umland verhinderte die „radikale“ Fehleinschätzung der eigenen Stärke und putschistische Abenteuer.¹⁹ In den Gewerkschaften als stärkster Milieuorganisation arbeiteten USPD und SPD auch 1919 produktiv zusammen und sprachen sich stets für die „Einheit“ aus, Kontakte zur radikalen Berliner Gewerkschaftslinken (Däumig/Müller) bestanden nicht. Ebenso fehlten die in Berlin und Leipzig für den Erfolg der „radikalen Linken“ wichtigen Rechtsanwälte, Redakteure, Lehrer und Schriftsteller, auch charismatische „radikale“ Integrations- und Symbolfiguren aus der Arbeiterschaft wie Max Hölz, ein wahrer „Robin-Hood-Typ“. Es hätte auch ein „Rebell“ wie der Offenbacher Heinrich Galm getan.²⁰

Auch die Wahlen in der Weimarer Republik waren in der Lokalpresse und den Analysen im „Wahlverein“ von der Einteilung in „Arbeiter“ und „Bürger“, in „Wir“ und die „Gegner“ bestimmt.²¹ Dabei geriet das „sozialistische Lager“ nach dem guten Ergebnis von 63 Prozent der Wahlberechtigten 1919 auch in Luckenwalde mit der Inflationskrise in die Defensive auf 54 Prozent im Mai 1924. War die Stabilität des Lagers am Ende? Immerhin konnte sich die SPD im ersten Reichstagswahlgang seit 1890 (69 Prozent der Stimmen) auf Mehrheiten bis zu 79 Prozent (1903) verlassen, was zunächst nur 53 Prozent (1890), zuletzt aber 67 Prozent (1912) und gar 71 Prozent (1913) der männlichen Wahlberechtigten bedeutete.

Neue Verwirrung brachte dann die Reichspräsidentenwahl 1925. Der „Reichsblock“ sammelte sich hinter Hindenburg und stand gegen den „Volksblock“ aus SPD, Zentrum und DDP, wobei auch die freidenkerischen Luckenwalder für den katholischen Marx stimmten. Er erhielt in der „roten Hochburg“ immerhin 70,1 Prozent (65,5 Prozent der Berechtigten), der von der KPD zum „Arbeiterkandidaten“ erklärte Thälmann nur 3,3

19 C. Geyer, Der Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung, Jena 1923, S.67f.

20 H. Galm, Ich war halt immer ein Rebell, Offenbach 1981.

21 Protokollbuch des Wahlvereins 1907–1931 im Kreisheimatmuseum.

Prozent. Daß die sozialistischen Freidenker in Luckenwalde das Votum ihres Zentralvorstands für Thälmann offensichtlich wie die Aufrufe im KPD-geführten Berliner ATSB-Kreisblatt ignorierten, war eines der Zeichen für pragmatische Politik, aber auch für die Flexibilität der Lager in der punktuellen Personalentscheidung. Hier summierte sich nicht ein „sozialistischer“, sondern „republikanischer“ Block aus SPD-DDP-Zentrum gegen das „nationale Lager“ um Hindenburg. An der Existenz eines „republikanischen Lagers“, das durch die KPD-Gründung und die Rolle von SPD, Zentrum und DDP zu staatstragenden Parteien entstanden sein könnte, bleiben aber starke Zweifel, nicht nur weil im ersten Wahlgang eben kein „republikanischer“, sondern ein fraglos „sozialistischer“ Kandidat Braun 60 Prozent der Stimmen bekommen hatte und die ergänzenden „republikanischen“ Stimmen von Zentrum und DDP nur ca. zehn Prozent ausmachten. Nein, die politischen Lagergrenzen verliefen abseits einzelner, gewiß gewichtiger Personal- und Sachfragen immer noch zwischen „sozialistischen“ und „bürgerlichen“ Parteien, wie die nächste Wahl zum Kreistag im November 1925 zeigen sollte, vor und nach der sich die nichtsozialistischen Listen als „bürgerliche Fraktion“ vereinten, die von der DDP bis zur DVFP reichte. Und nur ein Jahr später fanden sich SPD und KPD in einer neuen Sachfrage vereint. Zum Volksentscheid über die Fürstenenteignung fand sich eine der seltenen nicht von Parteitaktiken verhinderten Kooperationen, die bestehende Differenzen überbrücken konnte. In Luckenwalde waren es 73 Prozent Ja-Stimmen aller Berechtigten, lag das Ergebnis zehn Prozentpunkte über dem Wählerpotential des sozialistischen Lagers 1924, und sogar noch fast fünf Prozentpunkte über dem Potential des „republikanischen“ Kandidaten Marx mit dem Kommunisten Thälmann. Nun war die Lagerfrage wieder klar: SPD und KPD standen mit den Milieuorganisationen und wenigen bürgerlich-radikaldemokratischen Einzelpersonen gegen das „nationale Lager“, für das die Vermögen der Hohenzollern unantastbar bleiben sollte. Aus diesem Blickwinkel des Vergleichs beider Ereignisse 1925/26 gibt es Hinweise für die Beweglichkeit der Lager in einzelnen Fragen, bei denen sich nach allen Erkenntnissen der Wahlforschung das Verhalten gegenüber den Wahlen stark unterscheiden kann. Denn bei den folgenden Wahlen zeigte sich, daß das „sozialistische Lager“ sich wieder behaupten konnte, die Krise von 1924 überwunden war. Das Ergebnis von 1928 (60,5 Prozent der Berechtigten) konnte 1930 (60,7 Prozent) noch übertroffen werden. Dazwischen lag ein glanzvoller Sieg bei der Kommunalwahl am 17. November 1929, der eine Zweidrittelmehrheit für die SPD und KPD (57,3 Prozent bzw. 10,5 Prozent der Stimmen, zusammen 59,1 Prozent der Berechtigten) brachte: „Klein-Wien bleibt unser“ titelte die „Volkswacht“. Freund und Feind summierten dabei wie bis 1933 „proletarische“, „marxistische“ Stimmen im „roten Luckenwalde“.

Ist nun das „nationale Lager“ auch als eine auf einem gemeinsamen „Milieu“ fußende Wählergruppe zu werten oder gab es gleich deren zwei, die von Lepsius postulierten „liberalen“ und „konservativen“ sozialmoralischen Milieus, wenn nicht gar noch ein drittes, ein kleines „katholisches“ und später sogar ein viertes „nationalsozialistisches“? Auch wenn diese Frage nicht Hauptthema ist, ist sie zum Verständnis des sozialistischen Milieus und seiner lokalen Bedingungen notwendig zu klären. Das „nationale Lager“, begriffen zunächst als antisozialistische Koalition der sich „bürgerlich“ verstehenden Parteien, fand sich kurz nach der Novemberrevolution in neuen konkurrierenden Parteien wieder: Als erste und stärkste präsentierte sich die DDP am 19. Dezember 1918 bei einer Versammlung 700 Teilnehmern als antirevolutionäre Sammelbewegung von Einzelpersönlichkeiten, die versuchten, Interessen einzubinden. Ihre kommunale Liste scheiterte aber mit 20,6 Prozent ebenso wie die „Mittelstandsliste“ von Beamten und Angestellten und die DVP, die von der DNVP unterstützt wurde (8,6 Prozent bzw. 4,3 Prozent). Die Deutschenationalen verharrten in der Außenseiterstellung des Kaiserreichs ohne Wege in die sozialistische Arbeiterschaft und die liberale Klientel des Mittelstands, deren materielle Interessen mit denen der Großlandwirtschaft kollidierten und die ab 1921 eher der mit dem Hausbesitzerverband verknüpften „Wirtschaftspartei“ (WP) anhingen. Für die „nachholende“ Milieubildung, ein starkes Netz von nationalistischen Freizeitvereinen um einige führende, profilierte Persönlichkeiten wie es etwa in den Universitätsstädten Marburg und Greifswald 1919–1923 entstand²², fehlten in Lükkenwalde jegliche strukturellen und personellen Voraussetzungen. Erst nach der Inflationskrise 1923 begann eine „nationale“ Offensive. Doch blieb auch bei der Kommunalwahl im Mai 1924 der Erfolg in der Stadt begrenzt mit 16,8 Prozent für den „Bürgerlichen Rechtsblock – Deutschnationale und DVP“ und 24,9 Prozent für den „Bürgerlichen Wirtschaftsblock – Unpolitische Einheitsliste“ (Mitglieder von DDP, WP und Zentrum). Alle bildeten anschließend eine gemeinsame „bürgerliche“ Fraktion.

Im Bürgertum gab es seit dem Kaiserreich eine institutionalisierte Abgrenzung zwischen I. und II. Abteilung der Stadtverordneten, in der Fabrikanten und „alter Mittelstand“ saßen, zwischen Gemeindevorstand und Gemeindevertretung der Kirche, zwischen Fabrikantenverein und Handwerksinnungen bzw. Verein der Kaufleute. Erinnerung sei daran: Wahlerfolge sind noch kein „Milieu“ – wichtig wären gemeinsame „lebensweltliche Erfahrungen“, sozialkulturelle Formen und Rituale. Hier scheinen die Grenzen in der Kleinstadt nicht nur ökonomisch, sondern auch sozialkulturell eher zwischen Groß- und Kleinbürgern, Fabrikanten und Mittelstand

22 S. Weichlein, Sozialmilieus und politische Kultur in der Weimarer Republik. Lebenswelt, Vereinskultur und Politik in Hessen, Göttingen 1996, S. 194-214; vgl. den Beitrag von Helge Matthiesen in diesem Band.

zu verlaufen, die „miteinander verkehrten“, als zwischen konservativen und liberalen Wählern. So gab es bis zum NSDAP-Aufstieg 1932 und dem dann folgenden Machtwechsel nur ein „nationales“ politisches Lager, wie vor 1914 ein Zweckbündnis von Individualisten aus Kirche und Staat, Handwerkern und Kaufleuten, Fabrikanten und Militär, Liberalen, Konservativen und „Wirtschaftspartei“, mit einigen Juden und Katholiken, Baptisten und Völkisch-Heidnischen, mit Krieger-, Schützen-, Turn- und Handwerkervereinen, die nahezu alle schon vor 1914 bestanden und kaum eine Erneuerung erfahren hatten. Alles blieb ohne die Stärke der SPD: übergreifend feste kollektive Milieustrukturen, gemeinsame Werte, disziplinierte Parteiorganisation. Zusammengehalten war das nationale Lager durch die Koalition bei Wahlen und in Parlamenten, sonst allenfalls die verklärte Verehrung für den Kaiser, die „Dolchstoßlegende“, die Trauer um die verlorene Monarchie und wie eh und je den gemeinsamen Gegner: die „vaterlandslose“ Sozialdemokratie, dabei tief zerstritten um die Frage der Kooperation mit der SPD. Eine Verjüngung und Erneuerung der Parteiorganisation gelang der DDP ebensowenig wie DVP und WP und die meisten Luckenwalder hätten die feinen Unterschiede dieser Parteien wohl kaum benennen können. Die DNVP konnte dem Landbund zugeordnet werden, sie hatte den Schritt in die Industriestadt nie geschafft. Das alte System der bürgerlichen Honoratioren hatte sich überlebt, der Verdruss über die Parteienzersplitterung war greifbar. Erst die NSDAP veränderte das „nationale Lager“. Selbst bei ihrem reichsweiten Wahlsieg 1930 aber war die Partei in Luckenwalde mit 6,5 Prozent noch ein Randphänomen, schwächer als die Interessenpartei WP (8,2 Prozent), DNVP (7,1 Prozent) und die Liberalen (DStP 4,2 Prozent, DVP 3,4 Prozent). Der Wechsel des „nationalen Lagers“ zum Nationalsozialismus fand gegenüber der Reichsebene zeitverzögert statt. Erst mit der Reichspräsidentenwahl 1932, wobei die Personalisierung im Wahlkampf Hitler zugute kam, übernahm die NSDAP auch in Luckenwalde die Führung im nationalen Lager. Sie wurde im Juli 1932 noch bestätigt, als der Verfall der WP und der Liberalen anhielt. Nun war die NSDAP mit 24,5 Prozent schon doppelt so stark wie die bürgerlichen „Altparteien“, von denen WP (2,2 Prozent), DStP (1,8 Prozent) und DVP (1,0 Prozent) nur noch Splitter waren – ganz im Gegensatz zur „Hitlerbewegung“ ohne jede Perspektive, politische Handlungskraft und Erfolgsaussichten beim Angriff auf die stabile sozialistische Wählerschaft. Auch die NSDAP konnte aber 1932 das „sozialistische Lager“ gegenüber 1930 nur etwas schwächen von 60,7 auf 58 Prozent der Berechtigten, aber nicht gegenüber dem niedrigsten Stand von 1924 (54 Prozent). Sie wurde mit Erfolg als Land(bund)bewegung der Gutsbesitzersöhne und Gymnasiasten und somit als „fremde Minderheit“ diffamiert.

Die verbreitete These von der Schwächung der Arbeiterkulturbewegung, dem „inneren Auflösungsprozeß“²³ steht für Luckenwalde auf schwachen Füßen. Schon der ungeeignete Begriff „Massenkultur“ – „vage, vieldeutig und umstritten“²⁴ und für andere Kulturformen eine „Elitkultur“ suggerierend – trifft nicht die eigentlich gemeinte „Freizeitkulturindustrie“. Die These mag für die Großstädte der 1920er Jahre, vor allem für Berlin, zutreffen. Sie galt schon nicht für Orte, in denen es der Arbeiterkulturbewegung nie recht gelungen war, Fuß zu fassen, und es folglich nicht viel zu schwächen gab, wie bei Heimarbeitern im Thüringer Wald und im Vogtland oder bei Landarbeitern. Für Luckenwalde und seine seit 1869 gewachsene Arbeiterkulturbewegung als Bestandteil eines festen sozialistischen Milieus, das weiterhin „Massen“ im Sinne einer größeren, sonst dispersen Menschenmenge anzog, ist sie nicht zutreffend, hier war man auch 1932 noch stolz auf das Angebot der Arbeiterkulturvereine, die sich pragmatisch mit neuen Techniken und Medien auseinandersetzten (z.B. Arbeiter-Radio-Bund, Flugverband „Sturmvogel“). Berliner „Rummelplätze, Varietés und Tanzsäle, Kinopaläste, Boxarenen und Sechstagerennen“²⁵ waren in weiter Ferne. Eine Gegenüberstellung von Arbeiterkulturbewegung und „Massenkultur“ hilft für Luckenwalde nicht weiter, denn hier war ja das Kulturangebot der Funktionäre der Arbeiterbewegung für die „Masse“ gedacht und es erreichte sie in Form der „Volkswacht“, der Arbeiterbibliothek, des Sportangebots, der Freidenker und der großen Festkundgebungen, mit Abstrichen auch bei den Vorträgen und Theaterabenden der VHS tatsächlich. Das muß nicht heißen, daß die Freizeitkulturindustrie und bürgerliche, nichtsozialistische Kultur in Luckenwalde völlig ohne Wirkung auch auf Arbeiter blieb. Doch war die abgestufte Wirkungskraft der Arbeiterbewegungskultur keine Neuheit der Weimarer Republik. Schon im Kaiserreich gab es Abstufungen, die sich grob unter drei Typen fassen lassen:²⁶ Der erste Typ des in der Arbeiterkulturbewegung Verwurzelten war in mehreren Arbeitervereinen aktiv, kaum beeinflusst durch „Tanzboden“, Hugenberg-Presse oder Ringkämpfe. Der zweite Typ der „sowohl als auch“-Arbeiter, die teilweise Angebote der Arbeiterkulturbewegung, aber auch sogenannte „seichte und leichte“ Kommerz-

23 Mit breiter Wirkung D. Langewiesche, Politik – Gesellschaft – Kultur. Zur Problematik von Arbeiterkultur und kulturellen Arbeiterorganisationen in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg, in: AFS 22 (1982), S. 402 der keine Lokalstudien berücksichtigte.

24 A. von Saldern, Massenfreizeitkultur im Visier, in: AFS 33 (1993), S. 22 die den Begriff der Massenkultur „trotz gewisser Bedenken“ verwendet.

25 D. J. K. Peukert, Die Weimarer Republik, Frankfurt a. M. 1987, S. 166-178 nennt diese Beispiele für „moderne Freizeit“ (S. 177) ohne zu differenzieren oder den Begriff der „Massenkultur“ zu klären.

26 A. v. Saldern, Die Arbeiterkulturbewegung in der Weimarer Republik. Höhepunkt der Solidargemeinschaft oder Niedergang der Klassenkultur? in: F. Nitsch/L. Pfeiffer (Hrsg.), Die roten Turnbrüder. 100 Jahre Arbeitersport, Marburg 1995, S. 72f.

kultur annahmen. Courts-Mahler und Indianergeschichten wurden auch im wilhelminischen Luckenwalde schon gelesen. Der dritte Typ war der „Massenfreizeitkultur“ und ihren Reizen „unterlegen“ oder (positiver) wußte ihren Unterhaltungswert zu nutzen, war damit aber von der traditionellen Arbeiterbewegungskultur mit ihren oft strengen Formen und politischen Inhalten kaum mehr ansprechbar. Diese Typisierung läßt sich erstaunlich gut mit dem Konzept der Dreiteilung in Solidargemeinschaft, Milieu und Lager verbinden. Dabei entspricht die Solidargemeinschaft der Beschreibung des ersten Typs der in der Arbeiterkulturbewegung „Verwurzelten“. Die Abgrenzung von Lager und Milieu wird schwieriger, doch ließen sich die „sowohl-als-auch“-Arbeiter des zweiten Typs noch unterteilen in eher der Arbeiterkulturbewegung verbundene („Milieu“) oder eher weniger verbundene, aber noch SPD/KPD-wählende Arbeiter („Lager“). Auch mag ein nicht geringer Teil des dritten Typs der Konsumenten der „Massenfreizeitkultur“ durch die Wahl der SPD oder die Mitgliedschaft in Gewerkschaft oder Konsumverein durchaus noch zum „Lager“ zu zählen sein. Die Dreiteilung der Bindung an die Kulturorganisationen als Kriterium für die Einteilung der Arbeiterbewegung nach „Erfolg“ und „Stabilität“ erweist sich somit als hilfreich, sollte jedoch in die Diskussionen um die Begriffe Lager, Milieu und Solidargemeinschaft eingebunden werden. Daher kann die Betrachtung des Milieus nicht bei den kulturellen Organisationen stehenbleiben, sondern muß mit den Erfolgen und Mißerfolgen, mit Spielräumen und Grenzen sozialistischer Politik vor Ort in Verbindung gebracht werden.

Freilich ist das wieder nur ein Modell und seine Entsprechung vor Ort zu suchen. Eine Quantifizierung der drei Ebenen fällt schwer und ist notwendig auf Schätzungen zu begrenzen. Danach lag das an Wahltagen vereinte politische Lager der sozialistischen Arbeiterbewegung bei etwa 11.000 Wählern (ca. 58-60 Prozent der Wahlberechtigten). Auf diesen Stamm an Getreuen konnten sich die Parteien verlassen, auch wenn ein Teil von ihnen keine festere Bindung an die Arbeiterbewegung eingehen mochte oder diese nur auf gewisse materielle Vorteile beschränkte, wie die gewerkschaftliche Unterstützung oder die Rabatte beim Konsumverein. Versammlungen und Kulturbestrebungen erreichten diese Wähler allenfalls zum vergnüglichen Mai- und Gewerkschaftsfest. Eine Tätigkeit in „nationalen“ Organisationen, im Schützen- oder Kriegerverein war bei ihnen nicht grundsätzlich ausgeschlossen, auch nicht ein Wechsel der Parteioption in Zeiten der Unzufriedenheit wie 1924 oder 1932. Das fester gebundene sozialmoralische Milieu war kleiner und nicht identisch mit der Wählerschaft, wie etwa Adam für Leipzig meint.²⁷ Das Milieu lag 1929-1932 bei mindestens etwa 2500 stark gebundenen Mitgliedern der Parteien und Sportvereine, in einem weiteren Bereich bei etwa 5000 ständigen Mit-

27 Vgl. den Beitrag von Thomas Adam in diesem Band.

gliedern in ADGB und Konsumverein. Anzeichen geben auch die Mitglieder des Freidenkerverbands (4500) bzw. Leser der „Volkswacht“ (4000 Auflage); die fast 7000 Eintragungen in das „Eiserne Buch“ im Februar 1932 geben eher eine obere Grenze an. In diesem Milieu, das mit ca. 25-30 Prozent der Wahlberechtigten auch in der roten Hochburg die Minderheit blieb, fühlte man sich nach der Lebensweise und Weltanschauung den Organisationen verbunden, hielt an ihnen in Krisenzeiten fest und erzog auch seine Kinder entsprechend. Hier dachte und handelte man bei aller individuellen Verschiedenheit „sozialistisch“ und rechnete sich der „Arbeiterklasse“ zu, ohne große Theoriendebatten und Übertreibungen. Der Kern der Funktionäre, die überzeugte, kaum auflösbare „Solidargemeinschaft“ lag nicht über 100, eher nur bei 50 SPD-Funktionären, also einer Minderheit von kaum einem Prozent der Wahlberechtigten. Diese opferten große Zeit- und Geldressourcen für die Tätigkeit, waren in allen wichtigen Vereinen zugleich, wurden in Ämter gewählt. Für sie waren „nationale“ Institutionen, die christlichen Volksschulen, das Militär, die Schützen- oder Kriegervereine strikte Gegner, eine Mitgliedschaft undenkbar. Die noch etwas breitere „gewerkschaftliche Solidargemeinschaft“, die eine erhebliche Schnittmenge mit dem SPD-Kern hatte, aber noch über ihn hinausging, verfügte über ein gut geschultes, in Konflikten erfahrenes und an der Mitgliederbasis eng verbundenes Netzwerk von ca. 300-400 Betriebsräten und Vertrauensleuten der Einzelgewerkschaften. Hier wurde diszipliniert die einheitliche Organisation von kollektiven Interessen aufrechterhalten, auch über innere Konflikte verschiedener Arbeiterschichten, politischer Flügel, Geschlechter und Generationen hinweg. Die enge personelle und ideologische Verknüpfung dieser Milieukerne von Partei und Gewerkschaft, an die sich viele weitere Organisationen anlehnten, sorgte für die Lösung der Konflikte, enorme Bindungskraft und Stabilität.

Anhaltende Einheit in Vielfalt, so kann die sozialistische Arbeiterbewegung der Weimarer Zeit in Luckenwalde bezeichnet werden. Ermöglicht wurde diese Sonderentwicklung gegen die Reichsebene zunächst durch die Verhältnisse im Krieg, die eine Parteispaltung lange verhindern, dann durch die friedliche Novemberrevolution, die eine Eskalation der politischen Beziehungen der Lager untereinander wie innerhalb des sozialistischen Lagers verhinderte. Eine starke parteipolitische Spaltung verhinderte allein die anhaltend gute Zusammenarbeit von USPD- und SPD-Mitgliedern innerhalb der Gewerkschaften, die durch die Notwendigkeit einheitlichen Vorgehens gegen die Unternehmer entstand. Auch die täglichen Begegnungen und die geringe Anonymität in der Kleinstadt, in den Wohnstraßen wie in den Sport- und Freizeitvereinen, überwinden die parteipolitische Trennung. Arbeitswelt und Lebenswelt waren so wie schon im Kaiserreich verbunden, es gab keine große Trennung nach Betrieben, Wohnvierteln, Berufen und Alter, die nicht durch die kollektive Identität

als „rotes Luckenwalde“, als „Arbeiterstadt“ gegen das mehrheitlich deutsch-nationale Umland überwunden werden konnte. Auch gab es keine großen Veränderungen in der Wirtschaftsstruktur, die auf den in der Industrialisierung gegründeten mittelgroßen Betrieben der Leichtindustrie aufbaute. Es gab keine neuen Riesenbetriebe mit Zuwanderern und Integrationsproblemen und auch keine anhaltende Depression, sondern eine lebhaftige Konjunktur, ja sogar Vollbeschäftigung bis 1929. Die gemeinsamen lebensweltlichen Erfahrungen und Bindungen gaben Orientierung und Halt bis in die Jahre der tiefen Krise vor 1933. In ein solches festes Netz von seit Jahrzehnten gewachsenen Beziehungen konnten Außenstehende nur sehr schwer vordringen. Das galt für die „nationalen“ Vereine, die zuletzt 1924 mit einer nationalistischen Offensive scheiterten. Das galt auch für das Scheitern der Spaltungsversuche durch die KPD, die geradezu kläglich verliefen und die Einheit des Milieus nicht gefährdeten. Das galt zuletzt auch für die radikale Agitation der NSDAP, die über Ansätze der Organisation junger Arbeiter und Angestellter nicht hinaus kam und bis 1932 als Phänomen anderer Orte gelten mußte.

4. Das „Erfolgsmodell“: eine stabile Mikroebene als Ausnahmefall im sozialistischen Milieu

Die politische Konstellation der Stadt, die auf einer seltenen Lage der frühen punktuellen Industrialisierung ohne große Störfaktoren für eine sozialistische Milieubildung beruhte und bis 1933 weitergetragen wurde, war die Ausnahme geblieben, die sie seit 1869 gewesen war. Erst mit der Übernahme der Kommunalpolitik 1919 wirkte sich das aber auch in politische Gestaltungsmacht aus, in sichtbaren Symbolen des „roten Luckenwalde“. Die Stärke der SPD auch gegenüber dem Konkurrenten im eigenen Lager fand sich nur in ganz wenigen anderen Städten, die wie Luckenwalde zum stabilen „Erfolgsmodell“ der SPD-Kommunalpolitik der Weimarer Zeit wurden. Da waren eher mit Abstrichen wegen der KPD-Gewinne die bekannten Fälle Freital und Schmölln, vor allem aber auch Altenburg und Meißen, Burg und Schönebeck bei Magdeburg, Rüstringen, Wesermünde, Stadthagen oder in der gleichen Region Rathenow, Spremberg und Brandenburg. Diese von der Forschung weitgehend unentdeckten Städte zwischen 10.000 und 50.000 Einwohnern mit absoluten SPD-Mehrheiten bis 1932/33, immerhin ein gutes Dutzend, wurden für viele andere SPD-Kommunalpolitiker zum Vorbild, wie es in größeren Dimensionen nur das Magdeburg von Hermann Beims und Ernst Reuter wurde und in verklärter Form das „rote Wien“, das sich so augenfällig von der gespaltenen und machtlosen Arbeiterbewegung Berlins unterschied. Die sichtbare Macht und die Vorbildwirkung für die Gemeindepolitik – das machte im wesentlichen die Kriterien für ein solches „Erfolgsmodell“ aus, das auf den für das Kaiserreich genannten besonders günstigen Faktoren fußte und durch

seine starken soziokulturellen Milieustrukturen auch von den Krisen 1919, 1923/24 und 1929–1933 nicht zerstört werden konnte.

Erst der Machtwechsel auf Reichsebene und im Land Preußen 1933, der das Ende von Freiheit, Demokratie, Rechtsstaat und städtischer Selbstverwaltung „von oben“ brachte, zerstörte mit gezielten Schlägen auf die politisch wichtigen Kerne wie Gemeindeverwaltung, Gewerkschaften, weltliche Schule, Jugendheim und „Volkswacht“ dieses außergewöhnlich feste sozialistische Netz. Das in Zahlen meßbare, in Eigen- und Fremddarstellung nachlesbare und mit den Reformbauten bis heute sichtbare „Erfolgsmodell“ war nur von außen und oben zu zerschlagen. Ein „innerer Auflösungsprozeß“, wie er oft gerade für SPD-Hochburgen behauptet wird, ist hier Legende. Die gegen die herrschende Forschungsmeinung gestellten Ergebnisse des Projektes „Solidargemeinschaft und Milieu“ und der Lokalstudien in Sachsen/Thüringen bestätigen sich in dieser neuen Fallstudie deutlich und können mit einigen Details, wie der besonderen Bedeutung der Frauen, der Freidenker und der gleichfalls weder rigiden noch dogmatischen Lehrer ergänzt werden.

Stabil blieb in der Zeit des Niedergangs der Weimarer Republik aber nur die Mikroebene, das „rote Luckenwalde“. Diese kollektive Identität war nicht beliebig kopierbar, dem „Erfolgsmodell“ konnte die sozialistische Bewegung in anderen Städten mit anderer Sozialstruktur, Kultur und Lebenswelt nicht folgen. Die tatsächlichen Machtverhältnisse, den Verlust der Schlüsselstellung der SPD in den Parlamenten, den Verlust der gewerkschaftlichen Kampfkraft und die kräftezehrende Spaltung der Arbeiterkulturbewegung, konnten die Luckenwalder aus der Nähe betrachten, im 50 Kilometer entfernten Berlin. Gegen die veränderten Rahmenbedingungen auf der Meso- und Makroebene war das lokal noch mehrheitsfähige „rote Luckenwalde“ völlig machtlos. Das von einer starken Solidargemeinschaft zusammengehaltene Milieu hatte keine adäquate Entsprechung auf der höheren Ebene, seine Stütze von „außen“ und „oben“ brach zusammen. Damit hatte ein langer, hier leider nicht mehr zu behandelnder Auflösungsprozeß begonnen.

Helge Matthiesen

Weder Konservativ noch Milieu?

1. Einleitung

- Die Pommern und mit ihnen die Greifswalder waren konservativ.¹ Das ist schon fast ein Allgemeinplatz der politischen Sozialgeschichte. Aus dieser Provinz kam Bismarck. Von hier stammten die vielen Junker in den Parlamenten des Kaiserreichs. Auch 1932 wählten viele Pommern DNVP, mehr als irgendwo sonst im Land.² Es liegt nahe, hinter solchen Kontinuitäten eine feste konservative Milieustruktur zu vermuten. Doch eine Untersuchung der politischen Sozialgeschichte in der Region Greifswald vom Kaiserreich bis in die neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts bestätigt einen solchen einfachen Zusammenhang nicht. Die Verhältnisse sind kompliziert, die Brüche so bedeutend wie die Kontinuitätslinien.

Die bisherige Forschung bietet kaum Hilfe. Über das konservative Milieu ist wenig bekannt, obwohl seit den sechziger Jahren erhebliche Anstrengungen unternommen worden sind, den von Lepsius formulierten Begriff mit Leben und Inhalt zu füllen.³ Das Defizit ist erstaunlich, weil gerade die Konservativen zu den wichtigsten politischen Strömungen in Deutschland gehören. Konservative Parteien beherrschten das Kaiserreich, prägten die Weimarer Republik und die Bundesrepublik. Schon Lepsius selbst bleibt undeutlich. Einerseits sieht er hinter den Konservativen in erster Linie das ländliche, protestantische, regional abgeschlossene und agrarische Milieu Ostelbiens. Andererseits kann er an den städtischen Konservativen nicht einfach vorübergehen. Er fügt sie zwanglos, wie die Liberalen auch, in ein protestantisch bürgerliches Milieu ein. Die Ent-

1 Um den Text nicht zu überfrachten, wurde auf Einzelbelege verzichtet. Sie lassen sich nachvollziehen anhand von: H. Matthiesen, *Konservatives Milieu in Demokratie und Diktatur. Eine Fallstudie am Beispiel der Region Greifswald in Vorpommern 1900 bis 1990* (Diss.), Göttingen 1998. Dort finden sich auch Angaben zur weiterführenden Literatur.

2 Vgl. z.B. K. Rohe, *Wahlen und Wählertraditionen in Deutschland. Kulturelle Grundlagen deutscher Parteien und Parteiensysteme im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1992, S. 139.

3 Zuletzt W. Pyta, *Dorfgemeinschaft und Parteipolitik 1918–1933. Die Verschränkung von Milieu und Parteien in den protestantischen Landgebieten Deutschlands in der Weimarer Republik*, Düsseldorf 1996; F. Watermann, *Politischer Konservatismus und Antisemitismus in Minden Ravensberg 1879–1914*, in: *Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins* 52 (1980), S. 11–64; ferner H. J. Puhle, *Konservatism in Modern German History*, in: *Journal of Contemporary History* 13 (1998), S. 689–720.

wicklung der DNVP nach 1918 bekommt er gar nicht mehr in den Griff. Der Aufstieg dieser Partei läßt sich auf der Grundlage der ursprünglichen Überlegungen nicht erklären. Die Entwicklung der NSDAP aus den ehemals konservativen Gruppen bleibt nebulös; die Angaben zur Kontinuität zwischen Kaiserreich und später Republik sind widersprüchlich.⁴ Wenn das Konzept der vier Milieus jedoch tragen soll, dann muß es sich auch in diesen Gesellschaftsteilen und in allen historischen Phasen bewähren. Wie lassen sich diese Widersprüche auflösen? Wie kann Lepsius Konzept für die Untersuchung konservativer Milieustrukturen fruchtbar gemacht werden? Auf welche gesellschaftlichen Strukturen konnte sich die Partei stützen? War sie einem Weltanschauungsmilieu verbunden?⁵

Lepsius Konzept von den sozialmoralischen Milieus trägt unverkennbar die Kennzeichen der sechziger Jahre. Es ist zeittypisch, weil es die Weltanschauung in den Mittelpunkt rückt und weil es antritt, die politische Entwicklung der Gesellschaft aus einem Begriff zu erklären. Diese beiden zentralen und eng verbundenen Komponenten, Gesinnung und konkrete soziale Gruppe, gilt es näher zu beleuchten. Gab es diesen festen Zusammenhang oder ist der Begriff des konservativen Milieus ein soziologisches Konstrukt?⁶

2. Greifswald und die Konservativen

Greifswald war bis in die dreißiger Jahre eine kleine Landstadt, die von der Universität, den Gerichten und Behörden lebte.⁷ Im Landkreis wirtschafteten und lebten zahlreiche adelige und bürgerliche Familien auf ihren großen Gutsbetrieben. Die Menschen gehörten zu etwa 94 Prozent der lu-

4 Vgl. R. M. Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur, Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft; in: W. Abel u.a. (Hrsg.), *Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte*. Festschrift zum 65. Geburtstag von Friedrich Lütge, Stuttgart 1966, S. 379, 381 u. 386f.

5 Milieu ist ein Vorgang, ein kulturelles Geschehnis, kein statisches soziales Gebilde. Milieu ist somit ein qualitativer Begriff, der eine hohe Verdichtung konkreter kommunikativer Vernetzung und Organisation beschreibt, die Abschottung von Verkehrskreisen gegen andere. Der Begriff des Lagers strukturiert sich nach den gleichen Kriterien, umschreibt jedoch ein geringeres Maß an Verbindlichkeit und Dichte. Die Übergänge sind fließend. Je höher der Grad an Abgeschlossenheit und innerer Kohärenz, desto stärker die Möglichkeit, daß ein Lager in ein Milieu übergeht. Vgl. H. Matthiesen, *Konservatives Milieu* (Anm. 1), S. 3-5 u. S. 9-11.

6 Als konservativ gilt hier, wer sich der konservativen Partei zurechnet. Als Weltanschauung ist der Begriff kaum scharf abgrenzbar, da es keine einheitliche Lehre gibt. Zentral sind die religiöse Grundlegung aller Ordnung und die Orientierung an bestimmten Werten wie Religion, Autorität, Königtum und Adel, Tradition, Sitte, Brauch, Familie, Boden, Heimat, Staat, Organismus, Leben oder Dauer. Der Katalog ist ausbaufähig, die Bedeutung der einzelnen Komponenten schwankt im Verlauf der Zeit. Vgl. H. Matthiesen, *Konservatives Milieu* (Anm. 1), S. 5-7.

7 Im Jahr 2000 wird eine umfassende Stadtgeschichte erscheinen, die Horst Wernicke herausgibt.

therisch ausgerichteten evangelischen Landeskirche an. Industrie gab es keine, nur die Reichsbahn ließ in Greifswald bis 1926 Waggons reparieren. Die Stadt war mit rund 25.000 Einwohnern eher klein, das Umland nur dünn besiedelt. Behäbige Ruhe und verschlafene Bodenständigkeit kennzeichneten die Atmosphäre. Allein die Universität stach aus dem von Bäckern, Schlachtern, Krämern und Beamten bestimmten Alltagsleben der Stadt hervor. Doch auch sie galt als kleinste in ganz Preußen; eine Professur in den Weiten der vorpommerschen Boddenlandschaft hatte für manchen aufstrebenden Akademiker den Charakter eines Strafkommandos.

Die Greifswalder Konservativen gründeten sich seit dem 19. Jahrhundert auf zwei gesellschaftliche Strukturen. Auf dem Land waren es die Arbeits-, Lebens- und Glaubensgemeinschaften der pommerschen Gutsdörfer, die auf die zentrale Rolle des Grundbesitzers zugeschnitten waren. Er gab in jeder Hinsicht den Ton an, denn er war Patron der Kirche, alleiniger Arbeitgeber und Grundbesitzer, mindestens aber wirtschaftlich stärkstes Mitglied der Gemeinde. Er verband das ländliche Milieu mit der konservativen Partei. Auf dem Land bestand eindeutig eine Milieustruktur. Sie war jedoch offenkundig nicht weltanschaulich, sondern personell über den Grundbesitzer an die konservative Partei gebunden.

In der Stadt grenzten sich die Konservativen von den Liberalen und den Sozialisten ab. Nur gut ein Viertel der Wahlberechtigten wählte vor 1918 konservativ, die Stadt war überwiegend linksliberal. Eindeutige verbindende Merkmale einer konservativen Parteibasis waren nicht vorhanden. Die Basis der Konservativen war sozial heterogen und allein über die gemeinsame Gesinnung miteinander verbunden. Zunächst bildete das Landleben, das sich in der Stadt abspielte, die Grundlage der konservativen Partei. Die Ein- und Verkaufsgenossenschaften, Molkereien, Verbände, Versicherungen, das Militär oder auch Altenteilerfamilien gehörten zu diesem Kreis. Daneben gab es Konservative, die sich keiner politisch oder sozial abgrenzbaren Gruppe zurechnen ließen. Das galt für höhere Beamte, einige Professoren, akademisch gebildete Freiberufler aber auch Angehörige des zahlreichen alten Mittelstandes.

Der Gegensatz zum Liberalismus spielte sich ausschließlich auf der Ebene der Parteien ab und beruhte auf dem mittlerweile schon unbedeutend gewordenen Gegensatz von Stadt und Land, der ritualisiert ausgefochten wurde. In der städtischen Gesellschaft ruhten beide politischen Strömungen nämlich auf den gleichen gesellschaftlichen Strukturen. In den bürgerlichen Schichten der gehobenen Beamtenschaft oder unter Bäckern und Kaufleuten war der Liberalismus weit stärker vertreten als der Konservatismus. Ein eigenständiges Vereinsleben oder geschlossene Verkehrskreise gab es nicht. Die Konservativen gehörten mit den Liberalen zu einem ausgebauten allgemeinen Vereinsnetzwerk. Auch die Religion überbrückte politische Gegensätze.

Gleichwohl gab es zwei milieuhafte verdichtete Kerne in der städtischen Einwohnerschaft. Sie legten sich jedoch nicht auf eine Partei oder Weltanschauung fest. Zum einen war dies die evangelische Kirche mit ihrem Vereinsvorfeld, ihren Gemeinden, Verwaltungen und Hierarchien. Unter den Pfarrern, den unangefochtenen Leitfiguren, genossen die Konservativen mindestens Sympathien. Zum anderen gab es das politisch, wirtschaftlich oder ideologisch kaum auf einen Nenner zu bringende Milieu des alten Mittelstandes. Es war durch eine ähnliche Lebensweise integriert. Wie die Kirche besaß dieses Milieu eine eigene, eine berufsständische Elite, deren Parteizugehörigkeit zweitrangig war. Ihre Autorität schöpfte diese Führungsschicht aus dem Innungsvorsitz oder der Altermann-Position in einem der alten Traditionsvereine.

Liberaler wie Konservativer, alter Mittelstand, Beamtschaft und Kirche einte der Gegensatz zur sozialistischen Arbeiterbewegung; von ihr ließ sich auch das gemeinsame Vereinsnetzwerk und die sozialen Trägerschichten jederzeit eindeutig unterscheiden. Liberale wie Konservative waren glühende Patrioten und orientierten sich an vaterländischen, nationalistischen Positionen. Im politischen Alltag überlagerten sie genuin konservative oder liberale Mentalitäten oder Positionen. Die politischen Weltanschauungen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts standen außerdem noch neben traditionellen, regionalen Überzeugungen und Denkgewohnheiten. Die Greifswalder waren Preußen und königstreu, sie waren Pommern und hielten auf ihre regionale Tradition, die eng mit den Familien der Großgrundbesitzer und ihrer kriegerischen Vergangenheit verknüpft war. Zieht man die Summe dieser Beobachtungen, dann wird zweierlei deutlich. Es handelte sich in Greifswald bis 1918 um ein nicht-sozialistisches, ein vaterländisches politisches Lager mit zwei Parteien, die sich auf unterschiedliche Gesinnungen stützten. Sie beanspruchten jedoch keine Ausschließlichkeit. Zwei unterscheidbare politische Milieus waren nicht auszumachen. Daß sich trotz unterschiedlicher lebensweltlicher Schwerpunkte und weltanschaulicher Ausrichtung keine Milieus ausbildeten, hatte mit der Stellung zu Staat und Regierung zu tun. Liberale wie Konservative waren die Stützen der Gesellschaft, sie wurden nicht ausgegrenzt. Das Vereinsnetzwerk verstand sich als patriotisch und staatsstragend. Das obligatorische Bekenntnis zur Staatskirche unterstrich das noch.

3. Nachholende Milieubildung

Der Erste Weltkrieg und sein Ausgang veränderten die Situation für das nationale politische Lager in zwei entscheidenden Punkten – mit weitreichenden Folgen. Aus dem Lager der Liberalen und Konservativen entwickelte sich nunmehr in einem Prozeß nachholender Milieubildung ein konservativ-nationales Milieu unter Führung der DNVP.

Der Krieg mobilisierte die gesamte Gesellschaft politisch. Jeder war zu einem Bekenntnis patriotischer Pflichterfüllung aufgerufen. Die Kriegspropaganda appellierte vor allem an nationalistische Gefühle. Die vaterländische Gesinnung, zum Nationalismus gesteigert, wuchs zur wichtigsten weltanschaulichen Klammer der Gesellschaft heran. Konservatismus oder Liberalismus wurden zweitrangig.

Mit dem Kriegsende drehte sich das Verhältnis von Staat und nationalem Lager einfach um. Der Gegner des Lagers, die Feinde des Reiches und seines Kaisers, die Verächter der regionalen Identität und der Religion übernahmen die Macht. Die sozialistischen Arbeiter verjagten die legitime Mitte konservativer Ordnungsvorstellungen, den Kaiser, König und obersten Bischof. Sie bedrohten die Kirche und die Religion, die Integrität des Reiches und seiner Streitmacht. Ein antirevolutionärer Reflex bemächtigte sich der gesamten nationalen Bevölkerung. Aus der staatstragenden Position wurde allein durch die Tatsache der Revolution eine latente Gegnerschaft zur neuen Regierung.

Dieser Wandel hatte Folgen für die politische Orientierung weiter Teile der Bevölkerung, er beeinflusste ihr Organisationsverhalten. In der Revolution verknüpfte sich das kirchliche Milieu mit der neuen konservativen Partei DNVP. Im Laufe der bürgerkriegsartigen Auseinandersetzungen um die Vorherrschaft in der Region, sie waren erst mit dem Kapp-Putsch abgeschlossen, verfestigte sich die Ablehnungsfront des nationalen Lagers gegen die Republik und ihre Träger. Die Gegenmaßnahmen der Republik wiederum schweißten das Lager fest zusammen. Es begann eine Dialektik von Abgrenzung und Ausgrenzung, eine nachholenden Milieubildung aus dem nationalen Lager heraus. Da sich die nationalen Kreise einig in der Ablehnung waren, verschwand die überwiegend liberale Prägung der Stadt und die Konservativen konnten sich an die Spitze des Milieubildungsprozesses setzen. Das geschah freilich unter der Fahne deutschnationaler, nicht ausdrücklich konservativer weltanschaulicher Ausrichtung.

Sammlung, Verdichtung und Mobilisierung waren die Stichworte, unter denen sich das konservativ-nationale Milieu formierte. Die organisatorischen Strukturen wurden neu-, um- und ausgebaut. Auf dem Lande faßte der Landbund das in der Revolution auseinandergebrochene dörfliche Milieu neu zusammen. Die zündende Parole lautete ländliche Interessensidentität in der Volksgemeinschaft.⁸ In der Stadt expandierten die Krieger- und Wehrvereine. Sie wuchsen nach Anzahl, Mitgliederbestand und Aktivität. Das Gleiche galt für das kirchliche Vereinswesen, die Verbände des Mit-

8 Die Idee der Volksgemeinschaft verdiente eine präzise Studie, war es doch das weltanschauliche Zauberwort der nationalen Kräfte in der gesamten Zwischenkriegszeit. Vgl. den vorzüglichen Aufsatz von G. Mai, Verteidigungskrieg und Volksgemeinschaft. Staatliche Selbstbehauptung, nationale Solidarität und soziale Befreiung in Deutschland in der Zeit des Ersten Weltkrieges 1900–1925; in: W. Michalka (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg. Wirkungen, Wahrnehmungen, Analyse, München 1994, S. 583–602.

telstandes, die Turner und Sportler oder die akademischen Bünde. Sie alle sahen in der Volksgemeinschaft zunehmend eine Möglichkeit, gesellschaftliche Spannungen zu lösen. Die DNVP hatte die meisten personellen Verbindungen in dieses Netzwerk, sie bildete die neue Elite des konservativ-nationalen Vereinslebens. Den Deutschnationalen gelang es sogar, den alten Mittelstand einzubinden und stärker an die konservative Partei zu binden. Ihr Programm entsprach am besten den Wünschen und Hoffnungen der Greifswalder.

Was machte die Partei so attraktiv? Es waren vor allem die nationalistisch inspirierten Parolen von entschiedener Gegnerschaft zur Republik, das Beharren auf der Monarchie und dem untergegangenen Reich, die demonstrative Religiosität und der außenpolitische Populismus, die für die DNVP sprachen. Das machte die Partei von 1924 bis 1928 zur alles beherrschenden Partei des sich konstituierenden konservativ-nationalen Milieus in der Region. Sie erreichte bis zu 50 Prozent der Wählerstimmen.

Aber die DNVP schaffte nicht, was der SPD oder dem Zentrum im 19. Jahrhundert gelungen war. Die heterogenen Gruppen ließen sich nicht allein an die eine Partei binden. Das Milieu behielt mehrere Aktionsausschüsse. Zwar waren sie über Doppelmitgliedschaften und das gleiche Führungspersonal eng miteinander verzahnt, in vielen wichtigen Fragen beharrten sie jedoch auf Eigenständigkeit. Da war vor allem die Kirchenführung. An ihrer deutschnationalen und konservativen Gesinnung gab es keinen Zweifel. Die Kirche wollte aber Volkskirche bleiben und konnte sich daher nicht an eine Partei binden. Der Landbund, mehr oder minder der ländliche Zweig der DNVP, funktionierte nur so lange als Teil der Partei, wie in den Reihen der sozial stark zerklüfteten Landbevölkerung einigermaßen Zufriedenheit mit der wirtschaftlichen Entwicklung herrschte. Der Stahlhelm als drittes Aktionszentrum verstand sich als überparteiliche Gemeinschaft der Frontsoldaten, als Keimzelle der Volksgemeinschaft, die Parteien überwinden sollte.

Die DNVP bündelte mithin eine ganze Reihe von Unterströmungen, setzte jedoch nicht selbst und exklusiv die Punkte einer integrierenden Weltanschauung und verbindenden Organisation. Es gab Überschneidungen im Nationalismus, es gab einen gemeinsamen Fest- und Feiernkult, eine konservativ-nationale Lebenswelt aus Vereinen und Verbänden, es gab Interessenidentitäten und die Querverbindungen im Führungspersonal. Es fehlte jedoch die Zuspitzung auf eine Partei. Mag sein, daß ein Fortgang der ruhigen Entwicklung von 1924 bis 1927 zu einem solchen Ende gelangt wäre. So war die nachholende Milieubildung auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung 1924 und 1925 noch nicht abgeschlossen.

4. Aufstieg der NSDAP aus dem Milieu

Der Aufstieg der NSDAP aus dem konservativ-nationalen Netzwerk zerstörte wesentliche Teile der noch lose geknüpften Zusammenhänge. Er markiert das Ende der nachholenden Milieubildung unter Führung der DNVP und den Beginn einer parteipolitischen Neuorientierung der nationalistisch mobilisierten Einwohnerschaft. Sie fühlten sich noch nicht besonders stark an die DNVP gebunden. Das entstehende Milieu wandte sich einer radikaleren nationalistischen Weltanschauungspartei zu, die noch nachdrücklicher für die Volksgemeinschaft warb als die Deutschnationalen.

Auslöser dieses Differenzierungsprozesses im konservativ-nationalen Milieu war die schwere Krise der Landwirtschaft in Vorpommern seit Herbst 1927.⁹ Sie trieb einen Keil zwischen die konservative Oberschicht in Stadt und Land und die Verlierer des Niedergangs. Mit zwei Parteiloyalitäten in den Reihen ihrer Mitglieder und Anhänger waren Landbund und Stahlhelm überfordert. Erschwerend kam hinzu, daß die NSDAP absoluten Gehorsam forderte und auch die DNVP auf einen kompromißfeindlichen Kurs einschwenkte. Um nicht selbst zerstört zu werden, mußten die drei wichtigsten Substrukturen des Milieus ihre vorherrschende Parteiorientierung aufkündigen. Das löste die Verbindung der DNVP zu ihrer Basis in weiten Bereichen auf, denn als Parteiorganisation waren die Deutschnationalen schwach und gar nicht in der Lage, den Ausfall ihrer Vorfeldorganisationen mit eigenen Anstrengungen auszugleichen.¹⁰

Die NSDAP baute auf der verfallenden Basis der DNVP auf.¹¹ Die weltanschauliche Klammer, welche die Parteien um ihren Anhang legten, war leicht verwechselbar. Die NSDAP trat an, die nationale Volksgemeinschaft tatsächlich zu verwirklichen. Ihre Attraktivität beruhte auch darauf, daß sie versprach, die Heterogenität des Milieus zu überwinden und die Macht der Aktionsausschüsse, die bis dahin mit- und nebeneinander existierten, bei sich unter nationalsozialistischen Vorzeichen zu bündeln. Je weiter sich die ökonomische Krise steigerte, desto mehr zerfielen die verbindenden Strukturen des konservativ-nationalen Milieus, desto leichter gelang es der NSDAP, sich als erfolgreicher und dynamischer als DNVP oder Stahlhelm zu präsentieren.

9 Sehr anschaulich beschrieben von J. Bergmann/K. Megerle, Protest und Aufruhr in der Landwirtschaft der Weimarer Republik 1924–1933, Formen und Typen der politischen Agrarbewegung im regionalen Vergleich; in: Dies. u.a., Regionen im historischen Vergleich, Opladen 1989, S. 200–287.

10 Nach wie vor fehlt eine brauchbare, moderne Arbeit über die DNVP, die auch sozialgeschichtlichen Ansprüchen genügt.

11 Sie kurzerhand zur 'Nachfolgepartei' zu erklären, wie Jürgen W. Falter es tut, ist etwas sehr stark verkürzt. Der Anteil ehemaliger Liberaler in der Anhängerschaft der NSDAP ist mindestens genauso bemerkenswert. Vgl. J. W. Falter, Hitlers Wähler, München 1991, S. 110ff.

Drei Teile der DNVP-Anhängerschaft blieben von der Erosion unberührt, weil sie milieuhaft verdichtet waren und sich besonders eng an die DNVP geknüpft hatten. Das erklärt, warum die Deutschnationalen 1932 und 1933 anders als die liberalen Parteien nicht völlig untergingen. Auf dem Lande waren es vor allem die Junker, die alte, oft adelige konservative Oberschicht des nunmehr gänzlich zersprengten ländlichen Milieus, die zur DNVP hielt. Sie orientierte sich an vopolitischen und religiösen Werten, war eng familiär verbunden und hielt elitäre Distanz zur NSDAP, die sie als proletarische und sozialistische Veranstaltung wertete. Die Junker waren in ihren Dörfern und auf den Gütern nicht die Steigbügelhalter der NSDAP, ganz im Gegenteil.¹² Die zweite Gruppe bildete die städtische Oberschicht. Sie rekrutierte sich aber nur noch aus einem schmalen Vorfeld in Universität und höherer Beamtenschaft. Sie unterschieden sich von der NSDAP durch ihr höheres Lebensalter, ihre herausgehobene Position in der Gesellschaft und – wie die Junker – durch eine Bindung an vornehmlich christliche Werte. Diese beiden kleinen Gruppen erhielten ihre Stütze und eine Verbindung durch die konservativ geprägte evangelische Kirche Pommerns. Sie brachte den dritten und größten milieuhaft verdichteten Kern des verbliebenen DNVP-Anhanges ein. Die führenden Pfarrer und Superintendenten in Greifswald stellten sich im Gegensatz zur Landeskirche schon im November 1932 gegen die NSDAP.¹³ Sie stießen sich am Rasseglauben der Nationalsozialisten, an ihren unverkennbar religionsfeindlichen Tendenzen. Der Versuch, die Kirche parteipolitisch zu erobern, brachte sie in Harnisch. Die Religion als zentraler Bestandteil konservativer Weltanschauung sorgte 1932 dafür, daß der Konservatismus als Partei nicht in der nationalistischen Euphorie unterging. Als zweite, im Glauben verankerte Klammer hielt sie die auseinanderstrebenden Gesellschaftsteile beisammen. Die national orientierte Einwohnerschaft der Region zerfiel seitdem in zwei Richtungen. Die neue Trennlinie verlief zwischen säkularisierten und nichtsäkularisierten Nationalisten; die einen waren bei der NSDAP, die anderen blieben bei den Deutschnationalen.¹⁴

12 Die äußerst populäre, von der Gesellschaftsgeschichte stereotyp wiederholte These ist nicht besser als die Propaganda der SED, die mit dem Faschismusvorwurf die Bodenreform legitimierte und sich selbst einen Gründungsmythos für die DDR schuf. Vgl. vor allem die Arbeiten von F. L. Carsten, zuletzt: *Der preußische Adel und seine Stellung in Staat und Gesellschaft bis 1945*, in: H. U. Wehler (Hrsg.), *Europäischer Adel 1750–1950*, Göttingen 1990 (GG, Sonderheft 13).

13 Vgl. W. Klän, *Die evangelische Kirche Pommerns in Republik und Diktatur, Geschichte und Gestaltung einer preußischen Kirchenprovinz 1914–1945*; Köln 1995.

14 Zu einem solchen Repräsentanzwechsel, vgl. K. H. Naßmacher, *Zerfall einer liberalen Subkultur und Wandel des Parteiensystems in der Region Oldenburg*; in: H. Kühn (Hrsg.), *Vom Milieu zur Volkspartei, Funktion und Wandlungen der Parteien im kommunalen und regionalen Bereich*, Königstein 1979, S. 29–134. Ferner H. Matthiesen, *Bürgertum und Nationalsozialismus in Thüringen, das bürgerliche Gotha von 1918 bis 1919*, Jena 1994.

5. Gab es das konservative Milieu?

Das konservative Milieu im Sinne eines weltanschaulich gebundenen, sozial integrierten politischen Sozialgefüges hat es in Vorpommern allenfalls bis 1918 und auf dem Lande gegeben. Bis dahin war die konservative Gesinnung, besser beschrieben als eine gouvernementale Orientierung, als integrierender und Gegensätze überbrückender Faktor wichtig. Sie hielt auch die unterschiedlichen Gruppen in Stadt und Land zusammen. Diese Verbindung war unausgesprochen immer auch religiös unterfüttert.

1918 setzte eine Neuformierung ein, die eine konservative Grundorientierung hatte, in ihrer weltanschaulichen Ausrichtung jedoch primär nationalistisch war. Die alten konservativen Überzeugungen, die Vereine, Verbände und Einrichtungen gingen darin auf. Erst jetzt wurde die Region in Stadt und Land zu einer konservativ-nationalen Hochburg. Erst jetzt und für einen kurzen Zeitraum kann von einem Milieu gesprochen werden, obgleich die Unterströmungen Bedeutung behielten und die soziale Heterogenität unverändert blieb, ja eher noch zunahm.

Lepsius' Kontinuitätsthese ist damit jedoch widerlegt. Es gab eine einheitliche konservative Milieustruktur über den Bruch von 1918 hinweg nicht. Das zeigt sich vor allem seit 1930. Es waren vor allem das erst in der Revolution zur DNVP gestoßene kirchliche Milieu, es waren vor allem Städter, die besonders fest zur DNVP hielten. Fester jedenfalls als der traditionelle Anhang der konservativen Partei auf dem Lande, wo die sozialen und politischen Verhältnisse für die DNVP besonders desolat waren. Das Theorem von Lepsius hält einer Überprüfung an gesellschaftlichen Realitäten mithin nur bedingt stand.

Auch mit Blick auf die Weltanschauung, den zweiten Teil des Theorems, fällt das Urteil nicht günstiger aus. Es waren nicht die konservativen Werte, Ideen und Vorstellungen, die den Anhang der Partei zusammenhielten oder gar das Milieu konstituierten. Vor 1918 war es die ländliche Lebenswelt, die integrativ wirkte; nach 1918, als es erstmals so etwas wie ein übergreifendes Milieu gab, war der Nationalismus weit wichtiger als konservatives Denken. In der Konkurrenz mit der NSDAP stellte sich dann heraus, daß die Religion, der evangelische Glaube, den eigentlichen und durch keine politische Entwicklung anfechtbaren Kern der konservativen Gesinnung und Weltanschauung ausmachte.¹⁵

¹⁵ Die Kritik an Lepsius, die komplizierten Verhältnisse zu stark vereinfacht zu haben, ist bereits älteren Datums und vor allem für das 19. Jahrhundert formuliert worden. Vgl. G. A. Ritter, *Die deutschen Parteien 1830–1914, Parteien und Gesellschaft im konstitutionellen Regierungssystem*, Göttingen 1985, S. 50.

6. Milieutheorie und Kontinuität

Was taugt die Milieutheorie dann noch für die Erklärung oder Beschreibung von Prozessen in der politischen Sozialgeschichte? Eine ganze Menge! Es zeigt sich nämlich, daß es einen guten Sinn hat, nach Milieus und ihren weltanschaulichen Orientierungen zu suchen. Es waren die Lagerstrukturen der Weimarer Republik und die altbekannten Trennlinien, die nach 1945 den Wiederbeginn des politischen Lebens in Vorpommern bestimmten. Dazu ein kurzer Exkurs.

Konservative Gesinnung und tiefverwurzelte Glaubensüberzeugungen waren vor 1945 ein wesentlicher Grund, sich den weltanschaulichen Vereinnahmungsversuche der NSDAP zu verweigern. Die Resistenz aus konservativer Wurzel steigerte sich bis zum offenen Widerstand. Hier lag daher 1945 die wichtigste Legitimation für einen politischen Neubeginn. Erste und zunächst allgemeine Partei der nichtsozialistischen Einwohner war eine demokratische und christliche Partei. Sie stand unverkennbar in der Tradition des konservativ-nationalen Milieus.

Diese Partei zog Mitglieder von allen Weimarer Parteien an von der DDP bis hin zur DNVP. Aus dem alten nationalen Lager war nach dem Ende des Nationalismus 1945 eine Gemeinschaft nichtsozialistischer Gruppen geworden, die sich gegen die Besatzungsmacht und die sozialistischen Parteien abgrenzten. Dieses Notbündnis zerfiel sehr rasch, denn in einem Schnelldurchlauf der Differenzierungsprozesse aus den zwanziger Jahren lebten die politischen und gesellschaftlichen Trennlinien der Weimarer Republik wieder auf. Die CDU übernahm schließlich das Erbe der Konservativen. Sie mobilisierte jene Gruppen, die bis 1930 hinter der DNVP gestanden hatten, darunter auch den alten Mittelstand. Schon Ende 1945 verließen die Linksliberalen die Partei des nichtsozialistischen Lagers. Sie waren ursprünglich bei der DDP gewesen und hatten vor 1933 beständig mit der SPD zusammengearbeitet. Folgerichtig schlossen sie sich nun der SED an. Mit der Gründung der NDPD 1948 kehrte die im Kirchenkampf verschärfte Spaltung des nationalen Lagers zurück. Ein christlicher Teil stand einem nichtchristlichen gegenüber. Die NDPD sammelte nämlich genau diese Kreise und schaffte es Dank der unterstützenden Politik der SED auch, nach und nach den alten Mittelstand in die Partei zu ziehen. Die SED zementierte diese Verbindungen. Sowohl CDU als auch NDPD blieben auf diese Weise bis 1990 an Sondergruppen der DDR-Gesellschaft geknüpft: Den privaten alten Mittelstand der kleinen Handel- und Gewerbetreibenden. Bei der CDU waren es gläubige Menschen, die sich politisch engagieren wollten oder mußten.

Mit Blick auf das Instrumentarium fällt die Antwort auf die eingangs gestellte Frage nach dem Wert des Milieutheorems positiv aus. Die Suche nach Milieu- oder Lagerstrukturen bleibt ertragreich. Die Begriffe helfen, Entwicklungen an der Schnittstelle von Parteien und Gesellschaft zu er-

kennen und zu erklären. Allzu statisch und blockhaft abgeschlossen darf man sich die Milieus und die Lager nicht vorstellen. Die offenkundige Dynamik in den Entwicklungsprozessen konservativer Parteianhängerschaft läßt es geraten erscheinen, von Evolution und Transformation zu sprechen, nicht von Erosion und Zerfall.¹⁶

Mit dem Theorem von Lepsius ist es so wie mit der marxistischen Großtheorie auch, gegen die sie einmal formuliert worden ist. Sie liefert als heuristisches Mittel interessante Einsichten und bleibt ein brauchbarer Schlüssel zur politischen Gesellschaftsgeschichte. In ihrer Geschlossenheit und in ihrem Anspruch, makrosoziologisch die gesamten Verhältnisse und die Entwicklungsdynamik zu erklären, muß sie scheitern.

¹⁶ So einer der Grundgedanke besonders der Milieuforschungen von Franz Walter, der auch das Forschungsprojekt verpflichtet war, in dem die Greifswald-Studie entstanden ist. Vgl. z.B. P. Lösche/F. Walter, Zur Organisationskultur der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik. Niedergang der Klassenkultur oder solidarischgemeinschaftlicher Höhepunkt? in: *Geschichte und Gesellschaft* 15 (1989), S. 511-536.

Benjamin Ziemann

Das Ende der Milieukoalition. Differenzierung und Fragmentierung der katholischen Sozialmilieus nach 1945

Für die innere soziale und religiöse Stabilität des deutschen Katholizismus nach 1945 und deren Bewertung im Selbstverständnis der Katholiken liegen widersprüchliche Aussagen von Zeitgenossen vor. Einerseits schienen die an überfüllten Kirchen ablesbaren hohen Teilnehmerzahlen von Gottesdiensten und Prozessionen oder die breite Aktivierung karitativen Engagements in der 'Zusammenbruchsgesellschaft' bereits dem äußeren Augenschein nach dafür zu sprechen, daß die religiösen und kirchlichen Bindungen der deutschen Katholiken die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft weitgehend unbeschadet überstanden hatten. Das „Hochgefühl“ (Bernhard Hanssler) von Kirche und Katholiken im Gefolge von Niederlage, Zusammenbruch und Besetzung resultierte nicht zuletzt aus dem Gefühl, daß die katholische Kirche die NS-Diktatur institutionell, moralisch und auch (kirchen-) politisch als „Siegerin in Trümmern“ überstanden habe.¹ Allerdings waren vereinzelt auch skeptische Stimmen zu vernehmen. Der Jesuit und päpstliche Berater Ivo Zeiger etwa, der im Herbst 1945 noch einen durchaus optimistischen Bericht über eine Informationsreise durch die deutschen Bischofssitze verfaßt hatte, zeichnete 1948 in seiner einführenden Rede auf dem ersten Katholikentag der Nachkriegsjahre in Mainz ein düsteres Bild vom „Missionsland“ Deutschland. Diese Analyse war primär durch das Bild der im Gefolge von Flucht und Vertreibung neu entstandenen Diasporagebiete mit ihren nur rudimentären seelsorglichen Strukturen motiviert. Aber Zeiger sprach mutig auch das seiner Meinung nach weit verbreitete Tausfcheinchristentum der „Nicht-mehr-Christen“ an.² Einen ähnlich

1 Vgl. K. Gotto, Zum Selbstverständnis der katholischen Kirche im Jahre 1945, in: D. Albrecht u.a. (Hrsg.), Politik und Konfession. Festschrift für Konrad Repgen zum 60. Geburtstag, Berlin 1983, S. 471; D. v. Melis/J. Köhler (Hrsg.), Siegerin in Trümmern. Die Rolle der katholischen Kirche in der deutschen Nachkriegsgesellschaft, Stuttgart. Berlin. Köln 1998.

2 I. Zeiger, Kirchliche Zwischenbilanz 1945. Bericht über die Informationsreise durch Deutschland und Österreich im Herbst 1945 (hrsg. und eingel. von L. Volk SJ), in: Stimmen der Zeit 193 (1975), S. 301ff.; ders., Die religiös-sittliche Lage und die Aufgabe der deutschen Katholiken, in: Der Christ in der Not der Zeit. Der 72. Deutsche Katholikentag vom 1. bis 5. September 1948 in Mainz, Paderborn 1949, S. 36. In der soziologischen Problemstellung schärfer und eindeutiger: ders., Um die Zukunft der katholischen Kirche in Deutschland, in: Stimmen der Zeit 141 (1947/48), S. 249. Für weitere Beobachtungen die-

skeptischen Gedanken vertrat zugespitzt auch Carl Amery. In seiner vielbeachteten Streitschrift „Die Kapitulation oder Deutscher Katholizismus heute“ sah er 1963 den deutschen Katholizismus von einem sozial homogenen, kleinbürgerlich-bäuerlich strukturierten „Milieu“ beherrscht, dessen Immobilität, geistig-religiöse „Agonie“ und Scheu vor Konflikten eine ernste Gefahr für die Verkündigung der katholischen Kirche in Deutschland bedeute.³

Die melancholische Polemik von Amery zielte gleichermaßen auf die fortschreitende Entleerung der christlichen Heilsbotschaft in der Konsumgesellschaft der 1950er Jahre wie auf die Formelhaftigkeit der Kommunikation in Kirche und Katholizismus. Sie ist bekanntlich in das von Rainer Lepsius entwickelte Konzept der die deutsche Sozial- und Parteiengeschichte bis in die Weimarer Republik prägenden 'sozialmoralischen Milieus' eingeflossen, gerade auch im Hinblick auf dessen überzogene Betonung der inneren Geschlossenheit und Traditionalität des katholischen Milieus.⁴ Anders als Lepsius noch 1966 in seinem klassischen Aufsatz geht die historische Forschung heute überwiegend, im Einklang mit dem eingangs geschilderten Selbstverständnis der meisten Katholiken, von einer „Restauration“ des katholischen Milieus nach 1945 bzw. seiner Kontinuität durch die Jahre der NS-Herrschaft hindurch aus. Erst im Verlauf der fünfziger und sechziger Jahre habe die Öffnung der Katholiken zur strukturellen Modernisierung der bundesrepublikanischen Gesellschaft sowie Tendenzen der gesellschaftlichen Pluralisierung und der Säkularisierung zur Erosion des katholischen Milieus geführt.⁵

Über diese ganz allgemeinen Feststellungen hinaus sind allerdings die genaue Datierung, die sozial- und mentalitätshistorischen Konturen wie auch die Ursachen und Bedingungen dieses Erosionsprozesses bislang noch strit-

ser Art vgl. J. Köhler/R. Bendel, Bewährte Rezepte oder unkonventionelle Experimente? Zur Seelsorge an Flüchtlingen und Heimatvertriebenen, in: D. v. Melis/J. Köhler (Hrsg.), Siegerin in Trümmern (Anm. 1), S. 199-228.

- 3 C. Amery, Die Kapitulation oder Deutscher Katholizismus heute, Reinbek 1963, S. S. 17. Das Buch erreichte ein halbes Jahr nach Erscheinen eine Druckauflage von 100.000 Exemplaren.
- 4 M. R. Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: G. A. Ritter (Hrsg.), Die deutschen Parteien vor 1918, Köln 1973, S. 68ff.
- 5 Vgl. H. Kühn, Katholische und evangelische Milieus. Vermittlungsinstanzen und Wirkungsmuster, in: D. Oberndörfer u.a. (Hrsg.), Wirtschaftlicher Wandel, religiöser Wandel und Wertwandel, Berlin 1985, S. 245-261; C. Quink, Milieubedingungen des politischen Katholizismus in der Bundesrepublik, in: D. Berg-Schlösser/J. Schissler (Hrsg.), Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung, Opladen 1987, S. 309-321; K. Gabriel, Die Katholiken in den fünfziger Jahren: Restauration, Modernisierung und beginnende Auflösung eines konfessionellen Milieus, in: A. Schildt/A. Sywottek (Hrsg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der fünfziger Jahre, Bonn 1993, S. 418-430.

tig bzw. zumeist nur bruchstückhaft erforscht.⁶ Dabei ist die Frage der Einbettung des Katholizismus in die sozialgeschichtlichen Entwicklungen der Nachkriegszeit nicht zuletzt im Hinblick auf die Bewertung der Einflüsse und Folgen des zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) von Bedeutung. Waren die vom Konzil angestoßenen Prozesse der innerkirchlichen Modernisierung eine Ursache für die säkulare Verringerung der Kirchenbindung in der Nachkriegszeit? Oder begleiteten bzw. verstärkten die Reformen des Konzils nur einen Prozeß, der seine Dynamik in erster Linie aus der sozialen Transformation der modernen Industriegesellschaften nach 1945 erhielt?⁷

Die folgende Skizze will aus diesem breiten und kontrovers diskutierten Themenfeld nur einige Ausschnitte hervorheben, die vor allem an der Problematik der inneren sozialen Differenzierung des katholischen Milieus ansetzen und diese in eine längerfristige Perspektive einzuordnen versuchen. Systematische Untersuchungen zu Mikromilieus auf lokaler Ebene liegen für die Jahrzehnte nach 1945 noch nicht vor, weshalb diese Ebene der Milieustrukturen im Katholizismus hier nicht behandelt werden kann.⁸ Für die Operationalisierung des Milieukonzeptes im Hinblick auf den Katholizismus sind in den letzten Jahren überzeugende Vorschläge gemacht worden. Deren heuristische Stärke liegt in der Betonung eines Faktorenbündels, das die analytische Ebene der kirchlichen Bindung mit jener der religiösen und gesellschaftlichen Mobilisierung und Organisation der Katholiken verknüpft. Ein Bündel von Indikatoren wie etwa die Zahl der Kirchenbesucher, der Osterkommunikanten und der Priesteramtskandidaten sowie die Organisations- und Partizipationsquote in für das Milieu typischen Vereinen und Par-

6 F. Walter, Milieus und Parteien in der deutschen Gesellschaft. Zwischen Persistenz und Erosion, in: *GWU* 46 (1995), S. 479–493, sieht etwa erst die sechziger Jahre als die Auflösungsphase des sozialdemokratischen wie des katholischen Milieus.

7 Für diese Problemstellung vgl. v. a. F.-X. Kaufmann/A. Zingerle (Hrsg.), *Vaticanum II und Modernisierung. Historische, theologische und soziologische Perspektiven*, Paderborn 1996. Implizit ist dies auch eine Leitfrage der wichtigen Studie von W. Damberg, *Abschied vom Milieu? Katholizismus im Bistum Münster und in den Niederlanden 1945–1980*, Paderborn 1997.

8 Vgl. aber: F. Nienhaus, Transformations- und Erosionsprozesse des katholischen Milieus in einer ländlich-textilindustrialisierten Region: Das Westmünsterland 1914–1968, in: M. Frese/M. Prinz (Hrsg.), *Politische Zäsuren und gesellschaftlicher Wandel im 20. Jahrhundert. Regionale und vergleichende Perspektiven*, Paderborn 1996, S. 597–629 mit Schwerpunkt auf der Zeit bis 1933; A. Liedhegener, *Katholisches Milieu in einer industriellen Umwelt am Beispiel Bochum. Strukturen und Entwicklungslinien 1830–1974*, in: M. Frese/M. Prinz (Hrsg.), *Politische Zäsuren und gesellschaftlicher Wandel im 20. Jahrhundert. Regionale und vergleichende Perspektiven*, Paderborn 1996, S. 545–595; M. Köster, *Katholizismus und Parteien in Münster 1945–1953. Kontinuität und Wandel eines politischen Milieus*, Münster 1993; wenig ergiebig: S. Rüping, *Parteiensystem und Sozialstruktur in zwei dominant katholischen und überwiegend ländlichen Regionen 1912–1972*, Münster 1990, S. 353–535

teien eröffnet dabei vielfältige Möglichkeiten der quantifizierenden Analyse.⁹

Die folgende Argumentation stützt sich dabei in erster Linie auf einige Indikatoren für die Intensität der kirchlichen Bindung. Dies geschieht in der vielleicht für manchen problematischen Annahme, daß diese Indikatoren auch nach 1945 nicht etwa nur Beleg für die Existenz eines 'Gewohnheitschristentums', sondern vielmehr ein Indiz für die Dichte und Intensität der religiösen Vergemeinschaftung in Kleingruppen und im lokalen Raum gewesen sind. Sogenannte 'Traditionskatholiken', die primär aus seit langem praktizierter Gewohnheit und sozialer Kontrolle ihren kirchlichen Pflichten nachkamen, machten in den fünfziger Jahren nur einen kleinen Teil des aktiven Kirchenvolkes aus. Die auf der Ebene eines überschaubaren lokalen Umfeldes anzutreffende Polarisierung zwischen den Gruppen der praktizierenden und der abständigen Katholiken hatte bei jenen zur Folge, daß nur ein geringer Teil sich den Luxus der Indifferenz leistete.¹⁰ Lediglich am Rande wird im folgenden dagegen auf das Organisationsnetz der religiösen und berufsständischen Vereine verwiesen. Dies geschieht nicht nur aus pragmatischen, im mangelnden Grad ihrer Erforschung liegenden Gründen. Denn bereits während seiner Hochphase zu Beginn des 20. Jahrhunderts war das katholische Vereinsmilieu keineswegs so geschlossen, wie die geläufige Formel der Organisierung in Vereinen 'von der Wiege bis zur Bahre' unterstellt. Zudem war das Netzwerk der katholischen Vereine mit seinen regionalen Schwerpunkten im Rheinland und in Westfalen nur für einen Teil auch noch des bundesrepublikanischen Katholizismus repräsentativ.¹¹ Auf das in den letzten Jahren vermehrt diskutierte Problem der intermediären Gruppen, welche die Milieus nach innen und außen repräsentieren, kann an dieser Stelle nur hingewiesen werden.¹²

9 Vgl. grundlegend: Arbeitskreis für Kirchliche Zeitgeschichte (AKKZG), *Katholiken zwischen Tradition und Moderne. Das katholische Milieu als Forschungsaufgabe*, in: *Westfälische Forschungen* 43 (1993), S. 621-631; ferner: S. Weichlein, *Katholisches Sozialmilieu und kirchliche Bindung in Osthessen 1918-1933*, in: *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte* 45 (1993), S. 367-389; O. Blaschke/F.-M. Kuhlemann, *Religion in Geschichte und Gesellschaft. Sozialhistorische Perspektiven für die vergleichende Erforschung religiöser Mentalitäten und Milieus*, in: dies. (Hrsg.), *Religion im Kaiserreich. Milieus – Mentalitäten – Krisen*, Gütersloh 1996, S. 7-56, S. 45ff.; W. Jäger, *Bergarbeitermilieus und Parteien im Ruhrgebiet. Zum Wahlverhalten des katholischen Bergarbeitermilieus bis 1933*, München 1996, S. 325-335.

10 Vgl. die Daten und Überlegungen bei O. Schreuder, *Kirche im Vorort. Soziologische Erkundung einer Pfarrei*, Freiburg 1962, bes. Kap. VII.

11 Vgl. J. Mooser, *Das katholische Milieu in der bürgerlichen Gesellschaft. Zum Vereinswesen des Katholizismus im späten Deutschen Kaiserreich*, in: O. Blaschke/F.-M. Kuhlemann, *Religion in Geschichte und Gesellschaft* (Anm. 9), S. 59-92.

12 Vgl. C. Kösters/A. Liedhegener, *Historische Milieus als Forschungsaufgabe. Zwischenbilanz und Perspektiven*, in: *Westfälische Forschungen* 48 (1998), S. 593-601.

Für die Frage nach der stillschweigenden Kontinuität oder gar der „Restauration“ des katholischen Sozialmilieus über die Epochenschwelle von 1945 hinweg ist es zunächst erforderlich, sich die eng begrenzte zeitliche und wohl auch soziale Reichweite und Intensität der religiösen Aufbruchstimmung in der unmittelbaren Nachkriegszeit zu vergegenwärtigen. Die in eine moralische Erneuerung aus dem katholischen Glauben gesetzten individuellen Hoffnungen und Erwartungen kommen wohl noch am deutlichsten in dem erheblichen Anstieg der Bei- und Rücktritte zur katholischen Kirche in den Jahren 1946 bis 1948 zum Ausdruck, der 1946 mit 31.313 sein höchstes Positivsaldo erreichte. Die massive Austrittsbewegung unter dem Eindruck der kirchenfeindlichen Politik des NS-Regimes in den Jahren ab 1935 konnte damit zumindest zu einem kleinen Teil kompensiert werden. Bereits 1949 sank das positive Saldo der Mitgliederbewegung allerdings bereits wieder auf den niedrigen Wert von 1468. Im Jahr 1952 stand dann erstmals – und dann seit 1954 dauerhaft – ein negatives Vorzeichen vor der Summe der Bei-, Rück- und Austritte zur katholischen Kirche in der Bundesrepublik. Die absolute Zahl der Austritte, die in der Realität zumeist Übertritte zu evangelischen Kirchen im Zuge der Eheschließung waren, blieb bis in die sechziger Jahre gering.¹³

Die drei Kernindikatoren der kirchlichen Bindung und damit der Verbindlichkeit kirchlich-religiöser Normen für den Durchschnittskatholiken verdeutlichen, daß unter der Oberfläche triumphalistischer Rechristianisierungshoffnungen der seit Mitte der dreißiger Jahre vorangeschrittene Abschmelzungsprozeß vor allem an den Rändern des Milieus vor und nach 1945 kontinuierlich weitergegangen war. Allein die Zahl der Kommunionen pro Katholik und Jahr war in regional besonders verdichteten Milieus wie in Bamberg und dem Bistum Münster auch gegenüber dem Niveau der frühen dreißiger Jahre nochmals angestiegen. Dies ist als Indiz dafür zu werten, daß in den Jahren der Besatzung die Intensivierung der eucharistischen Frömmigkeit und damit wohl auch der Kirchlichkeit insgesamt in erster Linie von denjenigen getragen wurde, die der Kirche ohnehin eng verbunden waren.¹⁴

Im Durchschnitt aller Katholiken erreichte allerdings auch die Zahl der Kommunionen pro Jahr, die bis 1950 leicht anstieg, nicht die Werte der frühen dreißiger Jahre. Dies gilt um so mehr für den Anteil der Osterkommunikanten bzw. der an zwei Zählsonntagen bestimmten Kirchenbesucher an allen Katholiken, wo auch im Zuge des Anstieges um fünf Prozent bzw. 3,5 Prozent in den Jahren bis 1949 nicht einmal das Niveau des lange zurücklie-

13 Zahlen bis 1948 für Gesamtdeutschland, danach für die Bundesrepublik (ohne Berlin): Kirchliches Handbuch für das Katholische Deutschland, Bd. 25, Köln 1962, S. 441-452; Bd. 26, Köln 1969, S. 689, 701. Ungenau: Gabriel, Katholiken (Anm. 5), S. 421.

14 Vgl. W. K. Blessing, „Deutschland in Not, wir im Glauben“. Kirche und Kirchenvolk in einer katholischen Region 1933-1949, in: M. Broszat u.a. (Hrsg.), Von Stalingrad zur Währungsreform, München 1990, S. 60-108, bes. S. 93f.; AKKZG, Katholiken (Anm. 9), S. 642f., 647ff.

genden Krisenjahres 1919 erreicht werden konnte. Diese Feststellung gilt nicht nur für den Durchschnitt aller deutschen Katholiken, sondern auch für Bastionen des Milieukatholizismus wie etwa das Bistum Münster.¹⁵ Bereits 1949, bei den Osterkommunikanten dann 1950, war dann der absolute Höhepunkt der Beteiligung erreicht. Seitdem sanken diese beiden wichtigsten Indikatoren der Kirchenbindung kontinuierlich in einer leichten Bewegung ab. Beim prozentualen Anteil der Kirchenbesucher war mit einem Rückgang von 1949=50,8 Prozent auf 1960=46,3 Prozent der Anstieg in der Nachkriegszeit bereits mehr als revidiert worden.

Sehr viel signifikanter als diese globalen Feststellungen sind die gleich anzusprechenden Differenzierungen im Detail. Angesichts mancher Unklarheiten in einzelnen Darstellungen sei hier jedoch festgehalten, daß der allgemeine Auszehrungsprozeß der katholischen Milieus auf der Ebene der Kirchlichkeit praktisch bereits seit der Gründung der Bundesrepublik an zunächst noch verhaltener Dynamik gewonnen hat. Diese Feststellung gilt, auch wenn (unter Einberechnung der tatsächlich zu Kirchgang und Osterkommunion „verpflichteten“ Katholiken) das Niveau der Kirchlichkeit insgesamt noch hoch war. Aus den Ergebnissen verschiedener Meinungsumfragen wird dagegen zuweilen ein konstant hohes oder gar noch steigendes Niveau der Kirchlichkeit im Verlauf der fünfziger Jahre abgelesen. Diese Zahlen spiegeln jedoch nur die methodischen Probleme der Umfragen, nicht jedoch eine reale Entwicklung wider. Den zuverlässigeren Angaben der amtlichen kirchlichen Statistik ist hier auf jeden Fall der Vorzug zu geben.¹⁶

Diese Daten dienten den kirchlichen Behörden und interessierten katholischen Zeitgenossen seit der flächendeckenden Einführung der kirchlichen Statistik 1915 zur skeptisch-prüfenden Selbstbeobachtung der Einhaltung eines für das Milieu zwingenden Standards der Kirchlichkeit. Von der zunehmenden Differenziertheit und Dynamik der Milieuerosion in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre vermittelten die auf der Ebene der Dekanate aggregierten Zahlen der Amtlichen Zentralstelle für kirchliche Statistik allerdings kaum etwas. Dieses Informationsdefizit versuchte man zumindest partiell durch die Integration von demoskopisch erhobenen Daten zu kompensieren, ohne deren methodische Fallstricke zu reflektieren. Für die Zeit seit Mitte der fünfziger Jahre liegen allerdings umfangreiche Unterlagen vor, die im Zuge empirischer religionssoziologischer Forschungen innerhalb kirchlicher oder kirchennaher Institutionen erhoben wurden. Dabei bediente

15 Vgl. auch im folgenden, Kirchliches Handbuch (Anm. 13), Bd. 26, S. 689, 701. Zahlen über den sonntäglichen Kirchenbesuch liegen erst seit 1927 vor. Vgl. im übrigen Anm. 14.

16 Auf Umfragedaten berufen sich z.B. F. Walter, Milieus (Anm. 6), S. 491; Gabriel, Katholiken (Anm. 5), S. 422. Vgl. die methodischen Hinweise bei K. Schmitt, Konfession und Wahlverhalten in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1989, S. 109ff. Die Steigerung des Kirchenbesuchs nach den Allensbacher Umfragen von 1952 auf 1956 dürfte mit einer Verjüngung der Probandengruppe auf über 16jährige zusammenhängen; vgl. E. Noelle-Neumann/R. Köcher, Die verletzte Nation, Stuttgart 1987, S. 221.

man sich insbesondere des aus Frankreich importierten Instrumentariums der sogenannten differenzierten Kirchenbesucherzählung, die verschiedene Sozialmerkmale der Besucher des Sonntagsgottesdienstes erfaßte und Vergleiche mit der Gesamtheit aller Katholiken in der jeweiligen Gemeinde erlaubte. Die spezifische Problemselektion und die methodischen Probleme und Implikationen dieser Arbeiten können an dieser Stelle nicht ausführlich diskutiert werden.¹⁷ Statt dessen sollen zwei Komplexe angesprochen werden, die für die Heterogenität des katholischen Milieus in den fünfziger Jahren und damit die Tendenzen der Milieuerosion von besonderer Bedeutung waren, nämlich die Differenzierung der Geschlechter und die Abständigkeit der Arbeiterschaft.

Spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist die Feminisierung des katholischen Glaubens ein wesentliches Kennzeichen jenes spezifischen Frömmigkeitsstiles gewesen, der sich mit der Verbreitung und Durchsetzung ultramontaner Kultformen wie etwa dem Herz-Jesu-Kult gefestigt hatte. Auch wenn die Konturen der weiblichen Sozialisation, Kirchen- und Organisationsbindung in den katholischen Milieus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur punktuell erforscht sind, lassen sich über die differenzierenden Rollenzuweisungen und Verhaltensstandards von Männern und Frauen einige wesentliche Punkte festhalten. Katholische Männer konnten und mußten sich in Beruf und Politik im Kontakt mit milieufremden Personen und Institutionen bewähren, auch wenn sie dabei 'säkularistischen' Einflüsse ausgesetzt waren. Einer dennoch erkennbar geringeren Kirchenbindung sollten seit Beginn des 20. Jahrhunderts neben der Bindung in den verschiedenen Vereinen die Aktivitäten im Bereich der Männerseelsorge, insbesondere des „Männerapostolates“, entgegenwirken. Katholische Frauen sollten sich dagegen im kirchlichen Binnenraum vor allem im Sinne der religiösen Sozialisation und Erziehung der Kinder betätigen. Die Aktivität in einem Netz von spezifisch darauf zugeschnittenen Organisationen stützte diese Rollenzuweisung und die daran geknüpften Formen des Engagements ab.¹⁸

17 Kirchliches Handbuch (Anm. 13), Bd. 25, S. 504ff.; zur Expansion religionssoziologischer Methoden im Katholizismus und den im Zuge dieser Entwicklung erhobenen und diskutierten Problemkomplexen und Daten mit ausführlichen Belegen demnächst meine Habilitationsschrift „Vermessung eines Milieus. Die Soziologisierung der Religion im deutschen Katholizismus 1900-1965“.

18 Vgl. I. Götz von Olenhusen (Hrsg.), Wunderbare Erscheinungen. Frauen und katholische Frömmigkeit im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 1995, bes. den Beitrag von N. Busch/ C. Kösters, Katholische Verbände und moderne Gesellschaft. Organisationsgeschichte und Vereinskultur im Bistum Münster 1918-1945, Paderborn 1995, S. 145ff., 546 u. ö.; C. Rauh-Kühne, Katholikinnen zwischen Vereinnahmung und Resistenz, in: C. Wickert (Hrsg.), Frauen gegen die Diktatur – Widerstand und Verfolgung im nationalsozialistischen Deutschland, Berlin 1995, S. 34-51; D. Kaufmann, Vom Vaterland zum Mutterland. Frauen im katholischen Milieu der Weimarer Republik, in: K. Hausen (Hrsg.), Frauen suchen ihre Geschichte, München 1983, S. 250-275.

Die zwischen den Geschlechtern im Hinblick auf ihre Einbindung in das katholische Milieu bestehende Kluft scheint nach den vorliegenden Daten in den fünfziger Jahren eher noch größer geworden zu sein als zuvor. Bei Erhebungen in verschiedenen Mittel- und Großstädten lag die Differenz der Teilnahmequoten bei elf bis 14 Prozent, wobei diese Differenz durchgängig in allen Altersgruppen zu beobachten war. Aufgrund des höheren Anteils von Frauen an der Gesamtbevölkerung waren die Teilnehmer am Gottesdienst in den fünfziger Jahren in der Regel wohl zu mehr als zwei Dritteln, zum Teil sogar bis zu drei Vierteln weiblichen Geschlechts. Im Einklang damit ist an die bei pauschalen Urteilen über die Milieubindung der CDU-Wähler oft vergessene Tatsache zu erinnern, daß die Wahlerfolge der CDU in den fünfziger/sechziger Jahren ganz wesentlich dem Votum der Frauen zu verdanken waren, das durch deren sehr viel intensivere Einbindung in das vorpolitische Beziehungsgeflecht des kirchennahen Milieus bestimmt wurde.¹⁹

Bei der zeitgenössischen Bewertung der geschlechtsspezifischen Kirchenbindung in der Bundesrepublik ist zumeist mit der These einer tiefgreifenden „Feminisierung“ des aktiven Kirchenvolkes operiert worden, ohne daß die historische Dimension dieses Prozesses diskutiert worden wäre. Strittig war und ist allerdings, ob es sich überhaupt um die Folge einer genuin geschlechtsspezifischen Differenzierung in der religiösen Sozialisation handelte oder vielmehr um die Konsequenz der unterschiedlichen Einbindung von Männern und Frauen in die moderne industrielle Arbeitswelt. So hat etwa Thomas Luckmann im Zuge einer scharfen, in vielerlei Hinsicht zutreffenden methodischen Kritik an der Kirchensoziologie der fünfziger Jahre darauf hingewiesen, daß berufstätige Frauen zuweilen dem Niveau der Kirchlichkeit von Männern sehr viel näher ständen als dem der Hausfrauen – ein Befund, der allerdings in vielen anderen Studien nicht bestätigt worden ist.²⁰

Dies verweist auf empirische Forschungsdefizite, deren Behebung von fundamentaler Bedeutung für die Analyse des katholischen Milieus in der frühen Bundesrepublik wäre. Gesichert scheint momentan nur die Feststellung, daß die stärkere Milieubindung der Frauen eine der wesentlichen Bedingungen für die Stabilität der Reste von katholischen Milieus in den fünfziger Jahren war. Die dominant weibliche Strukturierung der für die Reproduktion von Frömmigkeitsformen in den katholischen Milieus nötigen Netzwerke war ein traditionalistischer Überhang, der angesichts der rapide

19 Vgl. z.B. N. Greinacher, Auf dem Weg zur Gemeindekirche, in: ders./H.-T. Risse (Hrsg.), Bilanz des deutschen Katholizismus, Mainz 1966, S. 35; Die differenzierte Kirchenbesucherzählung, o. O. u. J. [Essen 1959], S. 3 (Handreichung Nr. 1 des Pastoralsoziologischen Instituts in Essen). Für die Wahlen: G. A. Ritter/M. Niehuss, Wahlen in Deutschland 1946–1991, München 1991, S. 216, 226.

20 T. Luckmann, Die unsichtbare Religion, Frankfurt a. M. 1991, S. 64f. Vgl. dazu demnächst die Belege in der in Anm. 17 genannten Arbeit.

voranschreitenden Entkirchlichung der Männer allerdings besonders grell hervortrat. Allerdings ging – bei den Jugendlichen beginnend – nach 1945 die Kraft zur Reproduktion der Milieubindungen auch bei den Frauen sukzessive zurück, wie die tiefe Krise der Verbände für die weibliche katholische Jugend eindringlich demonstriert.²¹

Seit seiner Formierungsphase im Reichsgründungs Jahrzehnt gehört es zu den Charakteristika der katholischen Subgesellschaft, daß sie anders als etwa das sozialistische Milieu in hohem Maße durch die Heterogenität der in ihr vertretenen sozialen Gruppen und wirtschaftlichen Interessen geprägt war. Die daraus resultierenden Konflikte auf der Ebene der Zentrumsparterie als der politischen Vertretung der deutschen Katholiken hat Wilfried Loth für das wilhelminische Kaiserreich scharf herausgearbeitet. Die dabei gewonnenen Ergebnisse haben ihn zu der These geführt, das katholische Milieu generell nicht mehr als eine in einem Kollektivsingulär beschreibbare Einheit, sondern als eine Koalition heterogener Teilmilieus und durch diese konstituierter sozialer Bewegungen – ländlicher Populisten, bürgerlicher Kreise und der Arbeiter – mit jeweils unterschiedlichen regionalen Schwerpunkten zu begreifen. Die Thesen von Loth sind verschiedentlich scharfer Kritik unterzogen worden. Dabei wurde insbesondere moniert, daß der Erkenntnisgewinn über die innere Konflikthaftigkeit und soziale Schichtung mit einer „Schwächung der religionssoziologischen Problemstellung“ erkauft worden sei, welche noch immer die besondere Stärke des Milieubegriffs für die Erforschung des Katholizismus ausmache.²² Dies war ein Hinweis auf die Kraft der religiösen Vergemeinschaftung und der durch spezifische Frömmigkeitsformen geprägten Lebensweise der Katholiken, welche die zentrifugalen Tendenzen der sozioökonomischen und politischen Interessen im Katholizismus konterkarierten und damit tendenziell für eine Verklammerung ‘des’ katholischen Milieus sorgten.

Die vorliegenden religionssoziologischen Befunde aus den fünfziger Jahren lassen es allerdings ratsam erscheinen, die von Loth vertretene These der Milieukoalition wiederaufzunehmen bzw. neu zu diskutieren. Dafür spricht gerade der Befund einer tiefgreifenden inneren Differenzierung der verschiedenen sozialen Gruppen der Katholiken im Hinblick auf ihre Befolgung der Mindeststandards der Kirchlichkeit und damit ihrer Verpflichtung

21 M. E. Ruff, *Katholische Jugendarbeit und junge Frauen in Nordrhein-Westfalen 1945–1962. Ein Beitrag zur Diskussion über die Auflösung des katholischen Milieus*, in: *AfS* 38 (1998), S. 263–284, mit der m.E. verfehlten These, dies laufe auf eine „Entfeminisierung“ des katholischen Glaubens hinaus (S. 265).

22 Vgl. als Reaktion auf die Kritik: W. Loth, *Soziale Bewegungen im Katholizismus des Kaiserreichs*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 17 (1991), S. 279–310; J. Mooser, *Volk, Arbeiter und Bürger in der katholischen Öffentlichkeit des Kaiserreichs. Zur Sozial- und Funktionsgeschichte der deutschen Katholikentage 1871–1913*, in: H.-J. Puhle (Hrsg.), *Bürger in der Gesellschaft der Neuzeit. Wirtschaft – Politik – Kultur*, Göttingen 1991, S. 260. Zur Diskussion vgl. AKKZG, *Katholiken* (Anm. 9), S. 592–594.

auf zentrale Normen des katholischen Milieus. Wenig überraschend ist in diesem Zusammenhang das starke Gefälle der aktiven Partizipation des Kirchenvolkes zwischen Stadt und Land, das sich in einer Sonderauswertung der kirchlichen Statistik 1954 nach Gemeindegrößenklassen zeigt. Demnach besuchten in den Gemeinden bis 2000 Einwohner 63,7 Prozent, in Großstädten mit mehr als 100.000 Einwohnern aber nur 33,9 Prozent der Katholiken die Sonntagsmesse.²³ Agrarisch-ländlich geprägte Regionen etwa in Westfalen, Altbayern oder Baden wiesen wohl auch zu Beginn der 1960er Jahre noch weitgehend geschlossene katholische Milieus mit hohem Verpflichtungscharakter auf.

Dem steht eine erhebliche Abschiebung der Berufsgruppen unter den großstädtischen Katholiken gegenüber, die sich hinter dem Befund einer schwindenden Kirchlichkeit in den industriellen Zentren verbirgt. Selbständige, Beamte und auch Angestellte nahmen demnach überdurchschnittlich häufig an der Sonntagsmesse teil. In ihrer absoluten Höhe war die Teilnahmequote allerdings von lokalen Strukturdaten und Einflüssen abhängig und differierte deshalb erheblich. Demgegenüber lag die Quote der praktizierenden gewerblichen Arbeiter nahezu durchweg unter 20 Prozent und erreichte damit zumeist nur ein Drittel bis maximal die Hälfte des Wertes der verschiedenen Berufsgruppen aus den Mittelschichten. Besonders bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang das Beispiel der Bergarbeiter, einer Berufsgruppe, die sich traditionell durch eine besonders intensive Frömmigkeit ausgezeichnet hatte und noch in den späten zwanziger Jahren immerhin rund zur Hälfte regelmäßig die Sonntagsmesse besuchte. In Essen, einer traditionellen Hochburg der christlich-sozialen Arbeiterbewegung, besuchten 1958 dagegen von 100 Bergleuten nur noch fünf den sonntäglichen Gottesdienst.²⁴

Auch hier ist korrespondierend auf die Ergebnisse der Wahlforschung hinzuweisen, nach der bei der Bundestagswahl 1953 bereits ein Drittel der katholischen Arbeiter SPD wählte. Signifikant ist vor allen Dingen, daß im Unterschied zu Angestellten, Landwirten oder anderen Selbständigen auch die regelmäßigen Kirchgänger unter den katholischen Arbeitern zu beinahe einem Viertel für die SPD stimmten. Katholische Arbeiter, die unregelmäßig bzw. nie zur Kirche gingen, taten dies bereits 1953 beinahe bzw. zu mehr als der Hälfte. Die wahlhistorische These, nach welcher der Faktor Konfession bis heute der wichtigste Bestimmungsgrund des Wahlverhaltens ist, darf nicht dahin mißverstanden werden, als ob dies per se ein Indiz für die langfristige Existenz von Milieubindungen in der Bundesrepublik wäre. Insbe-

23 Gabriel, Katholiken (Anm. 5), S. 422.

24 Vgl. die Schätzung eines Pfarrers in Oberhausen: [?] Huth, Bergmannsseele und Bergmannsseelsorge, in: Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge 5 (1928), S. 372-376, hier S. 375. Auf die Differenz zu den durch Umfragen ermittelten Daten kann hier nicht eingegangen werden. Vgl. dazu und diesem Thema insgesamt demnächst meine in Anm. 17 genannte Arbeit.

sondere unter Berücksichtigung der kirchlichen Bindungen ergibt sich vielmehr als Befund, daß die Fragmentierung innerhalb der Konfessionen 1953 größer war als die Differenz zwischen den Konfessionen.²⁵

Die differenzierten Erhebungsmethoden der empirischen Religionssoziologie setzten sich erst seit Mitte der fünfziger Jahre im deutschen Katholizismus durch. Dementsprechend schwer fällt eine Antwort auf die Frage, seit wann die soziale Fragmentierung der speziell in einem frömmigkeitsgeschichtlichen Sinne milieugebundenen Katholiken ein derartiges Ausmaß erreicht hat. Immerhin gibt es eine Reihe von vereinzelt Hinweisen darauf, daß die Selbstentpflichtung der großstädtischen Industriearbeiter von ihren kirchlichen Bindungen bereits seit 1945, wenn nicht sogar noch früher an Dynamik gewann. Auf dem Katholikentag in Mainz 1948 machte ein Laie aus Gelsenkirchen auf die innere Zerrissenheit der Arbeiter aufmerksam, die gleichermaßen für kommunistische Enteignungsforderungen und für die Konfessionsschule stimmen würden, während die Teilnahmequote am Sonntagsgottesdienst in den industriellen Großstädten bereits auf rund zehn Prozent gesunken sei. Der „Vertrauenskrise zwischen Arbeiterschaft und Kirche“ war hier eine eigene Arbeitsgemeinschaft gewidmet, die ihren Gegenstand allerdings in eine philosophisch-theologische Frage transformierte. Aber auch die Zentrumspolitikerin Helene Wessel konstatierte 1949, daß sich die Arbeiterschaft auf breiter Front von der Kirche abwenden würde.²⁶

Auch auf politischer Ebene war die soziale Fragmentierung der katholischen Milieus nach 1945 frühzeitig erkennbar. Die CDU knüpfte in vielen Regionen nahtlos an die Zentrumstraditionen der Weimarer Zeit an und blieb in der Struktur ihrer Mitglieder und kommunalen Eliten in erkennbarer Weise eine katholische Milieupartei. Allerdings erwuchs ihr bei der politischen Repräsentation der Katholiken mit der Wiedergründung des Zentrums 1945 eine Konkurrenz, die vor allem in den katholischen Hochburgen Westfalens und Niedersachsens beachtliche Erfolge erringen konnte. Im gut untersuchten Beispiel Münster präsentierte sich das Zentrum eindeutig als Partei der katholischen Arbeiter und zugewanderter Katholiken, während die CDU das Milieu der katholischen Mittelschichten vertrat. Diese parteipolitische Spaltung des katholischen Milieus knüpfte an Weimarer Verhältnisse an, als in Münster 1929 bei der Kommunalwahl zwei nach sozialen Interessen getrennte Zentrumslisten angetreten waren. Die starke Zersplitterung der Kräfte im christlich-sozialen Lager und die (an die späten Weimarer Jahre anknüpfende) hoffnungslose Überalterung der Arbeitervereine (KAB) als der wichtigsten verbliebenen Arbeiterorganisation im katholischen Milieu

25 Daten für die Bundestagswahl 1949 liegen nicht vor. Vgl. K. Schmitt, *Konfession* (Anm. 16), v.a. S. 120-125, 314ff., 329.

26 Vgl. Christ in der Not (Anm. 2), S. 50, 60ff.; E. Friese, Helene Wessel (1898-1969), Essen 1993, S. 85; für Bochum A. Liedhegener, *katholisches Milieu* (Anm. 8), S. 588.

ratifizierte dann allgemein das bereits 1945 angelegte Ausscheren der Arbeiter aus der Milieukoalition des Katholizismus.²⁷

Das Konzept der sozial-moralischen Milieus kann im Hinblick auf den Katholizismus auch für lokal- und regionalhistorische Untersuchungen der Jahre nach 1945 als analytisches Instrument verwendet werden. Es ist allerdings ungeachtet offener Forschungsfragen wohl nicht ratsam, die Erklärungskraft dieses Konzeptes für die Nachkriegszeit ebenso wie die Geschlossenheit der katholischen Milieus zu überschätzen. Unter Akzentuierung der religionssoziologischen und wahlhistorischen Befunde sind dabei drei Gesichtspunkte hervorzuheben. Erstens handelt es sich bei den Entwicklungen der Jahre nach 1945 nicht um eine „Restauration“ und noch weniger um eine „Renaissance“ des katholischen Milieus. Denn zentrale Indikatoren der Milieubindung weisen bereits seit 1949 kontinuierlich nach unten, und das quantitative Niveau der Vorkriegsjahre wurde bei weitem nicht mehr erreicht.²⁸ Dies wird zweitens durch die tiefe soziale Differenzierung und Fragmentierung der Milieubindungen erhärtet. Die Industriearbeiter in mittleren und größeren Städten stellten bereits in der Weimarer Republik „den problematischsten“ und am schwersten zu integrierenden Teil des katholischen Milieus, ohne daß sie zu diesem Zeitpunkt unbedingt ein signifikant niedrigeres Niveau der Kirchlichkeit aufwiesen als andere katholische Sozialgruppen.²⁹ Dennoch war die Mehrheit von ihnen wohl bereits 1945 aus der Milieukoalition des Katholizismus ausgeschert. Dies muß keineswegs ein spektakulärer Prozeß gewesen sein, der etwa aus dem politisch aufgeladenen Gegensatz von „Arbeiterschaft und verbürgerlichter Kirche“ zu erklären wäre.³⁰ Vielmehr handelte es sich wohl eher um den Schlußpunkt einer längerfristigen, in den Jahren 1933–1945 noch einmal forcierten Entwicklung, die in ihren Konturen künftig genauer zu untersuchen sein

27 Vgl. M. Köster, *Katholizismus* (Anm. 8), S. 80 mit dem Hinweis, daß 1950 von 17 Arbeitsekretären der KAB in Münster zwölf der SPD angehörten; vgl. allgemein: U. Schmidt, *Zentrumspartei oder Union – Zur Archäologie eines Parteienkonflikts nach 1945*, in: M. Frese/M. Prinz (Hrsg.), *Politische Zäsuren* (Anm. 8), S. 649–665; D. Buchhaas/H. Kühr, *Von der Volkskirche zur Volkspartei. Ein analytisches Stenogramm zum Wandel der CDU im rheinischen Ruhrgebiet*, in: H. Kühr (Hrsg.), *Vom Milieu zur Volkspartei. Funktionen und Wandlungen der Parteien im kommunalen und regionalen Bereich*, Königstein/Ts. 1979, S. 135–232; H. Kühr, *Lokalpartei und Kirche. Zur Geschichte und gegenwärtigen Bedeutung ihres Verhältnisses in einer industrialisierten Region*, in: H. Kühr/K. Simon (Hrsg.), *Lokalpartei und vorpolitischer Raum*, Melle 1982, S. 9–218; W. Schroeder, *Katholizismus und Einheitsgewerkschaft. Der Streit um den DGB und der Niedergang des Sozialkatholizismus in der BRD bis 1960*, Bonn 1992, S. 269–334.

28 Die beiden Begriffe und die unzutreffende These, wesentliche Dimensionen wiesen zumindest bis 1957 einen steigenden Trend auf, bei Gabriel, *Katholiken* (Anm. 5), S. 418, 423, 426.

29 Vgl. z.B. S. Weichlein, *Sozialmilieus und Politische Kultur in der Weimarer Republik. Lebenswelt, Vereinskultur, Politik in Hessen*, Göttingen 1996, S. 142.

30 So die m. E. zutreffende These von H. Maier, *Die Kirchen*, in: R. Löwenthal/H.-P. Schwarz (Hrsg.), *Die zweite Republik. 25 Jahre Bundesrepublik*, Stuttgart 1974, S. 507.

wird. In der Kumulation führte sie zur stillschweigenden Entfernung von einer Religionsform, deren Normen und Maximen für Arbeiter schließlich kaum noch sozial und lebensweltlich verbindliche Bezüge aufwiesen. Allerdings ist der deutsche Katholizismus im Gefolge dieses Prozesses, gleichzeitig mit dem Verblassen des ständischen Bedeutungsgehaltes dieses Begriffs, 'bürgerlicher' geworden als je zuvor.

Als Konsequenz scheint schließlich drittens die bereits für frühere Zeiträume ausgesprochen problematische Rede von 'dem' katholischen Milieu in Deutschland für die Zeit nach 1945 nicht mehr sinnvoll. Vielmehr sind nur noch regional und sozial stark fragmentierte Teilmilieus anzutreffen, die vor allem durch katholische Frauen, Bauern und Angehörige der Mittelschichten repräsentiert wurden. Die von Amery behauptete Dominanz eines bäuerlich-kleinbürgerlichen Milieus im deutschen Katholizismus läßt sich deshalb als eine in mancherlei Hinsicht zutreffende Zeitdiagnose begreifen. Die komplexen und parallelen Prozesse der Tradierung und der radikalen Entwertung und Verdrängung der eigenen theologischen, sozialen und politischen Traditionen, die den Katholizismus nach 1945 prägten, lassen sich aber ebensowenig wie die intensive Suche nach neuen Kommunikationsmedien und -strukturen im Rahmen des Milieubegriffs beschreiben. In diesem Sinne ist nicht nur vor einer Überbetonung der Homogenität der katholischen Milieus nach 1945 zu warnen, sondern auch davor, die Frage nach Formen und Kontinuitäten des Milieus in das Zentrum der historischen Analyse des Katholizismus in der Bundesrepublik zu stellen.

Stefan Troebst

Nordosteuropa als historischer Konflikt- und Kooperationsraum

Den Historiker interessieren Johann Gustav Droysen zufolge „nicht die Vergangenheiten, denn diese sind vergangen, sondern das von ihnen in dem Jetzt und Hier noch Unvergangene.“ Für historische Großregionen gilt dies in ganz besonderem Maße auch und gerade dann, wenn deren Binnenstruktur und Außengrenzen durch das Tagesgeschehen verdeckt werden. Die Landkarte Europas ähnelt daher zu großen Teilen einem Palimpsest, einer mittelalterlichen Pergamenthandschrift, deren ursprünglicher Text beseitigt und durch einen anderen ersetzt worden ist. Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist es, die unter der Oberfläche des Heute liegenden Schichten des Gestern wieder sichtbar zu machen. In einigen Glücksfällen kommt den historischen Fachdisziplinen dabei die Wirklichkeit selbst zu Hilfe. Das Epochenjahr 1989 etwa hat vor allem an den Rändern Europas historische Großregionen wieder zutage treten lassen, deren Konturen und Spezifika im Zeitalter der Großen Mächte und der Blockbildung bis zur Unkenntlichkeit überlagert waren – Ostmitteleuropa, der ostslavisch geprägte Raum mit seinem rußländischen Kern, weiter der Donau-Balkan-Raum im Südosten und eben Nordosteuropa als historisch gewachsene, in erhöhter Interaktion befindliche Zonen von Kooperation, aber auch von Konflikt.

Allerdings ist es in aller Regel eine mühsame und zeitraubende Arbeit, die der Historiker vom Herauspräparieren einzelner Buchstaben des Palimpsests bis zur Wiederherstellung des gesamten Textes zu leisten hat. Fernand Braudel ist in seinem grandiosen Buch *La Méditerranée et le monde méditerranéen* von 1949 mit nachgerade teutonischer Gründlichkeit vorgegangen. Seine Beschreibung der historischen Großregion Mittelmeerraum ist ihm so dicht und umfangreich geraten, daß er sich fast völlig auf den Beginn der Frühen Neuzeit beschränken mußte. Ganz anders, nämlich mit mediterraner Leichtigkeit ans Werk gegangen ist 1995 der Brite Neil Ascherson in seinem brillianten Essay *Black Sea*. Die geschichts- und kulturwissenschaftlich fundierte Wiedererschaffung dieser Großregion gelang ihm nicht zuletzt des Verzichts auf einen enzyklopädischen Anspruch wegen.

Methodisch zwischen Braudel und Ascherson steht der Berliner Osteuropahistoriker Klaus Zernack mit seiner erstmals 1974 vorgestellten retrospektiven Prognose eines historischen Nordosteuropa als Berührungsfeld

fennoskandischer, nordwesteuropäischer, mitteleuropäischer und osteuropäischer Geschichte. Damit knüpft Zernack an Überlegungen des Revaler Ostsee-Historikers Paul Johansen an, der – noch ohne Verwendung des Nordosteuropa-Begriffs – seine Forschungen zu den spätmittelalterlichen Verbindungen der Hanse zum altrussischen Novgorod in denselben historisch-großregionalen Kontext gestellt hatte. Nordwestrußland und die westlichen Ostseeanrainer fungieren dabei als Eckpfeiler, das „Baltische Meer“ als Kontaktzone und damit als eigentlicher Integrationsfaktor.

Die Gültigkeit des historischen Regionalbegriffes Nordosteuropa, den Zernack im wesentlichen synonym zu dem Terminus Ostseeraum verwendet, hat er seinerzeit chronologisch stark eingeschränkt, nämlich auf „den Zeitraum von den Wikingerzügen bis zu der Entscheidung von 1809, die die endgültige Auflösung des schwedischen Ostseeimperiums durch die Abtrennung zugunsten Rußlands bewirkte“. Nordosteuropa als geschichtliche Einheit wurde von ihm also ausdrücklich als „ein Phänomen des vor-modernen Europa“ bezeichnet, das sich mit dem Ende des Ancien régime gleichsam auflöste. Schon 1983 jedoch verlängerte dieser Autor seinen Nordosteuropa-Begriff in die Zwischenkriegszeit hinein, in der „noch einmal für kurze Zeit der große nordosteuropäische Geschichts- und Kulturzusammenhang auflebt[e].“ Und 1993, im Vorwort zu einem explizit mit *Nordosteuropa* betitelten Aufsatzband, sprach Zernack für die Zeit nach 1989 von der „Wiederkehr der europäischen Region Nordosteuropa in [die] politische Realität.“ Die 1992 erfolgte Gründung des *Council of the Baltic Sea States* (Ostseerat) als hyperboreischer Regional-KSZE hat ihn hierin bestätigt, desgleichen das, was auf finnische Initiative seit 1997 unter dem Rubrum „Nördliche Dimension der Europäischen Union“ ventiliert wird.

Es ist nun bezeichnend, daß seit 1989 ganz ähnliche Perspektiven in anderen Teilen Europas einschließlich Nordosteuropas selbst angelegt wurden, auch wenn hier terminologisch am Ostseebezug festgehalten wurde. So hat 1994 der führende finnische Neuzeithistoriker Matti Klinge einen Syntheseversuch unter dem Titel *Itämeren maailma* („Die Ostseewelt“) veröffentlicht und darin betont, „wenn wir von Rußland sprechen, müssen wir uns daran erinnern, daß Rußland in seinem nordwestlichen Teil immer ein Ostseevolk und eine Ostseevormacht gewesen ist.“ Darauf deutet auch das Umschlagbild seines Buches hin, das eine unschwer zu entschlüsselnde Botschaft enthält: Die beiden Pfeiler von Klinges Ostseewelt sind die Hansestadt Lübeck und Peters des Großen „Fenster zum Westen“ St. Petersburg, dazwischen kreuzt das kaiserlich-deutsche Kriegsschiff „Straßburg“. Und 1995 legte der britische Finnlandfachmann David Kirby den zweiten Teil einer Überblicksdarstellung mit dem nachgerade Braudelschen Titel *The Baltic World 1772–1993* vor.

Allen drei Autoren – Zernack, Klinge und Kirby – ist gemeinsam, daß sie die Ostsee als *die* historische Klammer der hier Nordosteuropa genannten Großregion begreifen und folglich nicht nur Norddeutschland und das fennoskandische Nordeuropa, sondern gerade auch die östlichen Teile Ostmitteleuropas sowie eben Nordwestrußland miteinbeziehen. Dabei summieren sie nicht lediglich die Nationalgeschichten der diversen Anrainernationen, sondern legen – mit unterschiedlicher Akzentsetzung – ein strukturbezogenes Regionenverständnis an den Tag. Die Einheit Nordosteuropas als europäische Geschichtsregion sehen sie in einer spezifischen Gemeinsamkeit von Strukturen, die in verschiedenen Epochenzusammenhängen ausgeprägt worden sind und sich zu einer geschichtsräumlichen Identität verdichtet haben.

Der randständige Beobachter Kirby, vor allem aber die beiden Nordosteuropahistoriker Klinge und Zernack, begeben sich mit ihrer Einbeziehung Rußlands als integralem Bestandteil Nordosteuropas – und nicht etwa als dessen historisch-politisch-kultureller Gegenpart – in krassen Gegensatz zur gegenwärtigen Sichtweise der Öffentlichkeiten Skandinaviens, Polens und der baltischen Staaten. Hier wird in Anlehnung an die Vorstellung vom *clash of civilizations* noch immer bzw. jetzt erst recht ein tiefer Trennungsgraben zum orthodox-russisch-ostslawischen Raum gezogen. *Östersjöområdet, strefa Bałtycka, Itämeren alue, Läänemeri* oder *Baltijas Jura* meint in dieser unhistorisch-gegenwartsfixierten Sicht eben nicht Nordosteuropa, sondern eine wesentlich engere, westkirchlich geprägte, backstein-gotisch-maritime Kultur- und Geschichtsregion.

Wie stark die Widerstände vor allem seitens der Politik gegen die Überwindung dieser Sichtweise selbst in einem klassischen Brückenland wie Finnland sind, hat gerade der genannte Matti Klinge erfahren müssen: Sein Appell aus dem Jahr 1996, Helsinki solle, statt nordische Nabelschau zu betreiben nach Moskau, Tallinn und Brüssel blicken, hat einen Sturm der Entrüstung ausgelöst. Von Regierungsseite wurde er förmlich gerügt, gar seine wissenschaftliche Qualifikation angezweifelt. Die Nordosteuropa-Thematik ist also emotional stark besetzt und folglich mitunter karrierehemmend.

Epochen der Geschichte Nordosteuropas

Geschichtswissenschaftliches Definieren historischer Großregionen bedeutet, deren Strukturen in der Abfolge ihrer Ausprägung zu beschreiben. Bezüglich Nordosteuropas ist dies bisher vor allem mittels Anlegen einer staatsystemgeschichtlichen und mächtropolitischen Perspektive, partiell auch aus dem Blickwinkel der Wirtschaftsgeschichtsschreibung geschehen. Erst ansatzweise hingegen sind die für Nordosteuropa strukturbildenden Prozesse in ihrer Epochenabfolge mit dem Instrumentarium sozialgeschichtlicher Forschung untersucht worden, also Kategorien wie Adel,

Bürgertum und Bauern oder Entwicklungen wie Absolutismus, Aufklärung und Liberalismus regionenvergleichend übertragen worden. Und gänzlich vernachlässigt ist die Untersuchung gemeinsamer alltagsgeschichtlicher Phänomene, Mentalitätsmerkmale und regionaltypischer Realien wie Ernährungsgewohnheiten, Genußmittelpreferenzen oder soziale Kommunikationsformen. Hier zeichnet sich ein noch weitgehend unausgefülltes Forschungsprogramm ab.

Als wichtigste regional integrierend wirkende Epochensignaturen Nordosteuropas vom Mittelalter bis zur Gegenwart können mindestens sieben ausgemacht werden:

1. In den drei Jahrhunderten von 700 bis 1000 errichteten die Wikinger in Dänemark, Mittelschweden und an der Volchov-Dnepr-Flußstraße großräumige Herrschaftsverbände. Zugleich fand mittels dieses „Weges von den Warägern zu den Griechen“ eine verkehrswirtschaftliche Einbeziehung Nordosteuropas in das werdende Europa statt.

2. Den Zeitraum vom 10. bis zum 13. Jahrhundert prägten die Europäisierungsschübe von Christianisierung, Handelsaktivitäten der Hanse und ersten „nationalen“ Staatsbildungen in Dänemark, Schweden und Kiev-Novgorod samt Kolonisation und Landesausbau.

3. Das Spätmittelalter (13. bis 15. Jahrhundert) war charakterisiert durch die Bildung der beiden großen Unionen von Krewo zwischen Polen und Litauen (1385) sowie von Kalmar zwischen Dänemark-Norwegen und Schweden-Finnland (1397). Parallel zu diesen Integrationsprozessen fand in der Osthälfte aber ein Desintegrationsprozeß statt: Die Rus' zerfiel mit dem Ergebnis der Selbständigkeit Novgorods und der Unterwerfung Moskaus unter die Goldene Horde. Zugleich war in der gesamten Region eine deutliche Zunahme des deutschen Einflusses zu verzeichnen – sei es in Form kolonialer Gründungen, wie dem livländischen Ordensstaat, sei es in Gestalt der Übernahme deutscher Rechtsmuster oder deutscher Einwanderung im Zuge der Hanse-Aktivitäten. Diese juristischen, demographischen und kulturellen Entwicklungen betrafen vor allem die Städte, hier Lübeck und Stockholm, Visby und Wyborg, Stralsund und Riga, Rostock und Reval. Die bis heute gleichsam mit bloßem Auge erkennbare nordosteuropäische Städtelandschaft entstand.

4. Die zu Beginn der Frühen Neuzeit einsetzende Reformation sparte in Nordosteuropa nur das römisch-katholische Polen-Litauen, das partiell orthodox geprägte Ingermanland sowie Karelien und Nordwestrußland aus. Seitdem ist der Ostseeraum, vom äußersten Ende des Finnischen Meerbusens abgesehen, einheitlich protestantisch geprägt. Die Dominanz des Luthertums war dabei so stark, daß selbst die 1703 auf den Ruinen des schwedischen Handelsortes Nyen errichtete Hauptstadtneugründung St. Petersburg aufgrund des Zuzuges aus anderen Ostseestädten auf lange Zeit hinaus eine protestantische Stadt im orthodoxen Zarenreich blieb. Parallel

zur Reformation siegte der frühneuzeitliche, ständisch-libertäre bzw. adelsdemokratische Staat endgültig über die mittelalterliche Korporation. Ins 16. Jahrhundert fiel darüber hinaus der Beginn eines Zeitalters der nordischen Kriege. Die Livland-Frage, also der Zerfall des deutschen Ordensstaates im Baltikum, resultiert in einer sämtliche Anrainer involvierenden „Baltic Question“, im Zuge derer Schweden-Finnland im 17. Jahrhundert zur Regionalvormacht aufstieg. Mit dem den großen Nordischen Krieg beendenden Frieden von Nystad 1721 erfolgte die Ablösung durch das petrinische Rußland, dessen Nordosteuropazentrierung in der *translatio imperii* von Moskau weg in die Stadt Peters im Neva-Delta besonders deutlich wurde. Zugleich wurden die vormodernen libertär-rechtsstaatlichen Strukturen Schweden-Finnlands, Polen-Litauens und des Heiligen Römischen Reiches im Zeichen des Absolutismus zerstört. In Schweden und Brandenburg-Preußen entstanden in der Folge die ersten modernen Militärstaaten der Region.

5. Dem 18. Jahrhundert mit seiner *Balance of Power* folgte nach den Teilungen Polens und der Aufspaltung Schweden-Finnlands die „Ruhe des Nordens“. Diese russisch-imperiale Überformung großer Teile Nordosteuropas führte zu einer befristeten politischen Auflösung der Geschichtsregion. Von nun an besaß Rußland das Monopol, so Leopold von Ranke, „in dem Norden Gesetze zu geben“. Unter dem zaristischen Deckel begann es indes bald zu gären, nationale Bewegungen von Nichtrussen im Westen des Zarenreiches formierten sich.

6. Daß ebenso wie in Ostmittel- und Südosteuropa auch in Nordosteuropa die Staaten die Nationen zerreißen und daher die Nationen versuchen, die Staaten zu zerreißen, wie Karl Renner formuliert hat, belegen die Staatsbildungen von Norwegern, Finnen, Esten, Letten, Litauern und Polen im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. In der Konsequenz nationalsozialistischer Expansionspolitik und übersteigerten Sicherheitsbedürfnisses der neuen Sowjetunion ist die Kleinstaatenwelt der Zwischenkriegszeit von Danzig bis Tallinn wieder verschwunden – zunächst durch die Aufteilung der Interessensphären zwischen Hitler und Stalin 1939 und den deutschen Angriffs- und Vernichtungskrieg im Osten, dann durch die Nachkriegsabgrenzung der neuen Blöcke von NATO und Warschauer Pakt. Dennoch schimmerte Nordosteuropa auch durch den Ost-West-Konflikt hindurch. Der im Vergleich zu Mitteleuropa deutlich geringere Spannungsgrad an der arktischen Blockgrenze sowie die spezifischen Abstufungen von Neutralität im Falle Schwedens und Finnlands belegen dies.

7. Das Ende globaler wie europäischer Bipolarität im Epochenjahr 1989 führte zur Auflösung der UdSSR, zur Wiedervereinigung Deutschlands und nicht zuletzt zur Wiederherstellung der nordosteuropäischen Nationalstaaten Estland, Lettland und Litauen. Der Ostseezugang Rußlands bzw. jetzt der Rußländischen Föderation schrumpfte wieder auf den Stand des

Beginns des großen Nordischen Krieges – mit der gewichtigen Ausnahme des nördlichen Ostpreußens, das als Kaliningrader Gebiet Vorposten Moskaus bleibt. Aber auch im Kerngebiet des neuen Rußlands lassen sich die Konturen Nordosteuropas deutlich erkennen, ist doch der „novgorodische“ Nordwesten mit dem in St. Petersburg zurückbenannten Leningrad eine wichtige Wählerbasis der Reformkräfte. Und Öffentlichkeit und Regierungen Finnlands, Schwedens und Dänemarks „entdecken“ ihre sicherheitspolitische Mitverantwortung für die baltischen Staaten.

Die arktische Komponente Nordosteuropas

Zusätzlich zu dieser wesentlich auf Zernack zurückgehenden Epochengliederung einer politischen Geschichte Nordosteuropas unter Einbeziehung der Wirtschafts- und Kulturgeschichte lassen sich etliche weitere Klammern um diese historische Großregion identifizieren. Die arktische Komponente erscheint dabei als vollwertiges septentrionales Gegenstück zum Integrationsfaktor Ostsee, haben doch nördlich des Polarkreises die russisch-fennoskandischen Beziehungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart Formen angenommen, die vom Herausgeber eines einschlägigen schwedischen Sammelbandes treffend als „Kulturen ohne Grenzen und über Grenzen hinweg“ bezeichnet worden sind. Gemeint ist damit die für neuzeitlich-europäische Verhältnisse ungewöhnliche Tatsache, daß der mit der Begriffsneuprägung „Nordkäppchen“ (*Nordkalotte*, *Severnyj kalot*) belegte Nordteil Norwegens, Schwedens und Finnlands einschließlich der russischen Kola-Halbinsel fünf Jahrhunderte lang ein dänisch/norwegisch-schwedisch/finnisch-novgorodisch/moskauseisches Steuerkondominium gewesen ist. Im Vertrag von Nöteborg von 1323 legten Schweden und Novgorod eine regelrechte Grenzlinie nur im südlichen Karelien fest. Die Finnmark und die Lappmarken hingegen blieben den jüngsten Erkenntnissen eines finnisch-dänischen Forscherteams zufolge „a vast common in which the Lapps were taxed by Norwegians, Swedes and Russians alike“. Erst 1751 bzw. im schwedisch-russischen Fall gar 1826 wurden in der Region Staatsgrenzen festgelegt und im Terrain markiert. Die Gründe für dieses so späte Vordringen des neuzeitlichen Flächenstaates über den Polarkreis hinaus lagen dabei nicht nur in der geringen Bevölkerungsdichte, bedingt durch extreme klimatische Verhältnisse und entsprechend karge Landesnatur, sondern auch in der Transhumanz der samischen Urbevölkerung.

Elemente transnationaler Kooperation im arktischen Europa haben sich bis heute erhalten. Die wirtschaftliche Nutzung der norwegischen Svalbard-Inselgruppe (Spitzbergen) durch Rußland funktioniert seit 1920 reibungsarm; die Rote Armee hat 1945 das von der Wehrmacht besetzte Nordnorwegen nicht nur entsetzt, sondern ist – mindestens genauso bedeutsam – anschließend wieder abgezogen; selbst im kältesten Kalten

Krieg hat sich das NATO-Land Norwegen an den Nöteborg-Vertrag von 1323 gehalten, indem es nordöstlich der damals vereinbarten Linie weder feste NATO-Einrichtungen noch die Stationierung von NATO-Truppen zuließ; und ein bereits unter Gorbatschow zustande gekommener Anschluß des Murmansk-Gebietes an die im Rahmen des Nordischen Rates vorstatten gehende Nordkalotte-Zusammenarbeit zwischen Norwegen, Schweden und Finnland ist 1993 in eine klarer konturierte, nach Osten bis Novaja Zemlja reichende euro-arktische Barentssee-Kooperation hinübergewachsen.

Daß gerade das norwegisch-russische Verhältnis durchgängig intensiv war, liegt nicht zuletzt an der Wirtschafts- und Verkehrsgeographie. Entlang Norwegens – wörtlich: des Nordweges – bzw. seiner vom Golfstrom begünstigten Küstengewässer führte seit ihrer „Entdeckung“ 1553 die Nordroute zum russischen Markt, zum Weißmeerhafen Archangel'sk. Neben dem internationalen Ost-West-Handel entwickelte sich hier ein russisch-norwegischer Küstenhandel, der Nord- und Mittelnorwegen erreichte. Ebenso wie die Ostsee als Handels- und Schifffahrtsweg überregionale *und* regionale Bedeutung besaß, erfüllte also auch die Route um das Nordkap herum beide Funktionen. Zugleich zeigt dieser wirtschaftlich bis 1713 erstarrte, danach vor allem strategisch bedeutsame Seeweg nach Murmansk und Archangel'sk, daß die arktische Komponente Nordosteuropas gleich seiner Ostsee-Dimension nicht *nur* merkantile Facetten aufwies. Sowohl im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg war das militärische Überleben von Zarenreich und Sowjetunion eng mit dieser Nachschublinie verknüpft.

Die ethnische Komponente Nordosteuropas

Eine weitere Klammer um Nordosteuropa, die diese Großregion in Vergangenheit und Gegenwart charakterisiert, integriert und damit konstituiert, ist die ethnische Komponente. Zusätzlich zur samischen Urbevölkerung im Norden, die heute ein vom Lov-See südöstlich Murmansks bis fast nach Oslo reichendes Gebiet bewohnt, und der strukturbildenden Rolle, die die Deutschen als zwar zugewanderte, jedoch nahezu allgegenwärtige ethnische Großgruppe bis in die Zwischenkriegszeit hinein gespielt haben, seien zwei Erkenntnisse der neueren sozialwissenschaftlichen Forschung angeführt. 1988 legte das Zentrum für multiethnische Forschung der Universität Uppsala ein Nachschlagewerk mit dem Titel *Det mångkulturella Sverige. En handbok om etniska grupper och minoriteter* („Das mehrkulturelle Schweden. Ein Handbuch über ethnische Gruppen und Minoritäten“) vor. Unter den 83 namentlich aufgezählten Minderheiten, die damals mit etwa 800.000 Personen rund zehn Prozent der Wohnbevölkerung des Landes ausmachten, befanden sich allein 50 Gemeinschaften osteuropäischer Herkunft – neben Politemigranten, die Osteuropa auf der Flucht vor Stalin

oder Hitler verlassen hatten, handelte es sich mehrheitlich um Arbeitsimmigranten aus Südosteuropa, die seit den sechziger Jahren eingewandert sind. Was für die meisten Schweden indes neu war, war zum einen die Existenz von *schwedischen* Rückwanderern aus Osteuropa – den sogenannten Estlandschweden, Ukraineschweden und Petersburgschweden –, und zum anderen das Vorhandensein nichtschwedischer ethnischer Gruppen, die gleichfalls aus den vormals osteuropäischen Besitzungen des frühneuzeitlichen Ostseereiches Schweden-Finnland eingewandert waren. Neben größeren Gruppen von Esten und Letten handelte es sich dabei um kleinere wie Ingermanländer, Ingrier, Liven, Voten, Kaschuben und andere. Das Erbe schwedischer Großmachtzeit der Jahre 1561–1721, in der Vasas und Karoliner die Gegenküsten der Ostsee kontrollierten, trägt im heutigen Schweden also nicht nur historischen Charakter, sondern hat zugleich eine überaus lebendig-aktuelle Seite.

In dieselbe Richtung weisende Ergebnisse haben die Forschungen russisch-sowjetischer, finnlandschwedischer und deutscher Historiker bezüglich der ethnischen Struktur des historischen St. Petersburg wie des modernen Leningrad zutage gefördert. Dessen Einwohner waren bis ins 20. Jahrhundert hinein keineswegs mehrheitlich ostslawisch-orthodoxer Zugehörigkeit, sondern vielmehr deutsch und finnisch, also protestantisch, sowie polnisch-katholisch geprägt. Vor allem das Petersburger Luthertum hat dabei stark auf Nordwest- und Nordrußland sowie auf die zentrale Region um Moskau ausstrahlt. Ähnliche Beispiele ließen sich auch für andere Metropolen Nordosteuropas anführen – für Kopenhagen, Danzig, Riga, Murmansk, Berlin und andere.

Die Transitfunktion Nordosteuropas

Ein zusätzliches integrierendes Element, um welches das historische Nordosteuropa-Konzept zu erweitern wäre, ist die äußere Bedingtheit der genannten regionsbildenden Funktion, also zusätzlich zu den gemeinsamen internen Strukturfaktoren der Unterschied zur Außenwelt als Strukturmerkmal. Bereits erwähnt wurde, daß Nordosteuropa von zwei Haupthandelswegen, der Nordroute und der Ostseeroute, durchschnitten wird. Beiden Routen kam periodisch nicht nur regionale sowie europäische, sondern weltwirtschaftliche Bedeutung zu, fungierten sie doch den größten Teil der Frühen Neuzeit hindurch als Transitwege zwischen China, Mittelasien und dem Vorderen Orient auf der einen und den Handelsstaaten England und Niederlande auf der anderen Seite. Das Moskauer Zartum, Polen-Litauen, Schweden-Finnland und ganz besonders Dänemark-Norwegen mit seinen strategischen Positionen an Øresund und Nordkap profitierten von dieser welthandelspolitischen Drehscheibenfunktion der Region ebenso wie andere Staaten und Städte – Brandenburg-Preußen, Holstein-Gottorp, Lübeck, Kurland. Diese spezifische verkehrsgeographisch bedingte Stellung

und Funktion Nordosteuropas als überwiegend passiver Profiteur am frühneuzeitlichen Handel Nordwesteuropas ist daher – neben seiner Funktion als Produzent und Exporteur von im Westen stark nachgefragten Gütern wie Getreide, Waldwaren, Schiffbaumaterialien, Buntmetallen und anderen – ebenfalls ein Strukturmerkmal. Derzeit sind wir Zeuge dessen, wie diese frühere Transithandelsfunktion Nordosteuropas im Zuge der EU-Erweiterungen nach Norden und Osten sowie dem intensivierten rußländischen Westhandel erneut zutage tritt.

• Vom „Norden“ zum „Osten“

Trotz allem ist der Wissenschaftsneologismus „Nordosteuropa“ als Bezeichnung für eine historische Großregion Europas ein offenes, auf weiten Strecken noch „leeres“, überdies ein im Fluß befindliches Konzept. Ungeachtet seiner Vagheit bietet es der historischen Forschung, auch und gerade derjenigen der Region selbst, Gelegenheit, über den nationalgeschichtlichen Tellerrand hinauszublicken und stärker beziehungsgeschichtlich-komparatistisch vorzugehen. Und eine über die Region hinausgreifende Bedeutung enthält dieses Konzept dadurch, daß Nordosteuropa im Unterschied zu den drei anderen Teilregionen osteuropäischer Geschichte einen historisch-strukturellen Regionalzusammenhang darstellt, der den Nordwestteil Rußlands durchgängig und unmittelbar mit den außerhalb Osteuropas liegenden Teilen Nord-, Mittel- und Nordwesteuropas verbindet. Die neuerdings wieder häufiger aufgeworfene Frage, ob Rußland ein Teil Europas sei, die historisierend-unhistorische Proklamierung einer Osteuropa von Nord nach Süd durchschneidenden, mit der Naht zwischen Orthodoxie und Westkirche deckungsgleichen zivilisatorischen Sollbruchlinie sowie die hieran geknüpfte Vorhersage eines zweiten Ost-West-Konflikts, wird durch das Anlegen historischer Perspektiven wie eben derjenigen einer russisch-baltisch-fennoskandisch-zentraleuropäischen Interaktionszone und Strukturlandschaft Nordosteuropa auf seine ideologische Voreingenommenheit reduziert und damit ad absurdum geführt.

Einer der deutlichsten Belege dafür, daß die Unterscheidung zwischen „Europa“ auf der einen Seite und „Rußland“ auf der anderen historisch gesehen eben keine Tradition hat, ist ein in Vergessenheit geratenes, vor einem Jahrzehnt von dem Marburger Osteuropahistoriker Hans Lemberg wieder ausgegrabenes Faktum der politisch-geographischen Begriffsgeschichte: daß nämlich bis weit ins 19. Jahrhundert hinein Rußland zusammen mit Fennoskandien dem „Norden“, keinesfalls hingegen dem „Osten“ zugeordnet wurde. Erst nachdem die ausschließliche Zuordnung der politischen Himmelsrichtungen Osten und Orient auf die islamische Welt allmählich verblaßte, rutschte Rußland vom Norden in den Osten. August Schölzers *Allgemeine Nordische Geschichte* von 1771 umfaßte wie selbstverständlich neben den skandinavischen Reichsbildungen auch Rußland

und Polen, und noch Fontanes Effi Briest wählte ihren künftigen hinterpommerschen Wohnort in derselben von Nordlichtern illuminierten Region wie St. Petersburg und Archangel'sk. Erstmals 1860 wurde in Ernst Herrmanns *Geschichte des russischen Staates* die Geschichte Rußlands unter „osteuropäischer Geschichte“ rubriziert. Zumindest aus deutscher Sicht war Rußland nun im Osten, nicht länger hingegen im Norden, zu lokalisieren. Im Westen Europas, etwa im angelsächsischen Raum, hat diese Verschiebung wesentlich länger gedauert. So war etwa das *Northern Department* des britischen *Foreign Office* bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein zuständig für Skandinavien, Finnland und die gesamte Sowjetunion.

Die Zusammenschau der von Zernack als Nordosteuropa bezeichneten historischen Großregion als strukturgeschichtliche Einheit ist also mitnichten etwas gänzlich Neues, sondern vielmehr die Sichtbarmachung von Vergangenen, das immer noch ist, ja mit dem Gegenwärtigen interagiert. Desgleichen ist die Vorstellung zweier im Spannungszustand befindlicher und sich beständig aneinander reibender tektonischer Platten – dem katholisch-protestantischen Westen und einem orthodoxen Osten – keineswegs, wie von ihren Protagonisten propagiert, eine zivilisationsgeschichtlich nachweisbare Tatsache. Denn Nordosteuropa in seiner hier skizzierten Gestalt ist genau das *missing link*, das Rußland und den Westen zu Europa verklammert.

Auswahlliteratur

- Alten, Jürgen von, *Weltgeschichte der Ostsee*, Berlin 1996.
- Ascherson, Neal, *Black Sea*, London 1995 (dt.: *Schwarzes Meer*, Berlin 1996).
- Bomsdorf, Falk, *Sicherheit im Norden Europas. Die Sicherheitspolitik der fünf nordischen Staaten und die Nordeuropapolitik der Sowjetunion*, Baden-Baden 1989.
- Braudel, Fernand, *La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II*. Paris 1949 (2. Aufl. 1966).
- Conze, Werner, *Ostmitteleuropa. Von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert*, hrsg. und mit einem Nachwort von Klaus Zernack, München 1992.
- Danmark og Rusland i 500 år. Red. Svend Aage Christensen & Henning Gottlieb, Kopenhagen 1993.
- Det mångkulturella Sverige. En handbok om etniska grupper och minoriteter. Red. Ingvar Svanberg & Harald Runblom, Stockholm 1988.
- Engman, Max, *St. Petersburg och Finland. Migration och influens 1703–1917*, Helsinki 1983.
- Essen, Werner, *Nordosteuropa. Völker und Staaten einer Großlandschaft*, Leipzig/Berlin 1938.

- Gallén, Jarl, John Lind, Nöteborgsfreden och Finlands medeltida östgräns. Teil I-III, Helsinki 1968–1991.
- Hackmann, Jörg, Not Only „Hansa“. Images of History in the Baltic Sea Region, in: *Mare Balticum* 1996. Die Hanse in Geschichte und Gegenwart, Königsberg/Kaliningrad, Lübeck-Travemünde 1997, S. 23-35.
- Harder-Gersdorff, Elisabeth, Rußlands Wirtschaft und der Westen in der Frühen Neuzeit: ein Lehrstück?, in: *Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen*, hrsg. von Manfred Hettling u.a., München 1991, S. 91-101.
- Henningsen, Bernd, *Der Norden: Eine Erfindung. Das europäische Projekt einer regionalen Identität*, Berlin 1995.
- Hösch, Edgar, Altfinnland (Gamla Finland/Vanha Suomi) als nordosteuropäische Kulturlandschaft, in: *Osteuropäische Geschichte in vergleichender Sicht. Festschrift für Klaus Zernack zum 65. Geburtstag*, hrsg. von Michael G. Müller, Fikret Adanir, Christian Lübke und Martin Schulze Wessel, Berlin 1996, S. 319-332 (= *Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte*, 1996/1).
- Holtmark, Sven G., *A Soviet Grab for the High North? UdSSR, Svalbard and Northern Norway 1920–1953*, Oslo 1993.
- Ischinger, Wolfgang, Nicht gegen Rußland. Sicherheit und Zusammenarbeit im Ostsee-Raum, in: *Internationale Politik* 53 (1998), H. 2, S. 33-40.
- Istorija švecii*. Red. A. S. Kann, Moskva 1974.
- Jaworski, Rudolf, Ostmitteleuropa. Zur Tauglichkeit und Akzeptanz eines historischen Hilfsbegriffs, in: *Westmitteleuropa – Ostmitteleuropa. Vergleiche und Beziehungen. Festschrift für Ferdinand Seibt zum 65. Geburtstag*, hrsg. von Winfried Eberhard u.a., München 1992, S. 37-45.
- Johansen, Paul, Novgorod und die Hanse, in: *Städtewesen und Bürgertum als geschichtliche Kräfte. Gedächtnisschrift für Fritz Rörig*. Hrsg. Ahasver von Brandt u. Wilhelm Koppe, Lübeck 1953, S. 121-148.
- Juchnėva, N. V., *Etničeskij sostav i etnosocial'naja struktura naselenija Peterburga. Vtoraja polovina XIX – načalo XX veka. Statističeskij analiz*, Leningrad 1984 [Ethnische Zusammensetzung und ethnosoziale Struktur der Bevölkerung Petersburgs. Zweite Hälfte des 19., Anfang des 20. Jh. Statistische Analyse].
- Kauppalä, Pekka, *The Russian North. The Rise, Evolution and Current Condition of State Settlement Policy*. Helsinki 1998 (= *Studies on the Northern Dimension*, 2).
- Kirby, David, *Northern Europe in the Early Modern Period. The Baltic World 1492–1772*, London/New York 1990.
- Kirby, David, *The Baltic World 1772–1993. Europe's Northern Periphery in an Age of Change*, London 1995.
- Klinge, Matti, *Die Ostseewelt*, Helsinki 1995.

- Lebedev, S. G., *Severnaja Rus' v Severnoj Evrope*, Leningrad 1984 [Die nördliche Rus' in Nordeuropa].
- Lemberg, Hans, Zur Entstehung des Osteuropabegriffes im 19. Jahrhundert: Vom „Norden“ zum „Osten“ Europas, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 33 (1985), S. 48-91.
- Männikkö, Martti, Itämeren piiri historiallisena käsitteenä. Ongelmia ja näkökohtia, in: *Faravid* 3 (1979), S. 5-31 [Der Ostseeraum als historischer Begriff. Probleme und Aspekte].
- Neumann, Iver B., Russia as Central Europe's Constituting Other, in: *East European Politics and Society* 7 (1993), H. 2, S. 349-369.
- Nordkalotten i en skiftande värld - kulturer utan gränser och stater över gränser. Tredje nordiska symposiet om Nordskandinaviens historia och kultur. Vol. 1: *Archeologica. Historica*. Red. Kyösti Julku, Rovaniemi 1987.
- Nyberg, René, Ökonomische Interdependenz im Ostsee-Raum. Transportbedürfnisse Rußlands und des Baltikums, in: *Internationale Politik* 53 (1998), H. 2, S. 41-47.
- Pomor. Nord-Norge og Nord-Russland gjennom tusen år. Red. Einar Niemi, Oslo 1992.
- Schlözer, August Ludwig, *Allgemeine Nordische Geschichte*, Halle 1771. Sverige och Petersburg. Vitterhetsakademiens symposium 27-28 april 1987. Red. Sten Carlson & Nils Åke Nilsson, Stockholm 1989.
- The NEBI Yearbook 1998. North European and Baltic Sea Integration. Eds. Lars Hedegaard, Bjarne Lindström. Berlin/Heidelberg/New York 1998.
- Transit Brügge – Novgorod. Eine Straße durch die europäische Geschichte, hrsg. von Ferdinand Seibt, Ulrich Borsdorf und Heinrich Theodor Grütter, Bottrop/Essen 1997.
- Troebst, Stefan, Handelskontrolle – „Derivation“ – Eindämmung. Schwedische Moskaupolitik 1617–1661, Wiesbaden 1997.
- Troebst, Stefan, Warum wurde Finnland nicht sowjetisiert?, in: *Osteuropa* 48 (1998), H. 2, S. 178-191.
- Walter, Gerd, Ostsee-Kooperation – eine Erfolgsgeschichte, in: *Internationale Politik* 53 (1998), H. 2, S. 47-53.
- Zernack, Klaus, Der europäische Nordosten als Geschichtsraum, in: *Bibliotheca Baltica*. Symposium vom 15. bis 17. Juni 1992 in der Bibliothek der Hansestadt Lübeck im Rahmen der Initiative ARS BALTICA, hrsg. von Jörg Fligge und Robert Schweitzer. Bearb. von Frauke Büter, München [u. a.] 1994, S. 26-34.
- Zernack, Klaus, Handelsterminologie, frühes Städtewesen und Kulturbeziehungen in Altrußland und Skandinavien, in: *Festschrift zum 70. Geburtstag von Günther Stökl*, Stuttgart 1986, S. 164-170.

- Zernack, Klaus, Nordosteuropa. Skizzen und Beiträge zu einer Geschichte der Ostseeländer, Lüneburg 1993.
- Zernack, Klaus, Osteuropa. Eine Einführung in seine Geschichte, München 1977.
- Zernack, Klaus, Stand und Aufgaben beziehungsgeschichtlicher Forschung in Nordosteuropa, in: Geschichtsbild in den Ostseeländern, Stockholm 1991, S. 99-106.

Buchbesprechungen

John Iliffe, Geschichte Afrikas. Aus dem Englischen von Gabriele Gockel und Rita Seuß, Beck, München 1995, 435 S.

Seit der Gründung des ersten Lehrstuhls für die Geschichte Afrikas im Jahre 1948 sind mindestens zwei Dutzend wissenschaftliche Synthesen der Geschichte dieses Kontinents erschienen. Nur zwei davon waren bisher auf deutsch: das im Dritten Reich geschriebene Werk Diedrich Westermanns und eine Kollektivarbeit von DDR-Autoren.¹ Dazu kamen in den siebziger Jahren Übersetzungen aus dem englischen, russischen und französischen.² Leider war es eine der schlechtesten dieser Werke³, die wegen ihre Stellung in der Reihe Fischer-Weltgeschichte am längsten – und in unveränderter Form – überlebt hat.

Vor diesem düsteren Hintergrund war es längst überfällig, daß eine neue Geschichte Afrikas auf den deutschsprachigen Markt gebracht wurde. Da es seit 1970 keine neue Werke afrikanischer Historiker gibt, die die gesamte Geschichte Afrikas umfassen, standen in erster Linie die Werke britischer, französischer und amerikanischer Autoren zur Auswahl.⁴ Auch wenn die Kollektivarbeit der vier führenden amerikanischen Afrikahistoriker⁵ meines Erachtens den besten Ausgangspunkt für ein Studium der Geschichte Afrikas bietet, hat das etwas kürzere Werk von *John Iliffe* viele Vorteile.

Iliffe, Professor für Afrikanische Geschichte an der Cambridge University, ist bereits wegen seiner bahnbrechenden Geschichte Tanzanias (1979) sowie seines Buchs „The African Poor“ (1987) bekannt. In seiner Geschichte Afrikas,

die 1995 auf englisch erschien und inzwischen auch auf französisch vorliegt, gelingt es ihm, eine lesbare und solide Übersicht anzubieten, die frei von Polemik ist und im Einklang mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen und Prioritäten der neunziger Jahre steht. Jedes Kapitel wird durch eine umfangreiche Literaturliste begleitet, die den neuesten Stand der Disziplin widerspiegelt.

Ein Dilemma für jeden Afrikahistoriker stellt das Problem der Heterogenität dar. Heute ist die Spezialisierung so weit gegangen, daß die Kompetenz eines Afrikahistorikers nur selten von Ost- bis Westafrika, geschweige denn vom 16. bis zum 19. Jh. reicht. Schon über den Begriff „Geschichte Afrikas“ läßt sich streiten, denn viele würden sagen, daß Afrika eine Erfindung von Nicht-Afrikanern ist: Nur durch eurozentrische Konstruktionen wie „antikolonialer Kampf“ oder „Staatenbildung“ läßt sich die vielschichtige Geschichte des gesamten Kontinents auf einen Nenner bringen und der Eindruck vermitteln, alle Afrikaner hätten eine gemeinsame Vergangenheit. Für dieses Dilemma hat *Iliffe* zwei Lösungen gefunden. Er teilt den Kontinent von der Zeitwende bis Ende des 19. Jh.s in nur drei Regionen – Nordafrika, Westafrika (einschließlich Westzentralafrika) und „Ost- und Südafrika“ (im Gegensatz zur gängigen Teilung Nord-, Ost-, Süd-, West- und Zentralafrika), und durch viele vergleichende Bemerkungen vermeidet er, daß diese Regionen in Isolierung betrachtet werden. Zweitens – und das ist für mich die besondere Leistung dieses Buches – verwendet er geschickt ausgewählte Anekdoten, Gedichte, Sprichwörter und Zitate, um immer wieder die makro- mit

der mikrohistorischen Dimension zu verknüpfen. Damit macht er es dem Leser klar, daß es sich nicht um die monolithische Geschichte „des schwarzen Kontinents“ handelt, die auf einige herablassende oder idealisierende Urteile reduziert werden könnte, sondern um die Summe der Geschichten zahlloser Individuen und Gruppen.

Der entgegengesetzten Gefahr, daß am Ende nur ein Sammelsurium kurioser Tatsachen steht, wirkt *Iliffe* entgegen, indem er als roten Faden die Bevölkerungsgeschichte nimmt: Für ihn sind die zentralen Themen der Geschichte Afrikas die Besiedlung eines außergewöhnlich feindseligen Kontinents und der Aufbau dauerhafter Gesellschaften darin. Aus dieser Perspektive werden sowohl interne Entwicklungen als auch das Verhältnis zum Rest der Welt behandelt; denn in beiden Fällen kann man von Prozessen der Kolonisierung sprechen. *Iliffes* Urteil in bezug auf eine Unterbevölkerung Afrikas bis zum 20. Jh. und eine demographische Explosion seit Mitte dieses Jahrhunderts ist keineswegs unumstritten, aber er macht es wenigstens möglich, Aspekte der Agrar-, Sozial- und politischen Geschichte im Verhältnis zueinander zu untersuchen.

Iliffe behandelt viele Themen, die in anderen Werken zur Geschichte Afrikas kaum vorkommen, nicht zuletzt weil sie eine Vertrautheit mit den Methoden nicht-historischer Disziplinen erfordern. Allein zum Thema „Krankheit“ z.B. findet man mehr als hundert Eintragungen im Index, und es gibt ausführliche Behandlungen von Landwirtschaft, Viehzucht, Klima, Familienstruktur, Jugend, Hungersnot, Arbeit und Sklaverei. Hier widerspiegelt sich die große Expansion der Forschungsthematik, die sich im vergangenen Jahrzehnt vollzogen hat. Die Mentalitäten- und die Kunstgeschichte kommen dabei noch etwas kurz, obwohl *Iliffe* durchaus über die Religionsgeschichte – vor allem über die großen Weltreligionen – schreibt.

Nur in einem Bereich finde ich es schwer, das Buch als Einleitung zu empfehlen. Im ersten Kapitel schreibt *Iliffe* anhand von „genetischer Evidenz“ über „Rasse und Sprache“ und redet von „negroiden Völkern“ – als handle es sich um notwendige Voraussetzungen für ein Verständnis der Geschichte Afrikas. Auf diesen leicht mißverständlichen Abschnitt hätte man verzichten können, nicht zuletzt weil die individuellen genetischen Unterschiede zwischen den sogenannten Rassen Afrikas – wie *Iliffe* selbst schreibt – viel geringer sind als jene zwischen Einzelpersonen. Wer den Rest des Buches liest, wird gleich erkennen, daß die Geschichte Afrikas weder als Rassen- noch als Stammesgeschichte verstanden werden kann, sondern daß Menschen wie wir im Mittelpunkt stehen.

Adam Jones

- 1 D. Westermann, Geschichte Afrikas. Staatenbildung südlich der Sahara, Köln 1952; Th. Büttner/H. Loth/Ch. Mährdel (Hrsg.), Afrika. Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, 4 Bde., Berlin 1976–1984.
- 2 B. Davidson, Urzeit und Geschichte Afrikas, Frankfurt a. M. 1961 (sowie andere Werke); D. A. Olderooge/I. I. Potechin (Hrsg.), Die Völker Afrikas. Ihre Vergangenheit und Gegenwart, 2 Bde., Berlin 1961; J. Suret-Canale, Schwarzafrika. Geschichte West- und Zentralafrikas 1900–1945, 2 Bde., Berlin 1969; J. Ki-Zerbo, Geschichte Schwarzafrikas, Frankfurt a. M. 1981 (frz. Original 1963).
- 3 P. Bertaux, Afrika. Von der Vorgeschichte bis zu den Staaten der Gegenwart, Frankfurt a. M. 1966.
- 4 Zum Beispiel J. D. Fage, A History of Africa, 3. Aufl., London 1995; R. Oliver, The African Experience, London 1991; C. Coquery-Vidrovitch, Afrique noire: permanences et ruptures, Paris 1985.
- 5 Ph. Curtin/S. Feierman/L. Thompson /J. Vansina, African History, 2. Aufl., London 1995.
- 6 Geschichte und Gesellschaft 23 (1997), S. 134-151.

Wolfgang Schmale, Archäologie der Grund- und Menschenrechte in der frühen Neuzeit. Ein deutsch-französisches Paradigma, R. Oldenbourg Verlag, München 1997 551 S.

Die Rechtsgeschichte der Rechtswissenschaft leistet es nicht, über die großen Texte seit der blutigen englischen Revolution und oft sind diese nicht wirklich rezipiert – bis zur Paulskirche und darüber hinaus darzustellen, wie moderne Grund- und Menschenrechte „von unten“ entstanden sind. Das heißt selbst auf der gewissermaßen aufgeklärten revolutionären Ebene der Tradition zu diesen Rechten hin, ist die Rezeptionsgeschichte lückenhaft nachgezeichnet. Bisher ist zudem noch ganz zu schweigen davon, ob und wie im Rahmen einer Geschichte von unten die Bezugnahme und dann die Akzeptanz der großen Texte für den einfachen Mann in seinem Rechtstreit oder Beschwerdeverfahren sinnvoll und möglich wurde.

Für die Erschließung dieser Seite der „Archäologie der Grund- und Menschenrechte“ leistet das Buch dieses Titels einen unverzichtbaren exemplarischen und komparativen Beitrag. Dies geschieht, indem zentral kursächsische und französisch-burgundische Aktenstudien vorgelegt werden, die zeigen in welchem Umfang zunehmend von den Untertanen subjektive Rechte beansprucht wurden, um sich gegen das Herkommen, den Rechtsmißbrauch und auch der aus alledem und anderem erwachsenen Not zu erwehren. Eingeleitet wird der Band hingegen durch einen historischen Rückblick zur Rezeption der großen Bürger- und Menschenrechtserklärungen vor und nach Jellinek, sowohl in Deutschland als auch in Frankreich, ohne die „Atlantikschiene“ Tocqueville zu vernachlässigen – wobei hier zugleich immer die deutsch-französischen Rezeptionsmechanismen „outrerrhin“ im Auge behalten werden. Darauf entwickelt der Verfasser seine These vom Konzept ei-

ner Archäologie von „Grundrechten“, die zunächst an der Stelle von „Menschenrechten“ zum Arbeitsbegriff werden. Ziel ist dabei eine Rechtskulturforchung, die die Archäologie als Methode nutzt. Das führt zum ersichtlich mühsam in Quellenstudien gehobenen Stoff. Das dafür aufgefundene Material wird kategorisiert und in Exzerpten dargeboten. Plausibel ist, daß die geschilderten Konflikte und in den ersten Abschnitten der Arbeit analysierten Felder aus drei Jahrhunderten jeweils den Bodensatz haben entstehen lassen für ein elementares Verständnis von Grundrechten. Dann folgt ein Abschnitt über die Geschichte des Begriffs Menschenrecht sowie darauf ein Teil über die Konstituierung rechtlichen Wissens „beim Volk“ sowie einer über grundrechtliche Vorstellungen „des Volks“, den „grundrechtlichen Diskurs der Rechtsanwälte“ und am Ende ein Schluß mit dem Titel „Grundrechtskonjunktur und globale Krise: Versuch einer Neubewertung der Geschichte der Grund- und Menschenrechte im frühneuzeitlichen Europa“.

Ob mit dem methodischen Ansatz das gelingt, was sich der Verfasser verspricht, dessen wird sich der Leser nicht ganz gewiß. Aber darauf kommt es dann nicht so sehr an, wenn man das Werk als einen Baustein für die Erschließung des Erfolgs von Grund- und Menschenrechtskonzepten versteht. Denn es ist sicher nicht so, daß die großstädtische Menschenrechteagitation aufgeklärter Kreise oder ein als gesichert verstandenes „gutes altes Recht“, das sich in Grund- und Menschenrechtsvorstellungen transponieren läßt, allein den Erfolg konstitutionalisierter Freiheiten oder Menschenrechte erklärt. Es bedarf dazu des weiteren einer Kontinuität an Rechtserfahrung, die zwingt auf neue Konzepte zu setzen. Dann wird man verstehen können, weshalb vergleichbare Ausgangslagen und Nöte zum Erfolg der Modernität solcher Rechte geführt haben, wo sie zur rechten Zeit unter schüt-

zenden Gewand einer genuinen bürgerlichen Bewegung auf die Fahnen des Angriffs gegen die bisherige Ordnung im Interesse einer grundlegenden Reform, ja einer Revolution geschrieben worden sind. Wo aber dieser Bürgerprotest gebrochen worden ist, da konnten sich die Rechtfertigungen auch nicht in solche Rechteerklärungen umsetzen und blieb es bei einen in Ansätzen stecken bleibenden Verfassungsbewegung.

Unter diesem Aspekt ist die vorliegende vergleichende Studie trotz mancher aus der Tiefe der Quellenstudien zu erklärenden Eigenwilligkeit außerordentlich wertvoll und sollte die verdiente Beachtung finden. Sie kann eine gewisse Einmaligkeit beanspruchen. Es liegt nahe, ihren Ansatz auf andere Zusammenhänge, etwa die Vorstadien der eingangs genannten ersten und blutigen englischen Revolution des 17. Jh.s und im Vergleich auf diejenigen deutschen Gebiete zu erstrecken, in denen sich altständische Freiheiten in die Moderne gerettet haben und etwa bis in die Paulskirche nachwirken konnten.

Helmut Goerlich

Cilli Kasper-Holtkotte, Juden im Aufbruch. Zur Sozialgeschichte einer Minderheit im Saar-Mosel-Raum um 1800, Verlag Hahnsche Buchhandlung, Hannover 1996, 448 S. (= Forschungen zur Geschichte der Juden, Schriftenreihe der Gesellschaft zur Erforschung der Juden e.V., Abteilung A: Abhandlungen, Band 3)

Cilli Kasper-Holtkotte legt mit dieser Publikation die gekürzte Druckfassung ihrer Dissertation „Jüdische Schutzverwandte und französische Citoyens. Sozialgeschichte der Stadt- und Landjuden des Trierer Raumes in einer Zeit des Umbruchs – vom ausgehenden Ancien Régime bis zum Ende der französischen Herrschaft (1765–1815)“ vor.

Die gut lesbare Arbeit ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten werden der rechtliche Zustand sowie die wirtschaftliche und soziale Lage der jüdischen Bevölkerung im Saar-Mosel-Raum am Ausgang des 18. Jh.s vor der Besetzung durch die Truppen Napoleons beschrieben. Die territoriale Zersplitterung des Untersuchungsgebietes, des späteren Saardepartement, bis 1794 in eine Vielzahl verschiedener souveräner Herrschaften erschwerte dieses Vorhaben. Es gelingt der Autorin jedoch, die Übersicht zu wahren und bei allen Gemeinsamkeiten auch die Unterschiede in der Politik der verschiedenen Landesherren gegenüber den Juden zu zeigen.

Gegenstand des zweiten Teils bilden die rechtlichen Veränderungen und die daraus resultierenden wirtschaftlichen und sozialen Konsequenzen für die Juden, die sich aus der französischen Annexion 1794 ergaben. Dabei ist zwischen 1794 und 1798/1801 bestand bezüglich der Juden faktisch ein rechtsleerer Raum. Französisches Recht galt in dem besetzten Territorium noch nicht. Die praktische Auflösung der alten Herrschaftsverhältnisse stellten das Fortbestehen des Schutzverwandtenverhältnisses der Juden gegenüber dem jeweiligen Landesherren in Frage, die jedoch ungeklärt blieb. Dem folgte die Gleichstellung der Juden als Bürger durch die Ausdehnung des französischen Rechtes auf das Saardepartement. Bereits 1806 erließ jedoch Napoleon Dekrete, die die vollständige Gleichstellung der Juden wieder einschränkte. Gravierendste Veränderung der Situation der Juden war jedoch die ebenfalls ab 1806 eingeführte Organisation der Jüdischen Nation im staatlichen Rahmen.

Mit dem Anspruch, Gesellschaftsgeschichte zu schreiben, analysiert die Autorin die jüdische Minorität hinsichtlich der demographischen Situation sowie der wirtschaftlichen und sozialen Lage, die Differenzierungen innerhalb

der Minorität und vor allem die Beziehungen der Juden und Nichtjuden zueinander unter den sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen. Dementsprechend beruht die Arbeit auf der Auswertung zahlreicher, breit gestreuter archivalischer Quellen jüdischer, deutscher und französischer Provenienz. Daneben wird vorhandene Spezialliteratur mit kritischem Blick herangezogen.

Vor allem anhand von Rechtsstreitigkeiten werden die Konfliktlinien zwischen den verschiedenen Parteien, lokale Obrigkeiten, nichtjüdische Städtebürger bzw. Dorfbewohner, den jeweiligen Landesherren, jüdischen Stadtbewohnern und Landjuden herausgearbeitet und die Stellung der Juden im Gesellschaftsgefüge verdeutlicht. Überzeugend arbeitet *Kasper-Holtkotte* die wirtschaftlichen Probleme, die sich gegen Ende des 18. Jh.s zunehmend verschärften und die jüdische wie nichtjüdische Bevölkerung gleichermaßen betrafen, als Hauptursachen für zunehmende Judenfeindlichkeit heraus.

Einige Feststellungen rufen dann doch Verwunderung hervor, wie z. B.: „Auf nichtjüdischer Seite überwogen zunächst weiterhin (nach der bürgerlichen Gleichstellung der Juden durch französisches Recht – S.H.) recht ungebrochen die üblichen Ressentiments gegen Juden. Vor allem in ländlichen Gebieten galten sie, trotz der französischen Gesetzgebung, als negativ bewertete Außenseitergruppe.“ (S. 222) Oder: „Auffallend ist, wie schwer es den nichtjüdischen Gemeindevertretern, die oft die entsprechenden Ämter schon vor 1794 besetzt hatten, fiel, ehemals geltende Gesellschaftsordnungsmodelle aufzugeben.“ (S. 223). Es leuchtet nicht ein, warum *Kasper-Holtkotte* dies für sonderlich erwähnenswert hielt. Erstaunlicher wäre schon gewesen, wenn tradierte Vorstellungen über das Funktionieren der Gesellschaft und die Rolle der Juden darin, letzteres verbunden mit Antijudaismus, mit neuen Gesetzen verschwinden wür-

de, zumal die Juden mit der bürgerlichen Gleichstellung im Vergleich zur restlichen Bevölkerung von den französischen Besitzern ja scheinbar überdurchschnittlich bevorzugt wurden. Insgesamt fehlt bei der Bewertung der Konfliktlinien zwischen Juden und Nichtjuden nach der französischen Machtübernahme im Saar-Mosel-Raum das Moment, daß alle Veränderungen auch hin zur bürgerlichen und jüdischen Emanzipation Ergebnis der Besetzung dieses Gebietes durch eine fremde Macht waren und schon aus diesem Grunde von der Bevölkerung mit Skepsis betrachtet worden sein müssen. Statt dessen fehlt es nicht an der Schelte für die bürgerlichen Kräfte in Deutschland, daß diese im Gegensatz zu den französischen nicht für den Sturz des Adels und die Etablierung der neuen bürgerlichen Ordnung eintraten, sondern lediglich ihren status quo sichern wollten und damit „rückwärts gewandt“ auftraten.

Ein wesentliches Problem der Arbeit besteht darin, daß es die Quellenlage ganz offensichtlich nicht erlaubt, für alle Zeiträume und Gebiete alle Fragestellungen, die in der Arbeit aufgeworfen werden, zu beantworten. Das macht sich auch in der Gliederung bemerkbar, etwa wenn im ersten Teil der Arbeit im Kapitel zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Juden, das dem über die judenrechtlichen Bestimmungen folgt, zuerst das Handelsrecht der Juden beschrieben wird, das zweifellos zu den „judenrechtlichen Bestimmungen“ gehörte, um daran anschließend den Viehhandel der Landjuden zu beschreiben. Die erwartete systematische Untersuchung der wirtschaftlichen Tätigkeit sowie sozialen Lage und Stellung für das gesamte Untersuchungsgebiet bleibt aus, und das Problem des Handels der städtischen Judentenschaft wird ein Kapitel später anhand wirtschaftlicher Konflikte zwischen Zünften und Juden behandelt.

Alles in allem gelingt es der Autorin jedoch, den Übergang von der voreman-

zipatorischen Zeit in den Zeitraum der bürgerlichen Gleichstellung nicht nur von der rechtlichen Seite sondern als gesellschaftlichen Vorgang darzustellen, der alle Lebensbereiche der Juden wie Nichtjuden einschloß. Bemerkenswert ist vor allem, daß es die Autorin die Juden als handelnde Subjekte des historischen Prozesses darzustellen und auch die innerjüdischen Konfliktlinien etwa zwischen Land- und Stadtjudentum, die vor allem aus unterschiedlichen Interessenlagen aufgrund einer jeweils anderen wirtschaftlichen und sozialen Lage beruhen, deutlich zumachen vermag. Damit kann sie u.a. die Ursachen für die sich im Verlaufe des 19. Jh.s verstärkende Differenzierung zwischen diesen beiden jüdischen Gruppen herausarbeiten.

Die Autorin versteht es gut, die Probleme im konkreten Untersuchungsgebiet in die allgemeine Forschungsdiskussion einzuordnen und erschließt mit ihrer Untersuchung ein bisher kaum beleuchtetes Gebiet der Geschichte der Juden im Übergang zwischen alter ständischer und bürgerlicher Gesellschaft in einer Region, die sich durch die zeitweise Eingliederung in den französischen Staat von den übrigen deutschen Gebieten in seiner Entwicklung abhob.

Solvejg Höppner

Ulrike Schmieder: Lateinamerika in Periodika deutscher Regionen. Die Widerspiegelung der gesellschaftlichen Transformation Lateinamerikas in publizistischen Quellen 1760-1850, Kovac, Hamburg 1998, 342 S.

Die Geschichte der deutsch-lateinamerikanischen Beziehungen hat über die letzten Jahre hinweg ein kontinuierliches (wenn auch überschaubares) Interesse seitens der deutschen und internationalen Historiographie gefunden. Im Zentrum der Forschungen standen vor allem das Kaiserreich, hier die Jahre

deutscher Weltpolitik ab 1896, und die nationalsozialistische Zeit, mit ihren bisweilen aufsehenerregenden Ereignissen und Entwicklungen wie der Blockade Venezuelas 1902/1903 oder der Handelsoffensive von Hjalmar Schacht im Zeichen von Bilateralismus und devisenfreiem Verrechnungsverkehr. Daneben haben die ersten Jahrzehnte des 19. Jh.s besondere Aufmerksamkeit hervorgerufen, in denen nahezu ganz Lateinamerika die Unabhängigkeit von den iberischen Kolonialmächten (sowie von Frankreich) und die staatliche Souveränität erkämpfte. Die intensive Beschäftigung mit diesem Zeitraum wurde von Manfred Kossok eingeleitet und, gerade auch in jüngster Zeit, von seinen Schülern, darunter Michael Zeuske und Bernd Schröter, fortgeführt.

Neben Untersuchungen zu den diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen haben die Perzeptionen des Teilkontinents in Deutschland seit langem einen hervorragenden Platz in der Geschichtsschreibung eingenommen. Die bereits genannten Autoren, des weiteren Heinz Joachim Domnick, Günter Kahle, Brígida M. Mentz de Boege, Hubertus J. Rescher, Karin Schüller und zuletzt Joachim Gartz¹ – um nur die Autoren von Monographien zu nennen – haben in ihren Arbeiten einzelne Personen, bestimmte Länder oder begrenzte Untersuchungszeiträume behandelt. *Ulrike Schmieder* hat nun, als Ergebnis eines von der DFG geförderten Projektes, eine räumlich und zeitlich umfassende wie inhaltlich enzyklopädische empirisch-deskriptive Gesamtschau zur Präsenz von Nachrichten aus bzw. über Lateinamerika in Zeitungen und Zeitschriften aus Preußen, Sachsen, Anhalt und Hannover zwischen 1760 und 1850 vorgelegt.

Die Arbeit ist in sieben Teile untergliedert. Nach einer Einführung, in der auch die zeitgenössische Entwicklung von Presse und Zensur in Deutschland unter Hinzuziehung von Quellen abge-

handelt wird, untersucht *Schmieder* die aktuell-politische Berichterstattung über Lateinamerika zwischen 1760 und 1850. Besonderen Raum widmet die Autorin der von ihr ausführlich bearbeiteten *Allgemeinen Preußischen Staatszeitung*, wobei sie die Häufigkeit, die regionalen und inhaltlichen Schwerpunkte sowie die Quellen der Lateinamerika-Berichte dieses Blattes vorstellt. Anschließend wird das Bild Lateinamerikas in deutschen Periodika – die Spannweite reicht hier von gelehrten Zeitungen bis zu Jugend-, Frauen- und Missionszeitschriften – analysiert. Im vierten Teil präsentiert *Schmieder* beispielhaft die Imagotypen, welche die Darstellung der lateinamerikanischen Gesellschaften in deutschen Veröffentlichungen prägten. Es folgen drei umfassende Exkurse zu Teil- bzw. angrenzenden Aspekten des Themas. Den Anfang macht eine Analyse der Geschlechterverhältnisse der verschiedenen lateinamerikanischen Bevölkerungsgruppen, wie sie sich in deutschen Zeitungen und Zeitschriften darstellen. Hieran schließt sich eine biographische Übersicht der Autoren und Verleger an, die an der Lateinamerikaberichterstattung mitwirkten. Schließlich skizziert *Schmieder*, indem sie die bisherige Perspektive umkehrt, das Bild Deutschlands und Europas in lateinamerikanischen Zeitschriften.

Der Umfang und die Bandbreite der Berichterstattung aus und über Lateinamerika in deutschen Periodika, so stellt die Autorin fest, wurden von den politischen Entwicklungen daselbst wie von den europäischen Interessen bestimmt. In den ersten Jahren des Untersuchungszeitraums wurde die westliche Hemisphäre vor allem als ein Ort der Auseinandersetzungen der Großmächte behandelt. Verstärkte Aufmerksamkeit erlangte der Teilkontinent dann, als die Unabhängigkeitsbewegungen die Loslösung von den Kolonialmächten anstrebten und die souveränen Staaten als Handelspartner frei wurden. Nach einer kur-

zen Boomphase sank das Interesse an Lateinamerika in den dreißiger Jahren – bedingt durch die dortigen Konsolidierungsprobleme und enttäuschte Hoffnungen auf reiche Gewinne –, um in den vierziger Jahren, angesichts des US-amerikanisch-mexikanischen Krieges und regional begrenzter Stabilisierung, wieder anzusteigen. Die Quellen der Periodika waren zumeist Nachrichten und Reiseberichte englischer und französischer Herkunft.

Das Bild Lateinamerikas und seiner Bewohner in den einschlägigen Veröffentlichungen ist laut *Schmieder* überwiegend negativ besetzt. So galten die Kreolen als degeneriert und ungebildet. Lediglich in der Phase der Kämpfe wurden die Aufständischen gegen die Kolonialmacht als Helden aufgewertet. Mit den Indianern hatte man zwar Mitleid, da sie von den Spaniern fast ausgerottet worden waren und in Unterdrückung lebten; Schilderungen des Indio als „edler Wilder“ sind in den Periodika jedoch kaum auszumachen. Dagegen findet sich eine Fülle von Darstellungen, die die autochthone Bevölkerung als häßlich, feige, verlogen, grausam, faul und dumm charakterisieren. Zwar wurde nach 1800, als vermehrt Informationen nach Deutschland gelangten, ein differenzierteres Bild gezeichnet, das in den Jahren der Unabhängigkeitskämpfe bisweilen sogar positive Pinselstriche erhielt, grundsätzlich blieb aber das Negativbild in der Berichterstattung dominant. Die Sklaverei und der Sklavenhandel wurden mehrheitlich abgelehnt oder zumindest doch Vorschläge zu ihrer Reformierung vorgebracht. Selbst die Abolitionisten überwandten indes nicht die rassistischen Vorurteile gegenüber Schwarzen. Differenzierte Sichtweisen blieben eine Ausnahme. Das gilt auch für die Geschlechterverhältnisse: Die Rolle von Frauen während der Unabhängigkeitskämpfe wurde kaum reflektiert, dagegen ausführlich über ihr Aussehen, ihre Kleidung und – im Falle der Kreo-

linnen – ihr angebliches alltägliches Nichtstun berichtet.

Ulrike Schmieder hat auf der Basis einer beeindruckenden Materialfülle ein Buch geschrieben, das unser Wissen um die deutsch-lateinamerikanischen Beziehungen um zahlreiche neue Aspekte bereichert und das vielfältige Anregungen bietet. Man hätte der Autorin allerdings ein besseres Lektorat seitens des Verlags gewünscht.

Jürgen Müller

- 1 J. Gartz, *Liberale Illusionen: Unabhängigkeit und republikanischer Staatsbildungsprozeß im nördlichen Südamerika unter Simón Bolívar im Spiegel der deutschen Publizistik des Vormärz*, Frankfurt a. M. 1998.

Hans-Joachim König/Stefan Rinke (Hrsg.), Transatlantische Perzeptionen: Lateinamerika, USA, Europa in Geschichte und Gegenwart, Akademischer Verlag Hans-Dieter Heinz, Stuttgart 1998, 395 S. (=Historamericana Bd. 6)

Studien über trans- oder interkulturelle Kommunikation haben in den letzten Jahren Konjunktur. Auch der vorliegende Band behandelt dieses Thema. Allerdings geht es darin nicht nur um zweiseitige Prozesse der Selbst- und Fremdwahrnehmung, sondern um die im Vergleich komplexeren wechselseitigen „Imaginationen“ innerhalb eines atlantischen Geschichtsraums, der Europa, Nord- und Südamerika umfaßt. Die Herausgeber führen dazu zunächst in die neuere Perzeptionsforschung und Imagologie ein, ehe ein informativer Überblick von Hans-Joachim König über das Amerikabild im deutschen Sprachraum seit 1500 folgt. Der Reiz des Bandes liegt nicht allein in dem Versuch, das „transatlantische Perzeptionsdreieck“ (S. 207ff.) einzurahmen, wie in dem Beitrag von Stefan Rinke, der vergleicht,

wie der *american way of life* in den zwanziger Jahren auf dem Hintergrund von Modernisierungen, Kulturkritik usw. in Chile und in Deutschland „ankam“. Interesse weckt auch die Vielfalt der Themen, die zur Sprache kommen. Zwar fehlen in dem Band nicht die für Lateinamerika „klassischen“ Fälle der Eigen- und Fremdwahrnehmung, wozu seit dem berühmten Brief Simón Bolívars aus Jamaica (1815) insbesondere die nicht mehr zur Ruhe gekommene Abarbeitung lateinamerikanischer „Identität“ an den USA gehört. Auch werden die für den Transfer von Fremdbildern häufig wichtigen Migrationen behandelt, so von Stefan Karlen anhand Schweizer Auswanderer nach Lateinamerika. Darüber hinaus behandelt der Band aber auch Themen, die eher etwas randständig erscheinen mögen, vielleicht deshalb aber auch besonderes Vergnügen bereiten. Nach meinem persönlichen Geschmack zähle ich dazu den Aufsatz von Denise Rocha über „Sportethos und Monumentalismus“. Darin wird die eigenartige doppelte Faszination beschrieben, die der nationalsozialistische Körperkult einerseits, die Erzeugnisse der Kulturindustrie Hollywoods andererseits auf die Erziehungs- und Militärpolitik des brasilianischen *Estado Novo* nach 1936 ausübten.

Insgesamt dürfte sich die noch junge, vielversprechende Reihe „Historamericana“ mit dem vorliegenden Band weiter etablieren können. Sie hat auch dieses Mal wieder vor allem Nachwuchswissenschaftlern das Wort gegeben, was besonders erfreulich ist. Eine sachliche Frage läßt der Band allerdings offen: Führt die vielzitierte Globalisierung auch dazu, daß man innerhalb eines atlantischen Geschichtsraums (Afrika wäre hinzuzunehmen) mehr Interesse am Anderen gewinnt und das Wissen voneinander wächst? Oder kommt es nur zu neuen Spielarten der Stereotypisierung?

Michael Riekenberg

**„Natürlich – die Tauchaer Straße!“
Beiträge zur Geschichte der „Leipziger Volkszeitung“. Hrsg. von Jürgen Schlimper, Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 1997.**

Sicher – die „Leipziger Volkszeitung“ ist nicht die „New York Times“, die Uwe Johnson in seinen „Jahrestagen“ liebevoll als „alte Tante“ bezeichnete – konservativ, aber um objektiv-sachliche Berichterstattung bemüht.

Die LVZ ist das Publikationsorgan einer politischen Bewegung, daher notwendigerweise positioniert. Sie ist selbst ein Stück politischer Geschichte in Deutschland, daher auf besondere Weise an die gerade in Deutschland so extremen Umschläge der Geschichte gebunden.

Und doch hat diese Zeitung nicht nur 100 Jahre Bestand gehabt; sie hat sogar die Tendenz zur marktwirtschaftlichen Neutralisierung politischer Intentionen in der absatzorientierten Presselandschaft der Gegenwart unter gleichem Namen überstanden.

Grund genug also für einen Jubiläumsband, der Beiträge zweier Kolloquien vereint. Aber es sind nicht Verlag und Redaktion der heutigen „Leipziger Volkszeitung“, die dies initiierten. Es sind vornehmlich Mitarbeiter des ehemaligen Lehrstuhls für Journalismus an der Universität Leipzig, die unter den neuen Bedingungen versuchten, das jetzt zehnjährige Projekt einer Geschichte der LVZ neu zu zentrieren. Und so ist auch dieser Band ein Zeichen für die Auseinandersetzung im Diskurs um die Darstellung und Bewertung deutscher Vergangenheit im allgemeinen und der DDR-Geschichtsschreibung im besonderen geworden, die zwischen der etablierten neuen intellektuellen Elite und der alten, in die Zone der „Privatforschung“ verdrängten, geführt wird.

Polemische Töne sind also unausbleiblich, wenn etwa *Hans Poerschke* vermerkt, daß in der offiziellen Sicht der

gegenwärtigen SPD die Ansätze zur Selbstreform der LVZ nach 1989 übergegangen wurden und wenn, gegen die marktwirtschaftliche Ausrichtung der jetzigen Betreiber, der kulturelle Status der Zeitung herausgestrichen wird (S. 12).

So ist es denn auch konsequent, wenn aus der Selbstkritik an der Journalismusauffassung der DDR-Zeit (S. 15) eine historische Selbstbesinnung als durchgreifender Zug des gesamten Bandes folgt. Solide historische Forschung und Quellenerschließung zeichnen die übergreifenden Beiträge besonders von *Jürgen Schlimper* (Eine sozialistische Antwort auf die Generalanzeiger), aber auch von *Tobias Liebert* (Kommunikation und Organisation – historische und theoretische Aspekte), *Wolfgang Schröder* („Volkszeitungen“ vor der „Volkszeitung“), *Frank Stader* (Vom „Ostkreis“ zur „Leipziger Volks-Zeitung“ und Vom „Landtagswähler“ zum „Wähler“) aus. In diesen Beiträgen kreuzen sich pressegeschichtliche, regionalgeschichtliche und politikwissenschaftliche Perspektiven. Statistische Untersetzungen und bibliographische Verweisungen auch auf Vorleistungen der DDR-Forschung runden das Bild ab.

Ergänzt wird dies durch monographische Studien zu herausragenden Persönlichkeiten der sozialdemokratischen Publizistik wie Konrad Haenisch (*Matthias John*), Franz Mehring (*Hans-Jürgen Friederici*) und Arkadij Gurland (*Rüdiger Zimmermann*), die ebenfalls frei von vordergründiger Polemik oder flacher Parteilichkeit, z.T. unter Hinzuziehung interessanter Archivmaterials wie im Falle Konrad Haenischs, kulturgeschichtlich interessante Fakten erschließen. Dies gilt auch für den Beitrag zur Präsentation der russischen Literatur in der LVZ vor dem Ersten Weltkrieg von *Erhard Hexelschneider*.

Doch der Band bemüht sich um mehr als eine Flucht in die positivistische Behaglichkeit historisch-philologischer

„Objektivität“. Davon zeugen vor allem die drei synthetisierenden Beiträge von *Jürgen Schlimper*: zum einen die Konzeption einer Monographie zur Geschichte der LVZ seit 1894 und zum anderen die im Anhang veröffentlichten Thesen zur Entwicklung der LVZ vor 1945 und dann bis zum Ende der DDR. Der Autor bekennt sich zu der besonderen Erkenntnisperspektive eines, der an den Prozessen nach 1945 selbst teilgehabt hat: „Aus der persönlichen Verbundenheit mit der ausgewählten Zeitung und dem Journalismus in der DDR resultiert ein weiteres spezifisches Erkenntnisinteresse: Es ist die Frage nach dem Anteil des Journalismus in der DDR an der Niederlage der DDR, einer Niederlage, die der Autor wohl als eine letztendlich gerechte, wenn auch schmerzvolle persönliche, von ihm mitverantwortete Niederlage versteht.“ (S. 349)

Fraglich scheint jedoch, ob es für eben diese Position wirklich einen Platz im offiziellen Wissenschaftsdiskurs gibt, für den die DDR schon zu einem historisch toten und damit beliebig verfügbaren Aneignungsobjekt geworden ist.

Immerhin stellt dieser solide gearbeitete Band, ergänzt durch einen Dokumentationsteil, ein Personenregister und biographische Informationen über die Autoren, durchaus ein beachtenswertes Diskussionsangebot an den institutionalisierten Wissenschaftsbetrieb dar. Es wird sich erst später erweisen, ob und wie er es aufnimmt und welches Bild der mit der LVZ verbundenen 100 Jahre sozialdemokratischer Parteipresse sich festschreibt.

Marion Marquard

Harald Heppner (Hrsg.), Der Weg führt über Österreich ... Zur Geschichte des Verkehrs- und Nachrichtenwesens von und nach Südosteuropa (18. Jahrhundert bis zur Gegenwart), Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar 1996, 223 S.

Österreich nahm unter den unterschiedlichsten historischen Bedingungen der letzten 250 Jahre aufgrund seiner geographischen Lage, aber auch wegen seiner eigenen politischen Entwicklung eine äußerst wichtige Rolle im Kommunikationsprozeß zwischen Mittel- und West- sowie Südosteuropa ein. Im vorliegenden Band beschäftigen sich acht Beiträge mit den materiellen Grundlagen und den Effekten dieser Kommunikation.

Leopold Kammerhofer beschreibt die Entwicklung des Konsularwesens der Habsburgermonarchie zwischen 1752 und 1918. Erst nach 1850 wurde ein engmaschiges Netz von Konsulaten gegründet und die Professionalisierung der dort beschäftigten Beamten vorangetrieben. Das wichtigste Motiv war angesichts des zerfallenden Osmanischen Reiches vor allem der machtpolitische Wettbewerb um Einflußsphären, wobei man sich mit Rußland, aber auch mit den westeuropäischen Mächten zu messen hatte. *Andreas Patera* befaßt sich in dem umfangreichsten Artikel des Bandes detailliert mit der Entwicklung des österreichischen Postverkehrs auf dem Balkan. Seit 1746 unterhielt der Wiener Hof eine regelmäßige Verbindung mit Konstantinopel, auf der auch Privatpost befördert werden konnte. Diese und weitere Linien der österreichischen Post waren schon deshalb von außerordentlicher Bedeutung, weil das Osmanische Reich erst in den 1840er Jahren eine eigene Postanstalt gründete. Zwischen 1870 und 1914 wurde das Postwesen in den neuen Balkanstaaten „nationalisiert“, so daß sich von nun an die Vermittlerrolle der Habsburgermonarchie für den Postverkehr zwischen dem europäischen Westen und

dem Orient auf das eigene Territorium beschränkte. Die beiden genannten Beiträge erschließen eine Vielzahl von archivalischen Quellen und zeitgenössischen Publikationen. Leider ging dabei der Blick für einige wesentliche Effekte der Kommunikationsprozesse verloren. So stellt *Kammerhofer* zwar fest, daß die Funktion der Konsulate trotz der Anbindung an das kaiserliche Außenministerium ab 1867 „vom wirtschaftspolitischen Interesse überlagert“ wurde, so daß die „Erwartungen der Wirtschaft ... das Anforderungsprofil des Konsulardienstes ... änderten und prägten.“ (S. 22) Über die konkreten handelspolitischen Tätigkeiten oder die Entwicklung des Außenhandels mit den betreffenden Staaten oder Regionen erfährt man jedoch nichts. Während sich dieses Defizit möglicherweise aus dem mangelnden Forschungsvorlauf erklären läßt, ist der vollständige Verzicht Pateras auf Quantifizierung, wie sie beispielsweise eine Analyse der Leistungsentwicklung der Post dargestellt hätte, unverständlich. Der Umfang des Postverkehrs, also die Intensität der Kommunikation, ist nicht nur durch außenpolitische und betriebsorganisatorische Veränderungen, sondern wahrscheinlich auch im vorliegenden Untersuchungsgebiet in erster Linie durch den technologischen Wandel im Bereich der Verkehrswege und -mittel bestimmt worden. Er stellt im übrigen auch einen wichtigen Indikator für die Integration von Wirtschaftsräumen dar.

Eine Vernachlässigung volkswirtschaftlicher Aspekte läßt sich auch im Fazit von *Harald Heppners* Aufsatz über die großen Wasserstraßen feststellen. Er verweist hier allein auf den Stellenwert der Reiseliteratur für die Wahrnehmung des Balkans im Westen sowie immerhin auf die zentrale Bedeutung der Adria-schiffahrt für die Erschließung Bosniens und Montenegros, wo die Landwege in einem äußerst schlechten Zustand waren. Im Hauptteil seines Beitrages kennzeichnet der Verf. jedoch die für die

österreichische Verkehrsgeschichte wesentlichen Veränderungen in den 1830er Jahren, in denen ja nicht nur die ersten Eisenbahnlinien gebaut wurden, sondern auch die Regulierungsarbeiten an der Donau unterhalb Belgrads begannen und die ärgsten Hindernisse für die Schifffahrt am Eisernen Tor beseitigt, sowie die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft und der Österreichische Lloyd gegründet wurden. Der Beginn einer systematischen Infrastrukturpolitik fällt aber wohl bereits in die Zeit Karls VI. (1711–1740), der den Außenhandel durch den Ausbau der Freihäfen in Triest und Fiume förderte. In diesem Zusammenhang hätte man sich wenigstens einen Hinweis auf den gleichzeitig beginnenden Ausbau der Hauptcommercialstraßen gewünscht, zumal dieser dem zweiten Ziel merkantilistischer Verkehrspolitik, der Integration des nach Süden und Osten erweiterten Staatsgebiets, dienen sollte. Leider enthält der Band keinen Beitrag über den Chausseebau des späten 18. und 19. Jh.s. *Klaus Reisinger* weist immerhin auf die 1726 befestigte Karolinerstraße von Fiume nach Karlstadt hin, widmet sich allerdings ansonsten völlig dem österreichischen Eisenbahnwesen. Dabei bietet er einen sehr materialreichen, durch Karten anschaulich ergänzten Überblick über die Netzentwicklung. *Reisinger* betont abschließend, daß das südosteuropäische Eisenbahnnetz „aufgrund der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Gegebenheiten in den Balkanländern“ nie zum Vermittler des Weltverkehrs zwischen Asien und Europa wurde, also viele der ursprünglichen verkehrswirtschaftlichen Erwartungen nicht erfüllen konnte. (S. 138) Dem wäre lediglich hinzuzufügen, daß dabei auch die Affinität bestimmter Güter zu den Verkehrsträgern Seeschiff bzw. Eisenbahn/Binnenschiff eine Rolle gespielt haben dürfte, und daß die volkswirtschaftliche Bedeutung der Eisenbahn gerade in Südosteuropa vor allem in der Förderung des Warenaustausches auf

den Binnenmärkten gelegen hat. Anzu-merken bleibt, daß der erste Eisenbahnbauboom in den Balkanländern in den 1880er Jahren und damit nicht 70 Jahre, sondern allenfalls 40 Jahre später als in West- und Zentraleuropa stattfand (S. 107).

In den anderen vier Beiträgen werden unterschiedliche Aspekte der auch nach 1918 und 1945 ihren besonderen Charakter bewahrenden Rolle Österreichs für die Entwicklung im östlichen Mittel- sowie Südosteuropa dargestellt. *Peter Jordan* zeigt, wie Personen, institutionelle Strukturen und vor allem Arbeitsergebnisse des Wiener Militärgeographischen Instituts die Kartographie im Raum zwischen Ostsee und Ägäis (mit alleiniger Ausnahme Bulgariens) bis in die fünfziger Jahre hinein beeinflusst haben. *Friedrich Orter* schildert, zum Teil aus eigenem Erleben, die ORF-Berichterstattung aus Ex-Jugoslawien. Diese konnte sich auf die Erfahrungen der 1980 gegründeten Redaktion für Ost- und Südosteuropa stützen, verstand sich vor 1990 nicht als Instrument des Kalten Krieges und betonte auch danach ihre Neutralität. Es wäre wünschenswert und angesichts der Gesamtkonzeption des Buches passend gewesen, wenn *Orter* sein Fazit, daß alle Parteien Schuld an der Niederlage der „jugoslawischen Idee Titos“ tragen, und seine Polemik gegen die „vor allem auch von der progressiven Intelligenz in Deutschland und Österreich ... forcierte Politik der Nichteinmischung“ (S. 200f.) durch einige selbstkritische Bemerkungen zur Rolle der Medien ergänzt hätte, denn offensichtlich wird „Balkanisierung“ auch durch gravierende Kommunikationsprobleme begünstigt.

Wolfram Lenotti und *Rupert Reischl* beschäftigen sich mit der Entwicklung des österreichischen Luftverkehrs nach Ost- und Südosteuropa. Die bereits in den zwanziger Jahren geborene Idee, Wien als Luftkreuz Südost zu etablieren, ist auch nach dem Zweiten Weltkrieg

trotz alliierter Beschränkungen und betriebswirtschaftlicher Probleme nie aufgegeben worden. 1990/91 hat Austrian Airlines die bereits vorhandenen Konzeptionen für eine Intensivierung des Flugverkehrs in die ehemaligen Ostblockstaaten rasch umsetzen können und sich selbst sowie dem Flughafen Wien-Schwechat einen Stellenwert im Ost-West-Verkehr verschafft, der über die relative wirtschaftliche Bedeutung Österreichs weit hinausgeht.

Harald Eicher behandelt ein Problem, das auch in der innenpolitischen Diskussion Österreichs eine wichtige Rolle spielt: die Entwicklung des Straßenfernverkehrs. Zusätzlich zum Alpentransitverkehr, bei dessen Kosten-Nutzen-Verteilung sich Österreich gegenüber seinen Nachbarn ohnehin benachteiligt fühlt, steigt seit 1990 die Belastung des österreichischen Straßennetzes durch den Ost-West-Verkehr. *Eicher* verbindet seine Prognose einer überproportionalen Steigerung des Straßengüterverkehrs gegenüber dem Eisenbahnverkehr mit der Hoffnung, daß ein Teil dieser Transporte nach entsprechenden Infrastrukturinvestitionen in andere Länder, zunächst vor allem nach Tschechien ausweichen könnte. Insgesamt verdeutlichen die Probleme der Regulierung über nationale Kontingente, der Wettbewerbsverzerrungen durch unterschiedliche Sicherheitsstandards und Umweltauflagen sowie Dumping-Löhne, daß auch aus verkehrspolitischer Sicht die EU-Osterweiterung dringend notwendig ist. Diese dürfte übrigens Österreich bei seinen Bemühungen, die traditionelle Vermittlerfunktion zwischen Mittel- und West- sowie Südosteuropa wiederzubeleben, unterstützen. Die veränderte Position des Landes, das nicht mehr an der östlichen Peripherie des Westens, sondern im Zentrum Europas liegt, birgt jedenfalls mindestens ebenso viele Chancen wie Risiken.

Uwe Müller

Gudrun Brockhaus, Schauder und Idylle – Faschismus als Erlebnisangebot, München (Verlag Antje Kunstmann) 1997, 334 S.

Die Münchner Psychoanalytikerin und Sozialpsychologin bemüht sich darum, zu verstehen, warum das Regime des Nationalsozialismus in dem Sinne „funktioniert“ hat, daß es in weitesten Teilen der Bevölkerung Zustimmung gefunden hat. Dabei setzt sie sich von den in der Geschichtswissenschaft diskutierten Terror- und Manipulationsthesen ab und versucht unter Anwendung psychoanalytischer Kategorien die Erlebnisqualität nationalsozialistischer Politikpraxis und deren Attraktivität für die beherrschten Subjekte zu zeigen. *Brockhaus*, Jahrgang 1947, geht dabei von den in ihrer eigenen Erziehung erlebten Residuen nationalsozialistischen Denkens und Fühlens aus und verknüpft diese individualbiographisch lokalisierbaren Topoi, Stereotypen und Bedürfnislagen mit Befunden aus Therapien und mit Quellenmaterial vor allem aus der NS-Zeit selbst. Sie findet darin die psychischen Bedürfnisse, die die neuartige NS-Politik mittels ihrer Inhalte und vor allem mittels ihrer Ästhetisierung befriedigen konnte. *Brockhaus* knüpft dabei ausdrücklich an die Forschungen Peter Reichels¹ und an die zeitgenössischen Beobachtungen Walter Benjamins² an. Für Geschichtswissenschaftler wird *Brockhaus'* Ansatz dort interessant, wo er über bisherige, methodenpluralistische historische Arbeiten hinaus eine schlüssige und gleichzeitig epochenbezogene Theorie zur Erklärung der destruktiven Dynamik der NS-Zeit bieten kann. M.E. gelingt dieses, wenn man sich die Ergebnisse in eine Mentalitätsgeschichte der Epoche integriert vorstellt. Insgesamt bleibt in Konsequenz des Ansatzes unterbelichtet, inwiefern die ständige Androhung von Terror Handlungen von Beherrschten gesteuert hat; allerdings wird die individualpsychologische Funk-

tion der Möglichkeit, Terror z.B. als SA-Mann oder KZ-Wächter auszuüben, deutlich akzentuiert und in ihrem Beitrag für das Funktionieren des Regimes gewichtet. Die klassische Manipulationstheorie wird im Ergebnis stärker differenziert und in einer Darstellung der Wechselwirkung von vorgängigen Bedürfnislagen der „Manipulierten“ und Herrschaftstechniken der „Manipulierer“ auf höherer Ebene aufgehoben. Nazistische Politik, die *Brockhaus* mit „Faschismus“ meint, habe neuartige Erlebnisse sowohl von Schauder als auch von Idylle angeboten. Dabei hätten die Angebote des Schauders eine größere Tragfähigkeit für die NS-Anhänger besessen und damit den schon im Kern destruktiven Charakter des NS-Regimes ausgemacht. „Je mehr ich mich aber mit dem vorgeblichen Idealismus der NS-Begeisterten beschäftigte, desto deutlicher wurde auch, wie wenig tragfähig die Positiv-Seite des Faschismus auch für die NS-Gläubigen selber blieb. Die nationalsozialistische Idylle, die in den Abwehrfloskeln immer wieder beschworen wird (Volksgemeinschaft, Ordnung, Sicherheit), erweist sich als brüchig, selbst schon in den ersten Tagen des Triumphes von 1933. Niemand hält sie für realisierbar. Das Festhalten an dieser Idylle ist nur möglich um den Preis der Realitätsverneinung. Aus dem krampfhaften Festhalten an Harmonie und Gemeinschaft dringt immer mehr Negatives und Destruktives. Die Nazis ... glauben nicht an ihr tausendjähriges Reich, sondern an Krieg und Gewalt“ (S. 312f.). Die entscheidende Erlebnisqualität biete der Faschismus dadurch, daß er ein radikales, bis über den Tabubruch hinausgehendes Überschreiten der Grenzen der banalen, bedeutungslosen, alltäglichen Existenzweise versprach: von der Überhöhung des Eintopfessens für das Winterhilfswerk über neue Selbstverwirklichungsmöglichkeiten für Frauen z.B. als BDM-Führerinnen bis hin zur ideologisch legitimierten Verwirklichung von

Gewalt- und Allmachtsphantasien bei KZ-Wächtern. Hier wäre – aus historischer Sicht – eine konkretere Differenzierung im Sinne einer gruppenspezifischen „dichten Beschreibung“ hilfreich gewesen.

Im Verlauf des Bandes betont *Brockhaus* zunächst den Vorrang des Mobilisierungseffektes vor den Inhalten der Ideologie und die Disponiertheit weiterer Bevölkerungskreise gegenüber den Angeboten des NS auf verschiedenster Ebene (Kap. 1). Der bis heute apologetisch genutzte Autobahn-Mythos („aber die Autobahnen...“) wird als Inszenierung der Autobahn als eines ästhetischen Konsumobjekt mit Versöhnungsversprechen dechiffriert (Kap. 2), worauf eine Kritik der bisherigen (bundes-)deutschen Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit, v.a. an den stereotypen Verharmlosungsvorwürfen, der Geschäftigkeit verordneten Abscheus als subtilerer Form der Abwehr (also genau das Gegenteil des Walserschen Moralkeulen-Vorwurfs) folgt (Kap. 3). Daraus erklärt *Brockhaus* die methodische Notwendigkeit eines autobiographischen Zugriffs auf dieses Identitätsthema und verortet bisherige Forschungspositionen, v.a. in Auseinandersetzung mit Broszats Resistenzbegriff, im Netz biographischer Verstrickungen und bestimmter Schutzhaltungen (Kap. 3 und 4). Es folgen Beschreibungen verschiedener Erlebnisse: der NS als Befriedigung weiblicher Größenphantasien (Kap. 5), der Topos „Damals haben wir noch an etwas geglaubt“ und dessen Varianten als idealistische und notwendigerweise inhaltsleere Edelsubstantive eines Unbedingtheitskultes zur Lösung existenzieller Spannungen (Kap. 6), die Entgrenzung von Privatem und Politischem als Psychologisierung der Politik und psychotherapeutisches Programm mit Legitimation zur Freisetzung der eigenen Destruktivität (Kap. 7) und die Ästhetisierung als Entwertung der Wirklichkeit und ständiger Verneinung, die apokalyptisch

strukturierte Sinnschöpfung durch Vernichtung nach sich zieht (Kap. 8). Die daraus ableitbare „Vollendung in Selbsterstörung“, die anhand einer Analyse von Veit Harlans Film „Opfergang“ beschrieben wird, radikalisiert sich in einer Eskalationsdynamik von Ausgrenzung und Ausmerzung, wie vor allem in Interviews mit ehemaligen Napola-Schülern deutlich wird (Kap. 9). In Kap. 10 (Abwehrtopos: „Damals konnte man sich noch sicher fühlen“) wird der Zusammenhang von Gewalt und Idylle dargestellt, insbesondere mittels einer Analyse der ersten Sätze von Hitlers „Mein Kampf“, wo das Ineinanderfließen von Mordlust und Opferbereitschaft, die Garantie eines ständigen narzißtischen Triumphes, deutlich wird.

Brockhaus' Optik, als Voraussetzung einer wahrhaftigen Auseinandersetzung mit Vergangenheit qua autobiographischer Reflexion den „Faschismus in mir selbst zu entdecken“, läuft m.E. Gefahr, stereotype Verhaltens-, Wahrnehmungs- und Identitätstypen zu schnell als nazistisch zu qualifizieren und längerfristige Kontinuitäten nicht angemessen und vor allem nicht systematisch zu gewichten. Diesem Risiko ist sie trotz einiger Hinweise auf pietistische und romantische Traditionen nur teilweise entgangen. Die im Vergleich zu romanischen Ländern starken pietistischen Traditionen, deren Transformation und Erweiterung in der Romantik und deren neuerliche Transformation und Verbreitung in bürgerlichen Kreisen im Zweiten Kaiserreich müßten differenziert und auch in eine entsprechende kritische Geschichte der Moderne integriert werden. Daraus ließen sich auch Erträge für vergleichbare Forschungen zu anderen Regimen unseres Jahrhunderts gewinnen. Auch Ergebnisse eines subjektiv-autobiographischen Ansatzes müssen – aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive gesehen – in einem historischen Diskurs kommunizierbar, gewichtbar und in ein gewisses Gesamtbild einbaubar bleiben.

Darüber hinaus bleibt unklar, inwiefern eine von subjektiver Wahrnehmung ausgehende Suche nach nazistischen Residuen die Auswahl a priori einengt. Diese Frage nach der Repräsentativität des Materials bestimmt ja weitgehend, inwieweit es in eine geschichtswissenschaftliche Betrachtung eingebaut werden kann. Solche Unklarheit erklärt wahrscheinlich auch, warum *Brockhaus* in ihrer Theorie verschiedene Beispielgruppen nicht unterscheidet sowie „Herrscher“ und „Beherrschte“ in ihrer Analyse nicht trennt (z.B. beim Zusammenhang von Idylle und Gewalt auf Basis der Textanalyse zu „Mein Kampf“, ohne die Eignung Hitlers als repräsentativen Typus auch des „gemeinen Deutschen“ zu reflektieren). Neben einer sozialhistorischen Differenzierung verlangt die Thematik danach, im Forschungsfeld der politischen Religion im Gefolge von Max Webers Analyse charismatischer Führerfiguren und jüngerer Forschungen verortet zu werden.

Auf einer Metaebene wären auch die diesem psychoanalytischen Zugriff zugrundeliegende Aufklärungshoffnung, individualbiographisch wie gruppenbiographisch, sowie die immanente Norm von politischer, nazismusgefeilter Persönlichkeit offenzulegen. Die verwendete Begrifflichkeit klingt auf den ersten Blick plausibel, bedürfte aber weiterer Klärung, um in eine historische Theorie integriert werden zu können. – Leider fehlt – von einem Autobahnbild abgesehen – das für solche Fragestellungen so wichtige Bildmaterial, zumal sich der Band auch an ein breiteres Publikum zu richten scheint.

Im Sinne von Hans-Ulrich Wehlers nun 30jähriger Anregung, in eine interdisziplinär geprägte Gesellschaftsgeschichte auch den psychoanalytischen Zugriff zu integrieren (HZ 208, 1969, S. 529-554), verdient *Brockhaus'* Band trotz der genannten Kritik offenes und wohlwollendes Interesse. Er zeigt Zusammenhänge und Analyseebenen auf,

die in einer Gesamtdarstellung zum NS nicht fehlen dürfen.

Friedemann Scriba

- 1 P. Reichel, *Der schöne Schein des Dritten Reiches – Faszination und Gewalt des Faschismus*, München 1991.
- 2 W. Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* [2. Fassung], in: ders., *Gesammelte Schriften*, hrsg. von R. Tiedemann/H. Schweppenhäuser, Bd. 7,1, Frankfurt a. M. 1. Aufl. 1989, S. 350-384.

Richard Sennett, *Der flexible Mensch – die Kultur des neuen Kapitalismus, aus dem Amerikanischen von Martin Richter*, Berlin Verlag, Berlin 1998, 224 S.

Anhand dreier Lebensgeschichten aus der US-amerikanischen Arbeitswelt seit dem Ende der 1960er Jahre erzählt der New Yorker Soziologe und Essayist *Richard Sennett*, wie sich unserer Tage die Beziehung zwischen Mensch und Arbeitswelt radikal verändert. Deutet der Titel der deutschen Übersetzung die anthropologisch-psychologische Dimension nur an, so werden im amerikanischen Originaltitel „*The Corrosion of Character*“ anthropologische und ethische Weiterungen deutlicher sichtbar. Im Prinzip schreibt *Sennett* einen empathischen, menschenfreundlichen Essay aus dem Geiste eines Humanismus der klassischen Industriegesellschaft und in der Einsicht ihres unwiderruflichen Absterbens. Allerdings gelingt es ihm, die verschiedenen Oberflächen- und Tiefenschichten in einen gesellschaftsanalytischen und zugleich subjektbezogenen Zusammenhang zu bringen und dieses auch noch in einer leserfreundlichen erzählenden Sprache darzubieten. *Sennetts* Beobachtungen kann der „normale“ Leser anhand seiner Lebenswelt in der Regel bestätigt finden. Dieses Erscheinungsbild des Bandes erklärt wohl auch

dessen breite Rezeption. Er ist allein in seiner deutschen Übersetzung im 1. Halbjahr 1998 zum dritten Mal aufgelegt worden.

Doch muß im Ergebnis vermerkt werden, daß dieses Buch über Beschreibung, Kritik und Fragen hinaus keine wirkliche Perspektive bietet. Es verharrt insgesamt bei der These: Die neokapitalistische Arbeitswelt verderbe den menschlichen Charakter im klassischen Sinne, da sich alte Tugenden, v.a. die „Treue zu sich selbst“, und die Fähigkeit, sich mental ein tragfähiges Karrieregehäuse mit dazugehörigen Wertsetzungen zu konstruieren, als zunehmend dysfunktional erwiesen; Menschen empfinden Erfolg und Schlüssigkeit in ihrer Biographie zunehmend als schwerer zu erreichen und zu behaupten; und sie erlebten neue Formen von persönlichem Scheitern, welches sie – wie z.B. die drei entlassenen IBM-Mitarbeiter – nur durch „Erzählung“ bewältigen könnten. In solchen „Erzählungen“ manifestiere sich eine im Sinne Rortys verstandene Solidarität als alltägliche Erfahrung, welche – so Sennetts wolkige, aber nicht plausibel gemachte Utopie – längerfristig das neokapitalistische Regime zum Einsturz bringe.

Im Eingangskapitel faßt *Sennett* unter dem Stichwort „Drift“, das er im Anschluß an Walter Lippmanns Beschreibung von Biographiebrüchen in der Zeit des Ersten Weltkrieges als „zielloses Dahintreiben“ versteht, die spürbare Angst der Menschen, „die Kontrolle über ihr Leben zu verlieren“. Diese Angst sei zurückzuführen auf den neokapitalistischen Imperativ „Nichts Langfristiges“, der für die Entwicklung von Vertrauen, Loyalität und gegenseitiger Verpflichtung verhängnisvoll sei, der so den ja zeitbedürftigen Aufbau längerfristiger sozialer Beziehungen schon am Fundament untergrabe. Es sei „die Zeitdimension des neuen Kapitalismus, ... die das Gefühlsleben der Menschen außerhalb ihres Arbeitsplatzes am tiefsten berührt.“

(S. 29) „Die Bedingungen der neuen Wirtschaftsordnung befördern vielmehr eine Erfahrung, die in der Zeit, von Ort zu Ort und von Tätigkeit zu Tätigkeit *driftet*, ... So bedroht der kurzfristig agierende Kapitalismus seinen Charakter, besonders jene Charaktereigenschaften, die Menschen aneinander binden.“ (S. 31) Beim Arbeitnehmer entstehe das Gefühl der „Unverantwortlichkeit“: „Auf DICH kommt es nicht an.“ (S. 35)

In der Arbeitswelt macht sich so etwas konkret erfahrbar an einer teils destruktiven Infragestellung von „Routine“, dem Schlüsselbegriff des II. Kapitels, in der Schwächung beruflicher Identitäten aufgrund der Entsinnlichung von Arbeitswerkzeugen, in der „Unlesbarkeit“ meiner Arbeitswelt (der Bäcker kann seinen computergesteuerten Backofen nicht mehr durchschauen oder gar selbst reparieren) (Kap. IV), im wachsenden Zwang zum persönlichen Risiko bei keineswegs steigenden Gewinnchancen („Immer wieder von vorn anfangen“, Kap. V), in der Durchmischung des klassischen Arbeitsethos (im Sinne des protestantischen „Disziplin als Akt der Selbstbefreiung“) mit einem permanenten Kontingenz- und Hinfälligkeitsbewußtsein und schließlich in der Erfahrung des Scheiterns auch der Mittelschicht.

Diese Erfahrungen korrelieren mit einem Wandel des lebensweltlich erlebbareren Machtsystems (Kap. III), das sich durch drei Merkmale auszeichne: 1. Ständiger und diskontinuierlicher Umbau von Institutionen (S. 59-64), 2. flexible Spezialisierung der Produktion (S. 64-69) und 3. Konzentration von Macht ohne Zentralisierung. Dabei werde Arbeit physisch dezentralisiert (vgl. Telearbeit, Kontrolle der Heimarbeiter über Internet), die Macht über die Arbeitnehmer hingegen konzentriert (S. 69-74). Also stelle sich die Zeit der Flexibilität als eine Zeit einer neuen Form von Macht dar (S. 75). Diese amorphe, für mich als Gegenüber spürbare, aber nicht

mehr faßbare Form von Macht wirkt auf mein individuelles Weltverhältnis: Die Unlesbarkeit der Netzwerkstrukturen zwingt den normalen Menschen immer stärker zum Eingehen von Risiken, was dem psychischen Ist-Zustand der meisten Menschen widerspreche; der heutige Imperativ, Risiken einzugehen, gelte für alle, nicht nur für Adventure-Kapitalisten. Emotional konzentrierten sich Menschen i.d.R. mehr auf die Möglichkeiten des Verlustes, nicht die des Gewinns, betrachteten also die Welt mit einer Mathematik der Furcht (S.107). Der neukapitalistische Arbeitnehmer befinde sich also ständig im Zustand der Verletzlichkeit, müsse immer wieder bei „0“ anfangen. Er sei damit Gefangener der Gegenwart, fixiert auf deren Dilemmata (S. 117-121).

Die vorherrschende Arbeitsform des Neuen Kapitalismus ist die Teamarbeit mit einem Moderator, der einen fließenden Prozeß managt, seine Aufgabe leicht vom Ergebnis trennen kann, der somit aber auch das Konzept von „Autorität“ weiter schwinden läßt. „Die Verantwortung trägt der Wandel, der ist aber keine Person“ (S.154). Die Teamwork-Fiktion denunziert *Sennett* konsequent als „weiche Ausbeutung“. Das alte protestantische Arbeitsethos tauche durch die Hintertür wieder auf: Mit Topoi wie „Ich meine es gut...“ und „Ich bin nicht gut genug“ könne Selbstdisziplinierung und Selbstbestrafung mobilisiert werden, nun in Gestalt permanenten Kontingenz- und Hinfälligkeitsbewußtseins. Die humanistische Frage Pico della Mirandolas: „Was soll ich mit mir tun?“, also der rinascimentale Auftrag zur Selbstschöpfung als Alternative zu mittelalterlicher „Selbstdisziplinierung“, verliere an mobilisierender Kraft. Es bleibe als mögliche Reaktion das ironische Selbstbild. Dazu heißt es: „Der Manager, der sagt: 'Wir sind alle Opfer von Zeit und Ort', ist vielleicht die gerissenste Gestalt in diesem Buch. Er hat die Kunst gemeistert, Macht auszuüben, ohne Verant-

wortung zu tragen. – Die Oberflächlichkeit der Teamarbeit scheint offensichtlich, hat aber einen tieferen Aspekt. Sie verwirklicht eine ironische Sicht des Ich. Richard Rorty schreibt über die Ironie, sie sei eine geistige Verfassung, in der Menschen 'nie ganz dazu in der Lage sind, sich selbst ernst zu nehmen, weil immer dessen gewahr, daß die Begriffe, in denen sie sich selbst beschreiben, Veränderungen unterliegen, immer im Bewußtsein der Kontingenz und Hinfälligkeit ihrer abschließenden Vokabulare, also auch ihres eigenen Selbst.' Ein ironisches Selbstbild ist die logische Konsequenz des Lebens in der flexiblen Zeit. ... Ebensowenig stimuliert die Ironie die Menschen, ihre Arbeits- und Lebensbedingungen in Frage zu stellen; er sagt, diese Auffassung des Ich mache einen nicht fähiger, 'die Mächte zu besiegen, die gegen uns angetreten sind.'“ (S. 155f.). In gescheiterten Erwerbsbiographien qualifizierter Leute biete sich angesichts dieses Dilemmas nur noch an: „Erzählen als Überlebensstrategie des Scheiterns.“ (S.185)

Veränderung von Arbeit, Macht und Ich-Erleben kann nicht ohne Rückwirkungen auf das „Wir“ bleiben: Zum einen erzeuge der Neue Kapitalismus mit seiner permanenten fundamentalen, überzogenen Kritik der Abhängigkeit (welche in anderen Gesellschaften positiv gesehen und inszeniert wurde) natürlich eine Gegenreaktion: Das kommunitaristische „Wir“ – nach *Sennett* ein „gefährliches Pronomen“ (Kap. VIII). Gegen den Harmoniedruck des Kommunitarismus, der im übrigen ein Komplement des neukapitalistischen Flexibilismus darstelle, setzt *Sennett* im Anschluß an L. Cosers: „Menschen werden durch verbale Konflikte zusammengehalten“, die Forderung, daß Differenzen anerkannt werden müssen, und betont anhand von Levinas und Ricœur die soziale Dimension der Verantwortung einer „constance à soi“. In Worten Levinas': „Mein Selbstwert hängt davon ab, ob

andere sich auf mich verlassen können“. Sennett leitet daraus die Norm eines lokalen, in der unmittelbaren Lebenswelt praktizierten Widerstandes gegen die Auswirkungen der Eigendynamik des Neuen Kapitalismus ab – durch Umsetzen der alltagsorientierten Solidaritätsnorm des amerikanischen Pragmatismus. Dies klingt gut, bleibt aber unscharf.

Der erfolgreiche Band wirft Fragen auf, die sich an eine (im guten Sinne) popularisierende soziologische Essayistik überhaupt richten. Dank *Sennett* verstehen Arbeitnehmer und Arbeitslose besser, warum ihre Lebenswelt sich dermaßen gestaltet und in welchem Dilemma sie selbst stecken. *Sennett* führt letztlich vor, warum sie sich nicht wehren können, historisch formuliert: warum trotz in manchen Aspekten gemeinsamer Klassenlage ein Klassenkampf als Reaktion und Selbsthilfe heute nicht mehr möglich scheint. Die betroffenen Subjekte können letztlich nicht wissen, was sie mit ihrem besseren Verständnis anfangen sollen. Hier wären konkretere Erzählungen über neue Formen alltäglicher Solidarität, über die subjektive Gewichtung von Arbeit und anderen Tätigkeiten sowie deren Beziehung zur finanziellen Existenzsicherung und Erzählungen zum subjektiv befriedigenden Umgang mit den ironischen Situationen hilfreich. Nur dann können die Subjekte auch Strategien entwickeln, mit den neuen Formen Macht umzugehen bzw. die ja hergestellte Kontingenz- und Scheiternserfahrung offensiv anzugehen. Unklar bleibt darüber hinaus, inwieweit die ebenso suggestiven wie im Sinne Geertz' „dicht beschriebenen“ Beispiele tatsächlich repräsentativen Charakter beanspruchen können. Sie beschreiben zwar zutreffend vorhandene und auch verbreitete Lebenswelten und Erfahrungen, grenzen aber ebenso typische Erfahrungen aus: in der Arbeitswelt z.B. die Gruppenarbeit in Autofabriken wie Volvo, wo – in ambivalenter Weise – das Prinzip „Verantwortung“ eher gestärkt wird, und in nach

wie vor bestehenden „alten“ Arbeitsverhältnissen z.B. im Verkehrswesen und im Bildungswesen. Es stellt sich hier die Frage, inwieweit gerade die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen in den Lebenswelten Auswege aus bestimmten Dilemmata öffnen könnte.

Friedemann Scriba

Alf Lüdtke/Peter Becker (Hrsg.), Akten. Eingaben. Schaufenster. Die DDR und ihre Texte. Erkundungen zu Herrschaft und Alltag, Akademie-Verlag, Berlin 1997, 313 S.

Als Peter Schöttler vor einiger Zeit an die Adresse der deutschen Geschichtswissenschaft gewandt fragte „Wer hat Angst vor dem linguistic turn?“, hätte man zuerst an die Konjunkturbranche der DDR-Forschung denken können, in der das Pendel methodischer Innovativität manchmal besonders heftig zurückzuschlagen droht. Tatsächlich ist auf diesem Feld die Frage nach der Rolle der Texte, der sprachlichen Verfaßtheit von Gesellschaft auf spezifische Weise prekär. Die Quellen, die zu hunderten offenliegen, weisen dem Interpreten eine unverständliche Codierung auf. Dieser Fremdheit kann er sich natürlich nach Art sprachkundiger Touristen entziehen, indem er einfach versteht, was er verstehen will. Hat diese Rambo-Hermeneutik wenig Wirklichkeitsbezug – schlecht für die Wirklichkeit! Die DDR-Forschung hat zwar leidvolle Erfahrungen mit der Sprache der Quellen, an die u. a. Ralf Jessen im vorliegenden Band erinnert, wenn er die Langeweile zitiert, die die formelhafte und ideologisch aufgeladene Sprache der Dokumente, der papiernen Hinterlassenschaft von Ministerien und SED-Herrschaftsstrukturen beim beruflich zum Durchblättern verdammt Leser auslöst. Dies führt jedoch in aller Regel nicht zu einer

tiefer dringenden Reflexion über die Spezifik dieser Sprache.

Die Herausgeber dieses Sammelbandes, der auf die umgearbeiteten Beiträge einer Tagung vom Oktober 1994 am Deutschen Historischen Institut in Washington zurückgeht, wollen diesem Übelstand abhelfen, und tatsächlich fängt es mit einer Einleitung aus der Feder von *Alf Lüdtke* gut an. Er stellt die empirischen Erörterungen in den Horizont der Diskursanalyse, die sich auf Michel Foucault, Garrett Stedman Jones oder Joan Scott beziehen und die Eigendynamik sprachlicher Repräsentationen und Wirklichkeit betonen. Wenn dem so ist, kommt Wirklichkeit nur vermittelt in sprachlichen (und in anderen Darstellungsformen verfaßten) Deutungskämpfen vor, in denen sich Herrschaftsbeziehungen ausdrücken, aber auch wieder neu konstituieren, weil die Sprache und die Bilder selten wirklich eindeutig sind, vielmehr verschiedene Interpretationen zulassen, die sich an Gewohnheiten wie an Interessen ausrichten.

Bis hierhin ist der vorgeschlagene Blickwinkel kaum zu beanstanden, verspricht vielmehr reichen Ertrag. Die in der Einleitung zitierten Beispiele zeigen tatsächlich Mehrdeutigkeiten en masse: ironischer Umgang mit der „offiziellen“ Sprache des Klassenkampfes, des Fortschritts, der öffentlichen Fürsorge und der Weltspitzenleistungen wie der „unverbrüchlichen Freundschaft zu den Brudervölkern“, des Nebeneinander von offizieller und Alltagssprache einschließlich des dazugehörigen Code-Switching als Technik, die immer mehr Menschen in der DDR erlernten. *Lüdtke* deutet auch kurz an, warum die Sprache der permanenten Erziehung der Mitglieder dieser Gesellschaft zum besseren Menschen und zur sozialistischen Persönlichkeit nicht nur ein Wortschwall „von oben“ war (sonst wäre sie wohl schnell gescheitert, wie man in anderen Diktaturen lernen kann), sondern in allen Fasern der DDR-Gesellschaft sich weiter

verbreitete (mit Konflikten zwischen den Generationen, wie *Dorothee Wierling* anhand der Jugendlichen der sechziger Jahre vorführt), denn als ideologisches Programm korrespondierte es einem Bedürfnis nach Ordnung und Übersichtlichkeit bis in den privaten Bereich, das die sozial aufgestiegenen Funktionsebenen tief in sich trugen. Die Diktatur diente zwar weder dem Proletariat noch dem ganzen Volk, aber die Sprache der Fürsorglichkeit signalisiert ein Maß an Gemeinsamkeit zwischen „oben“ und „unten“, das sich oft in der wahnhaften Suche nach einheitlichen Auffassungen, die eine unhintergehbare Wahrheit ausdrücken sollen, und nach moralischer Belehrung des einzelnen bis weit nach 1989 fortschreibt. Dazu gehört auch, daß einer verbreiteten Diskursstrategie, die sich gegen „die Obrigkeit“ wandte, entsprach, daß sich öffentlich eigentlich niemand mehr als Obrigkeit präsentierte. Die daraus resultierende Verantwortungslosigkeit, in der Mißstände beklagt werden konnten, aber nicht beseitigt werden mußten, erweckte vor 1989 den Eindruck heftigen Eigensinns und wohl auch der Bereitschaft zur massenhaften Verweigerung, gehört aber heute zu den Erblasten der DDR, mit denen der Umgang eher schwierig ist.

Niemand wird von einer Einleitung mehr erwarten, als daß sie das Feld absteckt, auf dem sich die Beiträge nun empirischen Analysen und kritisch-methodischen Einsprüchen zuwenden.

Leider bleiben aber im nun folgenden Textteil nicht alle Autoren auf der Höhe der Vorgaben *Lüdtkes*, so daß sich aus der Lektüre einer Serie von Mosaiksteinchen viel Wissenswertes ergibt, ein rechter Reim aber nicht entsteht. Die Sprache der Statistik (*Burghard Ciesla*) ist interessant, weil die DDR mit ihrer vorwiegend makroökonomischen Sichtweise zahllose Daten produzierte, aber dann auch schnell den Überblick verloren hat und deshalb in gesundem Selbstmißtrauen gegen das Kontrollier-

bare des Konkreten ab 1977 die Veröffentlichung von Zahlenwerken streng reglementierte, um keine Rückschlüsse auf die mittlere, territoriale und betriebliche Ebene zuzulassen. Aber wo schlägt sich von solch einem Befund der Bogen zur freundlichen Erinnerung von *Thomas Kramer* an das DDR-Comic-Mosaik? Umcodierung der NS-Vergangenheit bei Berliner Angehörigen der Nazipartei gleich nach dem Krieg (aus der man ebenfalls viel lernen kann über Wiederkehrendes in den Erzählmotiven bei geschichtlichen Umbrüchen) steht neben Aussagen über die „Lektüre der Schaulenken“, die man nicht so ohne die Überlieferung aus der Konsumkultur der dreißiger Jahre und die Konkurrenz der westlichen Werbung im Kalten Krieg verstehen kann (*Katharina Pence*). Aber weder wird allen Gedanken systematisch nachgegangen, wie die DDR-Diskurse die Erblast der vorgängigen Sprach- und Bilderfahrungen abgebaut haben (oder eben nicht), noch kommt die Überlegung zum Vergleich mit dem goldenen Westen über die etwas zu einfache These hinaus, die DDR-Gesellschaft sei über ihren Nachholkomplex nicht hinweggeschritten.

Ein Beitrag über den Umgang mit dem Jazz in den fünfziger Jahren macht ein grundsätzliches Dilemma dieser Art von Diskursuntersuchungen sichtbar: die Asymmetrie zwischen einem individuellen (wenn auch selbst alles andere als widerspruchsfreien) Fürsprecher international verbreiteter Musikrichtungen und dem anonymen Apparat von FDJ, SED, Ministerium für Kultur und etablierter Musikwissenschaft. Es werden damit durch Dämonisierung der Herrschenden zu einem Kollektivsubjekt die je konkreten Konstellationen, in denen bestimmte Diskurse ihren Sinn durch Auslassungen bekommen, verdeckt und gerade nicht erhellt. Die Frage, warum jemand (und aus welcher Quelle) den Topos von der „dekadenten Affenmusik“ aufgriff, hing mit der komplexen

Sprachaktsituation zusammen und nicht schlechthin mit dem Stalinismus.

Man könnte die Reihe solcher kritischer Einwände fortsetzen. Es besteht aber in einer solchen Einzelkommentierung die Gefahr, daß die Wichtigkeit des Ansatzes, sich der Fremdheit der Texte durch diskursanalytische Verfahren zu nähern, untergeht. Mehr geht es aber darum, daß diese Verfahren nicht unterkomplex gehandhabt werden dürfen, um ihre heilsame Wirkung gegen allzu schnelle Urteile in der traditionellen Politik- und Sozialgeschichte wirklich entfalten zu können. Der Band von *Ludtke* und *Becker* ist, vielleicht gerade weil er verschiedene Aspekte anreißt und damit ein enormes Feld ungeklärter Fragen beschreibt, eine wichtige Provokation für die DDR-Forschung, die sich schon aufgrund ihrer schieren Masse langsam in bestimmten Einschätzungen wohllich einzurichten beginnt.

Matthias Middell

Hans-Jürgen Bieling, Frank Deppe (Hrsg.), Arbeitslosigkeit und Wohlfahrtsstaat in Westeuropa. Neun Länder im Vergleich, Leske + Budrich, Opladen 1997, 377 S.

Wie stehen die Chancen, daß auf die Einführung des europäischen Binnenmarktes auch die sozialpolitische Integration Europas folgt? Oder etwas vorsichtiger formuliert, bewegen sich die unterschiedlichen sozialpolitischen Systeme der EU-Staaten aufeinander zu, und wenn dies so ist, in welche Richtung? Dies sind gegenwärtig viel diskutierte Fragen, denen auch *Hans-Jürgen Bieling* und *Frank Deppe* in ihrer Studie nachgehen. Sie gehören, wie inzwischen die meisten Autoren, die sich mit dem Thema auseinandersetzen, zu den „Europessimisten“. Das heißt, ein einheitlicher europäischer Wohlfahrtsstaat wird als unwahrscheinlich angesehen, da

das Primat der ökonomischen Integration Prozesse in Gang setzt, die die Grundlagen der „keynesianischen Wohlfahrtsstaaten“ untergraben. Gleichzeitig gelingt es den geschwächten traditionellen Verfechtern sozialpolitischer Ideen (Gewerkschaften und Sozialdemokratie) nicht, die sozialpolitische Ausgestaltung auf europäischer Ebene voranzubringen.

Dem Vorwort von *Bieling* und *Deppe*, das die Einbettung der Studie in weitere Forschungsprojekte der Marburger „Forschungsgruppe Europäische Gemeinschaften“ aufzeigt und eine kurze Erläuterung ihres neogramscianisch erweiterten regulationstheoretischen Ansatzes bietet, folgt ein Einleitungskapitel, in dem *Bieling* versucht, die Ausgangsfrage theoretisch genauer zu konzeptualisieren. Den empirischen Teil bilden neun Länderanalysen verschiedener Autoren, die im Schlußkapitel von *Bieling* zusammengefaßt und ausgewertet werden.

Das Ziel des einleitenden Aufsatzes ist es, „die skeptische polit-ökonomische Analyse des Wohlfahrtsstaats akteurs-, institutionen- und integrationstheoretisch zu erweitern.“ (S. 18) *Bieling* wird diesem hoch angesetzten Anspruch nur teilweise gerecht, da er vor allem der Akteursebene etwas zu wenig Aufmerksamkeit schenkt. Kritisch anzumerken ist auch, daß die Argumentationslinien nicht immer klar nachvollziehbar sind. So bleibt der Eindruck einer letztendlich ökonomisch determinierten Entwicklungsrichtung der europäischen Wohlfahrtsstaaten, deren konkrete Ausgestaltung allerdings von den Kräfteverhältnissen der politischen Akteure und den bestehenden Institutionen abhängt.

Den Kernpunkt von *Bieling*s Überlegungen bildet der angenommene Übergang vom Fordismus, charakterisiert durch standardisierte Massenproduktion und nationalstaatlich gesicherte Märkte, zum Postfordismus, der durch flexible Spezialisierung und Weltmarktorientierung geprägt ist, und die damit einherge-

hende Veränderung der sozialpolitischen Regulation. Auf die Krise des fordistischen Akkumulationsregimes, das an seine Produktivitätsgrenzen stieß, folgte die Krise der keynesianisch-sozialpolitischen Regulierung, die sich in hoher Inflation und Staatsverschuldung äußerte. Im Laufe der achtziger Jahre reagierten sämtliche westeuropäischen Staaten darauf mit einer angebots- und weltmarktorientierten, neoliberalen Wirtschaftspolitik, die technologische Innovationen förderte, aber auch die Krise am Arbeitsmarkt verschärfte. Wichtige Triebkraft für diese Entwicklung war die konservative politische Wende, die sich in dieser Zeit in Westeuropa vollzog, aber auch die fortschreitende ökonomische Integration der Europäischen Union. „Indem der Binnenmarkt, das EWS und die WWU die wettbewerbs- und finanzpolitischen ‘Sachzwänge’ institutionell festschrieben, europäisierte sich der neoliberale Entwicklungspfad.“ (S. 23) So konstatiert der Autor, in Anlehnung an Bob Jessop, die Transformation des „keynesianischen Wohlfahrtsstaates“ zum „nationalen Wettbewerbsstaat“. Dieser ist nicht mehr auf soziale Kohäsion ausgerichtet, sondern versucht „die gesellschaftlichen Ressourcen weltmarktgerecht zu mobilisieren.“ (S. 27)

Um die Veränderung der sozialpolitischen Regulation genauer zu analysieren, greift *Bieling* auf die Regime-Typologie von Esping-Andersen (liberaler, korporatistischer und sozialdemokratischer Wohlfahrtsstaat) zurück, erweitert um den von *Stephan Lessenich* vorgeschlagenen Typus des postautoritären Wohlfahrtsstaates, der in *Lessenich*s Beitrag zu Spanien genauer erläutert wird. (S. 281ff.) Geprüft werden soll, ob diese Klassifikation „infolge des kapitalistischen Formationswandels und der Vertiefung der europäischen Integration – modifiziert werden muß.“ (S. 31) *Bieling*s These lautet, daß die nationalen sozialpolitischen Strategien in die gleiche Richtung drängen, sich aber dennoch

zwei alternative Entwicklungswege herauskristallisieren. Diese lassen sich nach Robert W. Cox als „hyper-liberalism“ und „State-Capitalism“ bezeichnen. Während ersteren konsequente Deregulierung und Sozialabbau auszeichnen, setzt letzterer auf staatliche Reregulierung, beispielsweise durch Qualifikations- und Beschäftigungspolitik. Beide eint jedoch die strikte Orientierung an der Steigerung der nationalen Wettbewerbsfähigkeit. Die Transformation der sozialpolitischen Regulation folgt einer gemeinsamen Zielsetzung: „der selektiven Einpassung und Absicherung der ‚postfordistischen‘ Akkumulationsdynamik“. (S. 43)

Anhand von neun Länderstudien soll diese These nachgewiesen werden. Obwohl nicht explizit erwähnt, lassen sich jedem Wohlfahrtsstaatsregime mindestens zwei der ausgewählten Länder zuordnen. Untersucht werden die „liberalen“ Staaten Großbritannien (*Rolf Schmucker*) und Irland (*Andreas Aust*), die „korporatistischen“ Länder Frankreich (*Jochen Steinhilber*), Niederlande (*Nicole Hannemann*) und Österreich (*Markus Schröder*), die „sozialdemokratischen“ Wohlfahrtsstaaten Schweden (*Kai Michelsen*) und Finnland (*Jussi Noponen/Sven Klöer*), sowie Spanien und Griechenland (*Margund Zetzmann*), die dem „postautoritären“ Typus zugerechnet werden können. Leider sind nicht alle Beiträge gleich strukturiert, doch lassen sich grob folgende gemeinsamen Schwerpunkte ausfindig machen: ökonomische Entwicklung, Arbeitsmarktentwicklung und wohlfahrtsstaatliche Entwicklung unter Einbeziehung politischer Diskurse und Entscheidungen. Der untersuchte Zeitraum umfaßt etwa die Jahre 1970 bis 1994. Die einzelnen Aufsätze bieten unabhängig von ihrer Einbindung in die Studie einen guten Überblick über die ökonomischen und sozialpolitischen Entwicklungspfade der einzelnen Staaten. Erfreulich ist vor allem die Einbeziehung von Ländern der euro-

päischen Peripherie, wie Finnland, Irland oder Griechenland, da diese selten in der Literatur zur europäischen Integration berücksichtigt werden.

In seiner Auswertung der Länderstudien resümiert *Bieling* zunächst einen seit Mitte der siebziger Jahre anhaltenden wohlfahrtsstaatlichen „roll-back“-Prozeß. Allerdings berühren die Veränderungen bisher kaum die Grundstrukturen der sozialpolitischen Regulation. „Zwischen der neoliberalen Rhetorik und dem tatsächlichen Umbau der Polity-Struktur klappt eine kaum übersehbare Diskrepanz.“ (S. 353) Für den Autor bedeutet dies aber nicht, daß ein sozialpolitischer Regulationswandel ausbleibt, denn „[d]ie tradierten Regimestrukturen passen sich nur allmählich in die ‚postfordistische‘ Vergesellschaftungsdynamik ein“. (S. 353)

Das Kernproblem der arbeitsmarkt- und sozialpolitischen Regulation ist die anhaltende Massenerwerbslosigkeit. In allen Ländern gab es daher die Hoffnung, über eine Flexibilisierung der Arbeitsmärkte und eine Ausweitung der „atypischen“ Beschäftigungsverhältnisse – die in erster Linie der Anpassung des Arbeitskräftepotentials an die neuen Produktionsstrukturen dienten – auch Beschäftigung zu fördern. In den südeuropäischen Ländern spielte dabei hauptsächlich befristete Beschäftigung eine wichtige Rolle, während in den Niederlanden, Großbritannien und Schweden, weitaus erfolgreicher, vor allem eine Ausweitung der Teilzeitbeschäftigung betrieben wurde. Allerdings konnte mit dieser Strategie in den Niederlanden nicht die hohe Langzeitarbeitslosigkeit bekämpft werden.

Die Transformation der sozialpolitischen Regimes ist laut *Bieling* schwieriger zu charakterisieren. Hier überlagern sich zum Teil gegensätzliche Prozesse in unterschiedlichen Bereichen und ergeben so ein zunächst widersprüchliches Bild. Bezüglich der Finanzierung von Sozialleistungen sieht er zwei Tendenzen. Zum

einen gibt es schwache Anzeichen einer Angleichung der Finanzierungsmodi. Überwiegend steuerfinanzierte Systeme bauen verstärkt beitragsfinanzierte Elemente ein und umgekehrt. Zum anderen existiert eine starke Tendenz, sowohl in steuer- als auch in beitragsfinanzierten Systemen, die Unternehmen deutlich zu entlasten. Eine ähnliche Entwicklung wird bei Struktur und Niveau der Sozialleistungen festgestellt. Einerseits fällt eine vorsichtige Angleichung der Leistungsvolumina ins Auge, zum anderen läßt sich eine stärkere Selektivität der Sozialsysteme erkennen. Dabei existieren national unterschiedliche Strategien. „Während die südeuropäischen Länder (E, GR, F) vornehmlich die sozialen Anspruchsbedingungen restriktiver fassen, reduzieren andere (GB, Ö, NL) primär die sozialen Basisleistungen.“ (S. 366) Wichtig erscheint auch, daß es in allen Gesellschaften spezifische sozialpolitische „Tabuzonen“ gibt, die sich dem Trend weitreichender Einsparungen entziehen können.

Bielings Schlußfolgerungen aus dem empirischen Vergleich der nationalen Entwicklungspfade bleiben etwas widersprüchlich. Zum einen resümiert er, daß die Konvergenz der wohlfahrtsstaatlichen Reorganisation an harte (vor allem institutionelle Regime-) Grenzen stößt. Andererseits „folgt der Funktionswandel der wohlfahrtsstaatlichen Regulation in allen Regimes einem gemeinsamen Muster. Der vormalige Anspruch einer solidarischen wohlfahrtsstaatlichen Inklusion wird zusehends durch die Praxis einer exklusiven, d.h. partikular-selektiven – bisweilen repressiv disziplinierenden –, Sozialversorgung [...] beiseite gedrängt.“ (S. 369) Hier wird deutlich, daß sich Esping-Andersens Regimetypologie kaum mit einem regulationstheoretischen Ansatz, das heißt einer postfordistisch gewandelten sozialpolitischen Regulation, in Verbindung bringen läßt. Wenn in allen Ländern der Grad der Dekommodifizierung abnimmt, die soziale Un-

gleichheit zunimmt und zunehmend liberale Steuerungselemente eingebaut werden, macht die Klassifizierung nach Esping-Andersen zur Beschreibung der wohlfahrtsstaatlichen Realität wenig Sinn. *Bieling* verwirft diese jedoch nicht, sondern spricht lediglich von einer Modifizierung innerhalb der Regimetypen. Angesichts der Datenlage, die sich aus den Länderstudien ergibt, wäre es sinnvoller von spezifisch nationalen institutionellen Rahmen auszugehen, die für die konkrete Ausgestaltung der allgemeinen Entwicklungsrichtung verantwortlich sind.

Der angestrebten Einbeziehung der Akteursperspektive versucht *Bieling* gerecht zu werden, indem er eine Verschiebung der sozialen Kräftekonstellation postuliert: „Die strukturelle Macht des transnationalen Kapitals ist offensichtlicher denn je; die aufstiegsorientierten neuen Mittelklassen haben an Bedeutung gewonnen; die Macht und innere Kohäsion der Arbeiterklasse geht spürbar zurück; und die Gruppe der Marginalisierten wächst zwar an, ohne jedoch politisch relevant zu werden.“ (S. 363) Seine akteurstheoretische Argumentation krankt dabei an ihrer zu einseitigen Betonung ökonomischer Interessen. Die dominante Deutung der gegenwärtigen globalen Situation als Nullsummen-Wettbewerb zwischen den einzelnen Staaten, in dem eine generöse und universalistische Sozialpolitik die nationalen Erfolgsaussichten drastisch verringert, erstreckt sich jedoch über alle Interessengruppen hinweg. Auch die meisten Arbeitslosen fordern mehr Arbeit und nicht höhere Sozialleistungen. Zu fragen wäre daher auch nach kulturellen Ursachen für solche Deutungen. Beispielsweise ist das traditionelle Verständnis von „Arbeit“ und „Nation“ als notwendige Identitätsstifter sehr wohl mit der Vorstellung eines „nationalen Wettbewerbsstaates“ kompatibel.

Trotz des ökonomischen Bias der theoretischen Konzeption handelt es sich

um einen anregenden Band zur Frage der wohlfahrtsstaatlichen Entwicklung in Europa, der vor allem durch seine reichhaltige Empirie überzeugt.

Michael Ebert

Martin Sebaldt, Organisierter Pluralismus. Kräftefeld, Selbstverständnis und politische Arbeit deutscher Interessengruppen, Westdeutscher Verlag, Opladen 1997, 512 S.

In seiner Passauer Habilitationsschrift möchte der Verfasser „synergetische Theoriebildung mit einer umfassenden empirischen Bestandsaufnahme des Wirkens deutscher Interessengruppen und Verbände“ verknüpfen und damit die theoretische und empirische „Fragmentierung“ der politikwissenschaftlichen Verbandsforschung überwinden helfen (S. 13). Das ist ein ebenso verdienstvolles wie ambitioniertes Unterfangen. Das Ergebnis vermag indes nur teilweise zu überzeugen. Obgleich *Sebaldt* in der Zusammenfassung damit kokettiert, nur „die Spitze des Eisbergs organisierter Interessen“ erfaßt zu haben (S. 389) – seinen empirischen Anspruch hat er jedenfalls in weit höherem Maße eingelöst als seinen theoretischen.

Die Leitfragen der Studie sind im Untertitel bereits angedeutet: Untersucht werden *erstens* Beschaffenheit und Entwicklung des Kräftefeldes deutscher Interessengruppen, *zweitens* das Selbstverständnis dieser Gruppen bzw. ihrer Funktionäre, *drittens* Organisation und Intentionen ihrer politischen Arbeit. Als Materialgrundlage dienen neben der einschlägigen Literatur die „Lobbylisten“ des Bundestages aus den Jahren 1974 bis 1994, ferner 602 umfangreiche, mehr oder weniger sorgfältig beantwortete Fragebögen und 24 „Leitfadeninterviews“ mit Verbandsfunktionären. Aus diesen Interviews zitiert *Sebaldt* oft seitenlang und nur durch kurze, eher

kommentierende oder resümierende als interpretierende Einschübe unterbrochen, in aller Ausführlichkeit, aber ohne ersichtlichen Erkenntnisgewinn. Mit seinen theoretischen Überlegungen knüpft er an heute gängige, einschlägige Ansätze zur Analyse moderner Gesellschaften – als Stichworte mögen genügen: Dienstleistungs-, Risiko-, Freizeitgesellschaft sowie Postmaterialismus – und ihrer Interessenorganisation und -politik an. Die „synergetische Theoriebildung“ erschöpft sich indes im wesentlichen in einer Auflistung von „Wechselwirkungen“ zwischen den mit Hilfe dieser Ansätze herauspräparierten Faktoren und Trends (S. 69-73). Wenig stichhaltig erscheint auch die These, erst die Dienstleistungsgesellschaft produziere das „Dienstleistungsunternehmen ‘Verband’“ und den „Dienstleistungsberuf ‘Verbandsfunktionär’“ (S. 70), tauchten doch beide Phänomene bereits im 19. Jh. auf. Der Aufbau der Studie folgt den drei Leitfragen. Zunächst untersucht *Sebaldt* detailliert und in quantifizierender Absicht den Wandel des Kräftefeldes der Interessengruppen zwischen Mitte der siebziger und Mitte der neunziger Jahre. Besonders interessierte ihn, ob sich die oben erwähnten gesellschaftlichen Veränderungen im Verbändesystem bemerkbar machen. Das Spektrum der von ihm berücksichtigten Interessengruppen ist beeindruckend – eine ähnlich umfassende Erhebung existierte bislang nicht. Sein Fazit lautet: Organisationen, die dem tertiären Sektor zuzurechnen sind, konnten ihren Anteil an der Gesamtzahl der Verbände von 60 auf 70 Prozent vergrößern; auch die Entwicklung zu einer Risikogesellschaft spiegele sich auf der Ebene organisierter Interessen deutlich wider – anders als der Trend zur Freizeitgesellschaft und der Bedeutungszuwachs postmaterialistischer Orientierungen; generell konstatiert er eine steigende Organisationsfähigkeit von „latenten Interessen“ (S. 176f.). Allerdings, so seine Einschränkung, gehe der Wandel kei-

neswegs geradlinig und einheitlich vonstatten, sondern „komplex und widersprüchlich“ (S. 381).

Im Anschluß daran wird das Selbstverständnis der Interessengruppen und ihrer Funktionäre analysiert. Hier kann der Verfasser zeigen, daß sowohl die Organisationen als auch deren Vertreter ein hohes Maß an Handlungsautonomie für sich in Anspruch nehmen. Von der in unregelmäßigen Abständen aufkommenden Kritik an den Verbänden blieben die Funktionäre im großen und ganzen unbeeindruckt, Gemeinwohlüberlegungen spielten zwar eine Rolle, doch gelte eine hartnäckige Interessenpolitik als völlig legitim. Alles in allem attestiert er den Verbandsfunktionären ein „solides Selbstbewußtsein“ (S. 240). Letzteres schlug sich auch in der bundespolitischen Arbeit der Interessengruppen nieder. Ihr ist das dritte große Kapitel der Studie gewidmet. Darin beschreibt *Sebaldt* die unterschiedlichen Formen und Strategien lobbyistischer Aktivitäten. Sein Bemühen, diese Tätigkeiten zu entmystifizieren, verdient durchaus Beifall; allerdings mutet beispielsweise sein

Vertrauen darauf, daß „persönliche Gespräche mit politischen Akteuren“, die in der Regel in deren Geschäftsräumen stattfänden, „per Terminkalender und Protokoll sofort aktenkundig“ werden würden (S. 378), reichlich naiv an.

Trotz der imposanten Materialfülle hinterläßt das Buch mit seinen zehn Schaubildern, 120 Tabellen und 122 Übersichten einen zwiespältigen Eindruck. Für die 75 (!) eng- und kleinstbedruckte Seiten umfassende Bibliographie wird zweifellos jeder, der Verbandsforschung betreibt, dankbar sein. Aber vieles, was *Sebaldt* mit großem Aufwand und Fleiß herausgefunden hat, ist aus älteren Monographien und Überblicksdarstellungen bereits bekannt; freilich hat er manche dieser Befunde auf eine breitere empirische Basis gestellt. Und das eigentliche interessenpolitische *Kräftefeld* wird durch seinen Ansatz, der zu wenig zwischen „mächtigen“ und „machtlosen“ Verbänden differenziert, allzu sehr eingeebnet.

Werner Bühner

Resümees

Dieter Rink

Politisches Lager und ständische Vergesellschaftung. Überlegungen zum Milieukonzept von M. Rainer Lepsius und dessen Rezeption in der deutschen Geschichtsschreibung

In diesem Aufsatz werden zunächst die Milieukonzepte von M. Rainer Lepsius und seine Milieu-Typologie vorgestellt und diskutiert. Im zweiten Teil wird die Frage aufgegriffen, ob und inwiefern die von Lepsius entwickelte Begrifflichkeit für die historische Forschung geeignet ist. Ziel des Beitrags ist die Problematisierung der Begrifflichkeit.

Thomas Adam

Wie bürgerlich war das sozialdemokratische Milieu?

Adam untersucht in seinem Aufsatz das sozialdemokratische Milieu Leipzigs. Leipzig wurde noch vor Berlin und Hamburg zur Hochburg der „Arbeiterkulturbewegung“ aus zwei Gründen. Erstens, weil die tägliche Arbeitszeit für Arbeiter hier früher als in den anderen Industriezentren reduziert wurde, so sie über einen großen Freizeitfonds verfügten, der es ihnen erlaubte, „Arbeiterkulturvereine“ zu gründen und sich darin zu organisieren. Zweitens erhielten die Leipziger Arbeiter überdurchschnittlich hohe Löhne, die eine kulturelle Betätigung ermöglichten. Das sozialdemokratische Milieu Leipzig war kein homogenes Arbeitermilieu sondern ein sozial heterogenes, das Angestellte, Beamte und kleine Unternehmer einschloß. Die hier entstandene „Arbeiterkultur“ war keine Gegenkultur, sondern eine Subkultur, die letztlich gesellschaftlich integrierend wirkte.

Detlef Schmiechen-Ackermann

Nationalsozialismus und proletarische Quartiersmilieus. Anpassungs- und Verweigerungsverhalten in großstädtischen Arbeitervierteln

Schmiechen-Ackermann geht der Frage nach, wie es der NSDAP gelang, in großstädtischen Arbeitervierteln Fuß zu fassen. Ausgehend von der These, daß die Großstädte der zwanziger und dreißiger Jahre durch soziale Segregation und eine noch deutlicher ausgeprägte politische Fragmentierung charakterisiert waren, analysiert er die Strategie der Nationalsozialisten bei der Eroberung der Arbeiterviertel Hannovers. Er kommt zu dem Schluß, daß die Nationalsozialisten ausgehend von ihrer eindeutig „bürgerlichen“ Operationsbasis in den frühen dreißiger Jahren über die SA den Straßenkampf in die sozial gemischten Wohnviertel und in nicht sehr homogene und daher auch politisch instabile Arbeiterwohnquartiere trug. Dazu traten gezielte und wohl kalkulierte Vorstöße in die „roten“ Kieze.

Heiko Tammerna

Milieu, Lager und Solidargemeinschaft – Spurensuche in einer kleinen Stadt

Tammerna begibt sich in seinem Aufsatz auf die Spurensuche in die Kleinstadt Luckenwalde, um hier empirisch die theoretischen Konstrukte Milieu, Lager und Solidargemeinschaft wiederzufinden. Diese drei Begriffe sind für ihn nicht konkurrierende Theorien, sondern Bestandteile eines Modells, in dem die Solidargemeinschaft den Kern bildet, um den sich die Kreise des Milieus und darum die des politischen Lagers ziehen. In der einstigen Hutmacherstadt dominierten von der Monarchie bis gegen Ende der Weimarer Republik zwei Lager, das sozialistische und das bürgerlich-nationale, zwischen denen es keine Vermittlung gab. Die in anderen Milieuuntersuchungen als weitgehend sicher angenommene Auflösung der Arbeiterkulturbewegung gegen Ende der zwanziger Jahre scheint das Luckenwalder Beispiel nicht zu bestätigen.

Helge Matthiesen

Weder konservativ noch Milieu?

Matthiesen geht in seiner Studie der Frage nach der Existenz konservativer und liberaler Milieus im pommerschen Greifswald nach. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß es im Kaiserreich kein separates konservatives und liberales Milieu gegeben habe, sondern Konservative gemeinsam mit den Liberalen ein vaterländisches Lager bildeten, das über zwei Aktionsausschüsse verfügte. Gegensätze zwischen Liberalen und Konservativen wurden ausschließlich auf der Ebene der Parteien ausgetragen. Erst in den zwanziger Jahren kam es zu einer nachholenden Milieubildung, in deren Ergebnis sich aus dem vaterländischen Milieu ein konservativ-nationales Milieu unter Führung der DNVP herauszulösen begann.

Benjamin Ziemann

Das Ende der Milieukoalition. Differenzierung und Fragmentierung der katholischen Sozialmilieus nach 1945

Im Gegensatz zu manchen populären Vorstellungen war die Intensität des religiösen Aufbruchs im westdeutschen Katholizismus nach dem Zusammenbruch der NS-Diktatur 1945 nur eng begrenzt, wie quantitative Daten zur Kirchenbindung belegen. Die Erosion der katholischen Sozialmilieus setzte sich während der gesamten fünfziger Jahre mit steigender Geschwindigkeit fort. Von wesentlicher Bedeutung für die Milieuerosion war das Ende der traditionell prekären Milieukoalition verschiedener sozialer Bewegungen im deutschen Katholizismus in der Nachkriegszeit.

Abstracts

Political camps and „estate society“. Reflections on the concept of milieu by M. Rainer Lepsius and its reception in German historiography
by Dieter Rink

This essay deals itself with the milieu-concept or the milieu-concepts of M. Rainer Lepsius and his typology of the German milieus between 1871 and the 1920ies. In the second part the question will be discussed, how the sociological methodology of Lepsius can approach in historical research. The purposes of this paper are to discuss the categories and to propose fresh interpretation of the concepts.

How bourgeois was the social-democratic milieu?
by Thomas Adam

Adam examines the social-democratic milieu of Leipzig. Leipzig became the stronghold of the so-called worker's culture movement before Berlin or Hamburg for two reasons. First, a reduction in the number of hours worked each day took place in Leipzig earlier than elsewhere. Hence, Leipzig workers enjoyed a larger block of free time much sooner than workers elsewhere, which allowed them to organize and expand a range of cultural associations. Second, exceptionally high wages made it possible for a large proportion of the Leipzig workforce to afford such activities. The social-democratic milieu of Leipzig proved to be a socially heterogeneous milieu, in which not only workers, but also white-collar employees, officials, and even small entrepreneurs, were integrated. The culture of the Leipzig labour movement cannot be described as a counter-culture; rather it was a component culture with an integrative function.

National Socialism and the milieus of proletarian neighbourhood. Assimilation behaviour and resistance in working-class neighbourhoods of big cities
by Detlef Schmiechen Ackermann

The essay based on his research of working class neighbourhoods in Hannover. He asks how the NSDAP succeeded in penetrating urban working class culture. Building the thesis that urban political culture in the 1920s and 1930s was characterized by social segregation and fragmentation, he concludes that departing from their clearly „bourgeois“ organisational framework the NS entered by the SA's street fighting, the socially not very homogeneous and thus politically instable working-class neighbourhoods.

Milieu, camp and Solidargemeinschaft – Looking for milieus in a small town

by Heiko Tammerna

Tammerna's research into the political structure of the town of Luckenwalde (Brandenburg) tests the theoretical constructs of *Milieu*, *Lager* and *Solidargemeinschaft*. Rather than seeing these as competing, mutually exclusive theories, he argues that each describes a part of general theoretical model of political culture. The kernel is the *Solidargemeinschaft*, which is, in turn, contained within a political milieu and, then, within a wider *Lager*. From the Kaiserreich until the end of the Weimar Republic Luckenwalde was characterized by its two exclusively political cultures – a socialist one and a bourgeois-nationalist one. His research also undermines the widely accepted argument that distinct working class culture movement was dissolved by the emergence of mass culture.

Neither conservative nor milieu?

by Helge Matthiesen

The essay asks whether conservative and liberal milieus existed in the Pommerian city Greifswald. He comes to the conclusion that separat conservative and liberal milieus did not exist in the Kaiserreich. Instead, Conservatives and Liberals were integrated in a national milieu. This national milieu had two *Aktionsausschüsse*. These two sides worked out their differences exclusively at the party level. Only in the 1920s did a distinct national-conservative milieu emerge under the leadership of the DNVP.

The end of the milieu coalition. Differentiation and fragmentation of the catholic social milieu

by Benjamin Ziemann

In opposition to some popular views the intensity of religious revival in West-German Catholicism after the collapse of Nazi-dictatorship in 1945 Ziemann's research about church attendance shows that this revival was very small. The erosion of the catholic social-moral milieu continued during the 1950s with growing speed. It was of decisive importance for this development that the ever precarious coalition of different social movements within German Catholicism broke down in the post-war period.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Thomas Adam, Universität Leipzig, SFB 417

Werner Bramke, Prof. Dr., Universität Leipzig, Historisches Seminar

Werner Bühner, Dr. phil. habil., Technische Universität München, Institut für Sozialwissenschaften, Lehrstuhl für politische Wissenschaft

Michael Ebert, Dipl.-Soz., Georg-August-Universität Göttingen, Graduiertenkolleg „Die Zukunft des europäischen Sozialmodells“

Helmut Goerlich, Prof. Dr., Universität Leipzig, Institut für Rechtswissenschaften

Solvejg Höppner, Leipzig

Adam Jones, Prof. Dr., Universität Leipzig, Institut für Afrikanistik

Marion Marquardt, Prof. Dr., Université de Tours

Helge Matthiesen, Dr. phil., Journalist

Matthias Middell, Dr. phil., Universität Leipzig, Zentrum für höhere Studien

Jürgen Müller, Dr. phil., Mannheim

Uwe Müller, Dr. phil., Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Wirtschaftsgeschichte

Michael Riekenberg, Prof. Dr., Universität Leipzig, Historisches Seminar

Dieter Rink, Dr. phil., UFZ-Umweltforschungszentrum, Sektion Angewandte Landschaftsökologie

Detlef Schmiechen-Ackermann, Dr. phil. habil., Freie Universität Berlin, Forschungsstelle Widerstandsgeschichte

Friedemann Scriba, Dr. phil., Evangelisches Schulzentrum Leipzig

Heiko Tammerna M. A., Universität Göttingen, Seminar für Politikwissenschaften

Stefan Troebst, PD Dr. phil. habil., Freie Universität Berlin, Fachbereich Kultur- und Geschichtswissenschaften

Benjamin Ziemann, Dr. phil., Ruhr-Universität Bochum, Institut zur Erforschung der Europäischen Arbeiterbewegung

Revue de synthèse

Revue trimestrielle fondée en 1900 par Henri Berr

Rédacteur en chef : Éric Brian
Secrétaire de rédaction : Agnès Biard

N° 4/1998

125 F/19,06 €

MATHÉMATIQUES À L'ÉPREUVE DE L'ÉCRITURE

Éric BRIAN. — Présentation/*Introduction*

Jean-Pierre CLÉRO. — La réflexion benthamienne sur les mathématiques/*Benthamite reflexion on mathematics.*

Maurice CAVEING. — L'histoire des mathématiques de l'Antiquité/*History of the mathematics of Antiquity.*

Franck ACHARD. — La publication du *Treatise on electricity and magnetism* de James Clerk Maxwell/*The publication of James Clerk Maxwell's Treatise on electricity and magnetism.*

Olivier KELLER. — Questions ethnographiques et mathématiques de la préhistoire/*Ethnographic and mathematical questions on prehistory.*

Claude ROSENAL. — Histoire de la logique floue. Une approche sociologique des pratiques de démonstration/*History of fuzzy logic. A sociological approach on demonstrative methods.*

REVUES CRITIQUES

Marco PANZA. — Peirce et le continu.

Jean-Pierre CLÉRO. — Une théorie des fictions peut-elle être utile en épistémologie ?

Direction et rédaction

Fondation « Pour la science »
Centre international de synthèse
12, rue Colbert - 75002 Paris

Tél. +33(0)1.42.97.50.68

Fax. +33(0)1.42.97.46.46

Adresse électronique
synthese@filnet.fr

Diffusion au numéro

Éditions Albin Michel
22, rue Huyghens - 75014 Paris
Tél. +33(0)1.42.79.10.00

Abonnements 1999

France : 330 F/50,30 €

Étranger : 400 F/61,00 €

Hudol. Gestion informatique
Abonnements à la Revue de synthèse
17, rue Leconte-de-Lisle - 91320 Wissous
Tél. +33(0)1.60.11.68.90
Fax. +33(0)1.60.11.69.08

Aus dem Inhalt

- Dieter Rink* Politisches Lager und ständische Vergesellschaftung. Überlegungen zum Milieukonzept von M. Rainer Lepsius und dessen Rezeption in der deutschen Geschichtsschreibung
- Thomas Adam* Wie bürgerlich war das sozialdemokratische Milieu?
- Detlef Schmiechen-Ackermann* Nationalsozialismus und proletarische Quartiersmilieus. Anpassungs- und Verweigerungsverhalten in großstädtischen Arbeitervierteln
- Heiko Tammerna* Milieu, Lager und Solidargemeinschaft – Spurensuche in einer kleinen Stadt
- Helge Matthiesen* Weder konservativ noch Milieu?
- Benjamin Ziemer* Das Ende der Milieukoalition. Differenzierung und Fragmentierung der katholischen Sozialmilieus nach 1945

Forum

- Stefan Troebst* Nordosteuropa als historischer Konflikt- und Kooperationsraum